Heinrichs Romfahrt

Jakob Christoph Heer

Digitized by Google

R 50

UNS 207 I. 14

MS 282 A. 1
Rep G. 5755

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Heinrichs Romfahrt

Roman von

Jakob Christoph Heer

1.–60. Auflage

Frauenfeld und Leipzig
Verlag von Huber & Co.

Digitized by Google

Copyright 1918 by Huber & Cy. / Frauenfeld

Druck von Huber & Co. in Frauenfeld

Digitized by Google

Erstes Kapitel

Ende der siebziger Jahre war's. –

Da wanderte Heinrich Landsiedel, bisher Student in Tübingen, aus seiner Heimat am Neckar über die Berge der schwäbischen Alb und durch das Tal der Schussen an den Bodensee hinab und kam in das Städtchen Bregenz.

Allerlei Schweres lag in seiner Brust. Vor vier Wochen hatte er im Beisein einer großen Verwandtschaft droben auf dem Kirchhof von Tübingen die Mutter begraben und mit ihr die einzige Seele verloren, die selbstlos an ihm hing. Else, die Schwester? – Nein, an die wollte er nicht denken; sie hatte bei der Teilung der mütterlichen Hinterlassenschaft zu seinem Schaden zusammengehamstert, was das Zeug hielt und ihn im Streit davonziehen lassen. Rösle, die Liebste? – Pfui, Teufel! – Die hatte ihn bis ins Herz hinein verraten.

Wohl gab es unter den Stiftlern und Studenten etliche Freunde, von denen er nicht gern geschieden war. Da er aber durch den Tod der Mutter völlig unabhängig im Leben stand, hatte er dem aus Goethe gesogenen Drang nach Italien nachgegeben, die hoffnungsreich betriebenen Studien abgebrochen und ließ nun seiner Wander- und Abenteuerlust freien Lauf.

Bald mit hellen, bald mit dunkeln Gedanken wanderte er und stieg von Bregenz im sonnigen Nachmittag durch die Maienpracht des Waldes zum Wallfahrtskirchlein auf dem Gebhardsberg empor.

Digitized by Google

Die großen, tiefblauen Augen strahlten ihm vor Lebensfreude; über dem kräftigen Mund stand ihm der blonde Schnurrbart; von den Schläfen halb in die Wangen lief ihm der kurzgestutzte Backenbart, der ihm das etwas eckige Gesicht hübsch, doch ein wenig altväterisch rahmte, und auf der Stirn saß ihm der zu seinem hellblauen, guttuchenen Rock abgestimmte Filz. Die Brust vorgedrängt, schwang er mit einem Ueberschuß sorgloser Kraft den Knotenstock, und wer den noch ziemlich jugendhagern Mann so wandern und steigen sah, erhielt von ihm das Bild eines gesundfrischen, glücklichen Menschen, dem harte Erfahrungen bisher erspart geblieben waren und der darum der Welt ein um so wärmeres Herz entgegenbrachte.

Nun, warum sollte sich Heinrich Landsiedel von den Heimaterinnerungen zu tief betrüben lassen? —

Er hatte ja einen beträchtlichen Reisepfennig auf sich, in einer Geheimtasche in Zwanzigfrankenstücke umgewechselt noch jene fünfhundert Mark, die ihm sein Schwager Wilhelm für die Italienfahrt vom mütterlichen Erbe hatte herausgeben müssen. Damit konnte er, von Geldsorgen unbeschwert, wohl bis nach Rom gelangen und sich dort behaglich umsehen, was weiter beginnen.

Nun hatte er die Felsenzinne des Gebhardsberges erreicht. Ueber den strömenden Aachfluß dahin blickte er nach dem im Süden getürmten Kranz der Schneeberge, auf den Rhein, der wie eine silberschuppige Schlange daraus hervorbrach, auf die friedlichen Ortschaften zur Linken und Rechten. Vor Schönheit wurde ihm fast feierlich zu Mut, und was noch Schweres aus der Heimat durch seine Seele beben mochte, glitt von ihm ab.

Nur eines wundervollen Tages aus seiner Knabenzeit gedachte er. Es war zu Beginn des Herbstes. Da lief durch das Neckartal die Kunde: Auf den Höhen der Alb kann man die Schweizerberge sehen! Man sprach davon als einem Ereignis, das sich oft lange Sommer nicht wiederholte. Alt

Digitized by Google

und jung pilgerten auf die Kalkrücken des Gebirgs, er selber mit seinem Vater auf den Roßberg, ein paar Stunden hinter Reutlingen. Und siehe da: In der westlichen Ferne ragte es wie von Silbertafeln in die weiche Bläue des Himmels; märchenhaft, unirdisch schwebten sie in ihrem Glanz, und je mehr die staunenden Augen hinsahen, war es, als ob die heiligen Tafeln in leichtem Flug nach der Höhe begriffen seien, hinauf von der Erde zu Gott! — Das war sein erster, unvergeßlicher Eindruck der Alpen.

Nun sollte es ihm schon in den nächsten Tagen vergönnt sein, selber durch die herrlichen Berge zu ziehen. Darüber schlug ihm das Herz höher.

Während er sich selig der Naturfreude hingab, bemerkte er einen Kunstmaler, der lässig an einem Bild der Kapelle herumbastelte, das Werkchen in einen bereitgehaltenen Rahmen steckte und es einigen Besuchern der Felsenwarte zum Verkauf anbot. Auch ihm. Das Bild war hübsch, namentlich die Gruppe ländlicher Pilger, die auf den Knien zum Tor des altersgrauen Heiligtums emporrutschten. Er hatte dafür keine Verwendung; es freute ihn aber für den Künstler, als eine junge, schwarzgekleidete Dame, die in Begleitung einer Ordensschwester auf die Höhe gestiegen kam, das Werklein um ein Zehnguldenstück erwarb.

Eine Viertelstunde später fügte es sich wie von selber, daß der Maler und er an demselben Tisch unter grünen Bäumen das Abendbrot verzehrten und sie mit einander in ein zwangloses Plaudern gerieten.

Dabei ergab sich, daß sie beide Fremdlinge in Bregenz waren und für den folgenden Tag dasselbe Ziel hatten: Chur! Der Maler, dessen blasses, schmales Gesicht von einem dunkeln Vollbart umgeben und von einem breiten Strohhut überschattet war, nannte sich Paul Grüsch, erzählte, daß er aus München komme und vom Bischof in Chur, der noch ein entfernter Verwandter von ihm sei, den Auftrag erhalten habe, alte, wertvolle Fresken in der Hof-

Digitized by Google

kirche wieder aufzufrischen. Das werde ihn gegen ein halbes Jahr beschäftigen. Wenn er auch nicht viel auf den frommen Herren halte, so sei es doch Tatsache, daß die Kunst im Schatten der Kirche am besten gedeihe. Er habe diese glückliche Wendung nötig. In München, wo er bisher gelebt habe, würden doch nur Bilder von einem engen Kreis allerberühmtester Maler verkauft, während Verkennung das Los der andern sei, auch das seine, da er in der Kunst eigene Wege gehe.

Nein, um die Einkünfte des Malers stand es wohl nicht gut. Sein im Schnitt mit einer gewissen Eleganz gebautes Kleid war bis zur Schäbigkeit abgetragen. Doch mußte er auch schon bessere Tage gesehen haben. In Rede und Gebärde offenbarte sich seine Weltgewandtheit. Der Künstler, der auf seinen Fahrten weite Länder gesehen hatte, entwickelte ein Erzählertalent, von dem sich Heinrich aufs höchste fesseln ließ, namentlich aus Florenz und Rom, die er wie ein Stück Jugendboden kannte, und schwärmte von Italien als dem einzigen Lande, in dem das Leben für einen künstlerisch begabten Menschen überhaupt lebenswert sei.

„Zuerst hielt ich Sie selber für einen Italiener", gestand Heinrich.

„Meine Mutter war Italienerin", lächelte Grüsch versonnen; „aber ich selber bin Bündner."

Was er über sich erzählte, war mit einer halb fröhlichen, halb traurigen Selbstverspottung durchwürzt, oft mit einer weichen Melancholie, die ihm einen Anflug genialen Wesens gab.

Unter Gesprächen, die ganz nach Landsiedels Herzen waren, stiegen sie wieder nach Bregenz hinunter und vereinbarten, daß sie die Reise nach Chur am andern Tag gemeinsam zurücklegen wollten, eine Strecke mit der Bahn, den Rest des Weges aber zu Fuß, durch das Lichtensteinerländchen und die bündnerischen Weindörfer bis nach der alten Bischofstadt. In Heinrichs Brust flammte eine Begeiste-

Digitized by Google

rung für Italien, wie nie zuvor. Bevor er die Nachtruhe fand, schlug er noch Goethes Elegien auf und, als er endlich einschlief, träumte ihm von einer Römerin.

Am andern Tag gefiel ihm der Wandergefährte nicht mehr so wohl wie am Vorabend. In dem sonst angenehm und bedeutend geschnittenen Gesicht des Malers störte ihn manchmal ein listiges Lächeln und Augenzwinkern; doch ehe er sich darüber Rechenschaft gegeben hatte, kam er über den Anekdoten und Schnurren, die Grüsch vorbrachte, wieder in die gestrige heitere Stimmung. Sie durchschritten die Weindörfer. Unter der Vorgabe, daß er sich ausruhen müsse, drängte der Künstler da und dort zur Einkehr und reihte eine Erzählung im Stile Boccaccios an die andere. Der wohlgemute Schwabe ließ es sich gefallen, daß sie Chur erst am Spätabend erreichten, als die Gassen menschenleer und er vom Wandern und Wein todmüde war.

Er erwartete, daß sich nun der Maler von ihm verabschieden werde und hielt schon ein paar Dankesworte für gute Weggesellschaft bereit. Grüsch aber sagte: „Ich mag meine alten Verwandten nicht mehr belästigen; sie sind alle Frühschläfer. Gehen wir miteinander in ein einfaches Gasthaus." Er führte den Ermatteten durch schlecht erleuchtete Gäßchen und Winkel und endlich durch eine Hintertüre in das Gasthaus zur „Schwalbe", deren Wirtsraum im obern Stockwerk lag.

Auf der steilen, schmalen, ausgelaufenen Treppe zögerte Heinrich. „Teufel, in der alten Truhe gefällt es mir nicht", versetzte er übelgelaunt.

„Es war ein bekanntes, gutes Haus; aber der Wirt muß gewechselt haben. Ich finde es selber nicht mehr so heimelig wie früher", erwiderte der Maler.

An einen Rückzug war nicht mehr zu denken; denn schon eilte ihnen eine üppige, braunhaarige Kellnerin entgegen, bemächtigte sich Heinrichs Ranzen und lachte zum Guten Abend mit breitem, blühendem, doch nichtssagendem Gesicht.

Digitized by Google

„Wo ist denn mein alter Schatz, die blonde Julia?" scherzte Grüsch.

„Weiß Gott!" erwiderte das dralle Mädchen, das eine Korallenkette durchs Haar gewunden trug. „Jetzt müssen Sie sich halt mit einer Mina begnügen", und der hinzutretende Wirt, ein schmächtiges und verwittertes Männchen führte die Gäste mit seifiger Höflichkeit in die wenig beleuchtete Eßstube.

Mißmutig fügte sich Heinrich in das Quartier; gleich nach dem Nachtessen drängte er zum Schlafengehen; aber Grüsch rief: „Mina, eine Flasche Sasella — Landsiedel, wenn ich schon nur ein fahrender Kunstmaler bin, Abschied müssen wir doch feiern. Am liebsten käme ich mit Ihnen nach Rom und wäre dort Ihr Führer; aber da ich hier bleiben muß, wollen wir die ewige Stadt doch mit einem Trunk leben lassen."

Er geriet wieder in sein kurzweiliges Erzählen. Heinrich tat Bescheid und blieb halb aus Höflichkeit, halb aus Neugier. Mina, das ebenso ungebildete wie gutmütige Geschöpf füllte die Gläser fleißig mit dem feurigen Veltlinerwein nach, schaute ihm mit den grauen Augen verliebt ins Gesicht und wandte sich, als er stumpf blieb, dem Maler zu. Die Müdigkeit übernahm ihn; bald hörte er das lachende Geschwätz der beiden nur noch wie einen plätschernden Bach; dann schlief er völlig ein und merkte erst, daß er noch am Tisch saß, als ihn das Mädchen mit einem saftigen Kuß auf die Wange weckte und sagte: „Wie schad' — es ist leider Polizeistunde!"

Am Morgen erwachte er mit einem rasenden Stechen im Kopf; er wußte nicht mehr recht, wie er vom Tisch ins Bett gekommen war; nur an den Kuß der Kellnerin erinnerte er sich, den er sich nun eilig vom Backen wusch, und daß ihm Grüsch beim Ausziehen behilflich gewesen war.

Es mochte wohl schon spät sein. Wohin hatte er die Uhr verlegt, die vom Vater ererbte silberne Uhr? —

Digitized by Google

Umſonſt ſuchte er, und unbewußt langte er nach ſeinem Geldbeutel, einem noch von ſeiner Braut Rösle ſtammenden, kunſtreich aus geſchliffenen Stahlperlen gearbeiteten Stück.

Er fehlte! — Nun überlief es ihn ſiedend heiß. Da bemerkte er auf dem Tiſchchen ein Blatt Papier, auf dem ein Zweifrankenſtück lag. — Wie kam das daher? —

Er las: „Verzeihen Sie, daß ich Ihre Einfalt mißbrauchen muß. Sie machen dadurch vielleicht eine nützliche Erfahrung für Ihr künftiges Leben. Anbei noch ein Reiſepfennig, und um Ihre Rechnung im Gaſthaus machen Sie ſich keine Sorgen. Da Sie ein guter Kerl ſind, geſtatte ich mir, ſie mit der meinen zu begleichen. Wenn Ihnen am Schadenerſatz gelegen iſt, wenden Sie ſich durch den Herrn Polizeidirektor von Chur, den ich ſchön grüßen laſſe, und an meinen Vater. Ihr Paul Grüſch!"

Heinrich war es, ihm ſei mit einem Beil auf den Kopf geſchlagen worden.

Beſtohlen — beſtohlen!

Im gleichen Augenblick durchzuckte ihn aber eine Hoffnung. In dem Beutel hatte ja nur ſein Silbergeld geſteckt; ſein Gold aber — dreißig Napoleons d'or mußten noch in der Geheimtaſche auf der Innenſeite der Weſte ſein. Danach fuhr er mit fiebrigen Händen und wühlte noch, als er ſchon wußte, daß Grüſch auch dieſes Geld gefunden hatte — Leer — leer — leer!

„Der Schuft — der Schuft!" ſtieß er hervor. Tränen der Wut ſtiegen ihm in die Augen.

Als er in namenloſer Verwirrung dem Wirt Anzeige von dem Diebſtahl machte, erſchrak dieſer wohl auch, tröſtete ihn aber, es handle ſich wohl bloß um einen ſchlechten Witz des Malers. Grüſch habe die Rechnung beider bezahlt und ſei, allerdings ſchon um ſechs Uhr, aus dem Gaſthaus gegangen, aber ohne jede auffällige Eile und mit dem Bericht, er ſteige in die Hofkirche hinauf, wohin ihm ſein Freund, wenn er ſich ausgeſchlafen habe, nachfolgen möge.

Digitized by Google

Mina, die Kellnerin, die verblasen und übernächtig aussah, heulte und beteuerte ihre Unschuld; sie sei wohl gern mit den Männern fröhlich, aber in Gelddingen habe sie ein gutes Gewissen.

„Ach, wer gibt denn Ihnen die Schuld, Sie dummes Frauenzimmer", brauste Heinrich auf, „und Ihnen auch niemand, Herr Wirt. Wozu die unnützen Entschuldigungen. Zeigen Sie mir jetzt lieber den Weg auf die Polizeidirektion!"

Als sie aus dem Gasthaus traten, schlug es von den Türmen der Stadt neun Uhr.

Der unbedeutende und furchtsame Wirt, der mit sauersüßer Miene neben Landsiedel ging, drängte zuerst in die Hofkirche hinauf. In den Stühlen knieten ein paar Mädchen und Frauen; aber wie der Bestohlene erwartet hatte, war Grüsch nicht da. Als sie dem Sakristan begegneten, gab er ihnen die Auskunft, daß sich während der ganzen Morgenfrühe kein Mensch habe blicken lassen, den man hätte für einen Kunstmaler halten können, und daß auch keiner zur Wiederherstellung alter Bilder angemeldet sei. Erst jetzt führte der Wirt seinen Gast mit einigem Sträuben auf das Polizeiamt, über dunkle Stiegen empor in eine alte, eichengetäfelte Amtsstube.

Da saßen an zwei einander gegenübergestellten Pulten der behäbige Polizeidirektor und sein Schreiber und ließen sich im ersten Augenblick in ihrer Morgenidylle nicht stören. Jener war in eine Zeitung vertieft und qualmte aus einer halblangen Pfeife; dieser fütterte durch einen Fensterschieber die Spatzen auf dem Sims und scharmützierte nebenbei, obgleich er verwachsen und sein Gesicht durch eine eingedrückte Nase sehr häßlich war, mit den Mädchen, die auf der Straße gingen. Heinrich konnte seine erregte Stimmung in der Betrachtung der bunten Wappen, welche die Decke schmückten, und des mächtigen, alten Kachelofens beruhigen, auf dem die Tugenden in schwellenden Frauengestalten abgebildet waren,

Digitized by Google

die Redlichkeit, die Keuschheit, die Mäßigkeit und was sonst noch der Schmuck der rechtschaffenen Bürger ist.

Nun reckte sich aber der Amtmann mit Schneuzen empor, nahm eine halbmilitärische Stellung an und den Blick scharf auf den Fremdling richtend, fragte er mit leichter Schalkerei: „Nun, was gibt's?"

„Ich bin bestohlen worden!" antwortete Landsiedel dumpf.

„So, — das erlebt in Chur nicht jeder — Sie sehen, wir haben nicht übermäßig viel Arbeit", versetzte der Direktor gleichmütig.

Als ihm Heinrich den Abschiedszettel des gestrigen Wandergefährten überreichte, ging ein Lächeln über das joviale Gesicht des Beamten. „Ich und derjenige, der mir da Grüße schickt, kennen uns freilich. Ich habe ihn vor drei Tagen aus dem Gefängnis entlassen." Er reichte das Blatt auch dem Schreiber.

„Paul Forta!" versetzte der Verwachsene. „Es ist also zuerst der Bruch der Landesverweisung anzumerken."

Der Direktor wandte sich mit einer Reihe von Fragen über die äußere Erscheinung des Diebes an den Wirt, ließ dann das schwitzende Männchen laufen und fragte Heinrich: „Wie steht es denn mit Ihren Papieren?" Als er daraus ersah, daß der junge Mann Student in Tübingen gewesen war, versetzte er freundlich: „Ich habe in Heidelberg ein paar Semester gehört und im „Roten Ochsen" manchen Kommers mitgetan; es langte mir aber doch nicht zum Doktorhut. Der Draht ging mir vorher aus. — Nun aber Ihr Abenteuer mit Forta oder Grüsch!"

Und der junge Reisende erzählte.

„Das späte Eintreffen in Chur war natürlich berechnet", sagte der Polizeidirektor", ebenso das Quartier in der „Schwalbe", wo der Wirt kürzlich gewechselt hat."

„Und halten Sie es für möglich, daß ich wieder in den

Digitized by Google

Beſitz des Geldes gelange?" eilte die Frage auf Heinrichs Lippen.

Der Direktor zuckte die Schultern, und auf ſeinem Geſicht lag der Zweifel. „Die Fahndung werden wir zwar ſelbſtverſtändlich ſofort aufnehmen", verſetzte er; „aber es ſind bereits vier Stunden, ſeit ſich Forta aus dem Staube gemacht hat. Er kann bereits auf deutſchem oder öſterreichiſchem Boden ſein; er kennt natürlich die Vorteile der Landesgrenzen, über die ſich der Nachforſchungsdienſt ſtets verumſtändlicht. Gelegentlich wird er ja ſchon da oder dort gefaßt und dann von uns wegen des Diebſtahls zur Verantwortung gezogen werden. Ihr Geld aber wird verloren ſein."

Den Eindruck ſeiner Worte las er in dem verzweifelten Geſicht des Italienfahrers.

Heinrich griff zum letzten Strohhalm. „Und die Andeutung Fortas, daß ich mich um Schadloshaltung an ſeinen Vater wenden ſolle?"

„Auch die wird Ihnen nichts helfen", erwiderte der Beamte; „es iſt eine alte Bosheit des Schwindlers, die von ihm Betrogenen an ſeinen Vater zu verweiſen. Ich will Ihnen doch kurz berichten, wer Forta iſt. Vor etwa dreißig Jahren lebte in unſerer Stadt eine junge Italienerin, die jedermann unter dem Namen die „ſchöne Beata" kannte. Ihr Ruf war tadellos. Eines Tages aber verſchwand ſie, und erſt nach vielen Jahren erwachte noch einmal die Erinnerung an ſie. In Chur tauchte ein ſechzehnjähriger Junge auf, der wohl mit Recht behaupten durfte, ihr Sohn zu ſein, der aber zugleich eine auffällige Familienähnlichkeit mit einem angeſehenen Bürger der Stadt, dem Kaufmann und Rat Paul Grüſch beſaß, mehr ſogar als die ehelichen Kinder des Mannes. So kam ein altes Liebesgeheimnis zwiſchen Grüſch und der ſchönen Beata an den Tag, und der Junge, deſſen Mutter inzwiſchen geſtorben war, beſaß Briefe, die ſeine Abſtammung erhärteten. Grüſch

Digitized by Google

kam ihm entgegen, rüſtete ihn mit Geldmitteln aus, ließ ihm auswärts eine gute Bildung angedeihen; aber ſtets ſteckte Paul Forta wieder in Chur und verlangte nichts weniger als den Namen ſeines Vaters tragen zu dürfen. So hätte ihn ſeine Mutter, von der er übrigens mit leidenſchaftlicher Liebe ſprach, von früh bis ſpät zu ihrem Tod angewieſen. In dieſem Punkt aber widerſtand ihm Grüſch aus Rückſicht auf ſeine Familie, Frau und Söhne, und ließ endlich den unbequemen jungen Mann durch die Polizei über die italieniſche Grenze ſchaffen. Das war die böſe Wendung im Leben Paul Fortas. Ueber der Ehrenkränkung wurde er ein Verſchwender und Lump, der, wie vor Ihnen, ſelbſtmächtig unter dem Namen ſeines Vaters auftrat, und nur aus dem Trieb, ihn zu ärgern, Streich auf Streich folgen ließ. Wein, Weiber und Spiel verdarben dann Forta völlig; vor fünf Jahren ließ er ſich in St. Moritz eine Heiratsſchwindelei mit einer amerikaniſchen Großmetzgerstochter zu ſchulden kommen; mit dem koſtbaren Schmuck der Verlobten wollte er nach Aegypten fliehen, wurde aber in Venedig verhaftet, heimgeliefert und wir machten miteinander die erſte amtliche Bekanntſchaft. Seither haben ſeine Hochſtapeleien nur aufgehört, wenn er im Gefängnis ſaß. Das iſt Ihr Kunſtmaler vom Gebhardsberg; Sie dürfen verſichert ſein, daß er das Bildchen, das Sie in ſeinen Händen ſahen, nicht ſelber gemalt, ſondern in einem Laden in Bregenz als billige Dutzendware gekauft hat."

Zaghafter verſetzte Heinrich: „Und wenn ich mich doch an ſeinen Vater wendete?"

Der Polizeidirektor ſchüttelte den Kopf. „Früher hat Grüſch etwa für den mißratenen Sohn die Schulden bezahlt. Seit der erſten Verurteilung Fortas aber verleugnet er ihn völlig. Er wohnt, vielleicht durch den vielen Verdruß, den ihm der Uneheliche bereitet hat, aus der Heimat vertrieben, bei ſeinem älteſten ehelichen Sohn, einem Kaufmann in Wien, und wird dort noch weniger geneigt ſein, für die

Digitized by Google

Schlechtigkeiten Fortas einzuſpringen, als er es in den letzten Jahren hier geweſen iſt. Ein Brief an ihn wäre wohl nicht die Marke wert. Ich habe Ihnen nur einen Rat, Herr Landſiedel: Es iſt am beſten, wenn Sie dahin zurückkehren, woher die fünfhundert Franken oder Mark ſtammen, und ich bin bereit, Ihnen das Geld für die Heimfahrt nach Tübingen durch das deutſche Konſulat in Zürich telegraphiſch zu beſorgen."

Heinrich war den Tränen nahe; aber er wehrte ab. „Nein, nur keine Unterſtützung — und ich gehe nach Rom, wenn ich mich von Dorf zu Dorf als Landarbeiter durchſchlagen muß!"

Nun mengte ſich der Schreiber in die Unterhaltung und las ihm das in einem verſchnörkelten Gerichtsſtil gehaltene Protokoll über ſeine Ausſagen gegen Forta vor.

Als es Heinrich unterzeichnet hatte, ſagte der Direktor mit väterlichem Wohlwollen: „Sind Sie in Rom und haben dort ein feſtes Quartier, ſo fragen Sie bei uns doch einmal um den Stand der Angelegenheit nach. Es iſt ja nicht ausgeſchloſſen, daß ſich etwas von Ihrem Geld retten läßt. Nun doch noch einmal mein Rat: Kehren Sie nach Tübingen heim! Nehmen Sie Ihre Studien wieder auf; machen Sie Ihre Examen. Jeder bereut es ſpäter, der aus irgend einem Grund während der Studienzeit von der Univerſität fortgelaufen iſt. Ich weiß, wie ich mit Selbſtvorwürfen darüber nicht fertig geworden bin." Ein überredendes Feuer ſprühte aus den Augen des lebenserfahrenen Mannes.

Landſiedel aber erwiderte dumpf und feſt: „Ich gehe nach Rom!"

Unwillig blitzte es aus dem Geſicht des Beamten. „Dann mit Glück! — Es gibt Menſchen, die ihr Brett da bohren müſſen, wo es am härteſten iſt."

Das Wort ſetzte ſich ſonderbar in Heinrichs Bruſt. Aber nun bloß fort von Chur.

Vom Polizeiamt lief er in die „Schwalbe", um ſeinen Ranzen zu holen. Den Wirt ſah er nicht wieder, aber

Digitized by Google

Mina, die Kellnerin, mit der Perlenſchnur im Haar. „Jetzt bin ich ſo arm, daß ich Ihnen nicht einmal ein Trinkgeld geben kann", verſetzte er bedrückt.

„Aber einen Kuß", bat ſie mit gelüſtenden Augen.

„Nein, weiß Gott nicht", erwiderte er verwundert; „mir zerſpringt ja der Kopf vor Weh."

Damit trat er ſeinen Rückweg an.

Zweites Kapitel

Lang, ſchnurgerade und ſtaubig lag das Band der Straße in der Sonne, die hoch am Himmel ſtand. In der Ferne aber ſtiegen vor Heinrich dunkle Tannenwälder empor, und über den Wäldern etliche Schneegipfel wie friſch verſilbert in die Bläue der Luft.

Nur noch einmal wandte er den Blick gegen die Stadt zurück. Aus einem Wall grüner Obſtbäume heben ſich ihre grauroten Giebel und über ſie eindrucksvoll die Türme der alten Biſchofsburg. Seine Gedanken ſammelten ſich in einem Zähneknirſchen: „Der Schuft — der Schuft!"

In ſeinem Leben hatte er aber doch ſchon einen größeren kennen gelernt als den angeblichen Kunſtmaler Paul Grüſch. Der größere war Reinhold von Plus.

So hing er ſeinen trübſeligen Gedanken nach.

Endlich wand ſich die Straße einen grünbewaldeten Hügel empor in eine anmutige Voralpenlandſchaft. Er erreichte das von uralten, mächtigen Baumkronen umgebene Schloß Reichenau und ſchaute durch die Fenſter einer Holzbrücke auf die jungen Rheine, die ſcharf gegeneinander gerichtet unter dem Burgfelſen in mächtigem Wogendrang und ſauſenden Wirbeln zuſammenſtrömen, ſich ſänftigen und als ein einziger, größerer Strom niederwärts in die Weite ziehen. Hinaus in die Welt!

Digitized by Google

Wie Schneehauch und Gletscherluft stieg es aus den brodelnden Fluten; gierig sog Landsiedel den kühlen Duft in sich ein. Jenseits der Brücke ließ er den Ranzen von sich gleiten, warf sich am Rand der Straße in den Schatten eines blühenden Holunders, hörte dem Spiel einer Weidenpfeife zu, die ein hoch über ihm auf einem Felsblock sitzender junger Hirte blies und überließ sich dem Schmerz seiner Träume.

Ja, nun war er mitten in den hochherrlichen Bergen, nach denen er sich in seiner welthungrigen Jugend oft heimlich gesehnt hatte. Ueber grüne Waldhalden hinab drang das geheimnisvolle Leuchten der weißen Spitzen, und die Ströme psalterten ihr uraltes Schöpfungslied. Wo aber blieb nun das Wanderglück? — Mit zwei Franken nach Rom! — Der Polizeidirektor von Chur hatte wohl recht; er bohrte das Brett, wo es am härtesten war, und wie der Hunger tat, spürte er jetzt schon im knurrenden Leib. Wie viel Leid doch ein Mensch über den andern bringen kann!

Da kam ein altes Mütterlein, das ein Schaf und sein Junges mit einer kurzen Rute vor sich hertrieb. Die Frau, um deren Stirn ein dunkles Tuch geschlagen war, warf einen strengen Blick in Heinrichs unglückliche Züge und rief ihm ihren Gruß zu: „Bun di!" Er spürte das Verweisende im Ton der Alten; ihm war, sie sagte: Der Mensch hat die Pflicht fröhlich zu sein! Zugleich erinnerte ihn der Gruß daran, daß nun fremder, erst romanischer, dann italienischer Laut den Weg beherrschte.

Der Gedanke stimmte ihn nicht heller.

Wie stand es um sein Italienisch? — Er besaß ja wohl ansehnliche grammatische Kenntnisse; auch hatte er einmal die „Promessi Sposi" Manzonis so gründlich durchgearbeitet, daß ihm zahlreiche Gespräche aus dem Buch noch in der Erinnerung schwebten, und sich sonst manches von der Sprache in den Kopf geprägt; aber was für eine kurze Waffe war dieses im Untergrund des Gedächtnisses halb-

Digitized by Google

verſunkene Bücherwiſſen, nun es galt, ſich mit dem Alltag um ein Stück Brot herumzuſchlagen?

Wenn er wieder heimwärts zöge! In drei Tagen Fußwanderung könnte er ja leicht wieder im lieben Tübingen ſein!

Nein — nein, zu vielen hatte er daheim vor ſeinem Abſchied die Hand gedrückt, Profeſſoren und Studienfreunden, Verwandten und Bekannten, welche die tiefern Gründe ſeiner Romfahrt nicht zu würdigen vermochten, darin etwas Ueberſpanntes ſahen und glaubten, die ihm von der Mutter hinterlaſſene Erbſchaft ſei ihm in den Kopf geſtiegen. Welch' ein Spießrutenlaufen zwiſchen lachendem Hohn links und rechts wäre es, wenn er jetzt nach ein paar Tagen ſchon wieder daheim erſchiene und geſtände, daß ihm das Reiſegeld geſtohlen worden ſei.

Am meiſten über ihn ſpotten würden ſeine Schweſter Elſe und ſein Schwager, der Wirt.

Um ihr Gaſthaus zum „Waldhorn" und das damit verbundene Bauernheimweſen vorteilhafter auszugeſtalten, hatten die beiden mit ſeiner Hilfe das Vermögen der Mutter nach und nach zu ihren Händen genommen, aber die dabei gemachten Verſprechungen nicht gehalten. Statt eine notarielle Sicherſtellung des Kapitals oder auch nur eine ſchriftliche Quittung zu geben, hatte ſich Wilhelm, der Schwager, in die Bruſt geworfen und gerufen: „Iſt Euch denn mein Ehrenwort nicht gut genug?" Und wenn er, der Student, einen Betrag zurückforderte, damit er und die Mutter daraus leben könnten, gab es von Elſe und Wilhelm verſteckte Vorwürfe und ein Tun, als ob ſie das Geld von ihrem eigenen ſchöpften. Doch hatte man ſich leidlich vertragen, bis die Mutter geſtorben war. Wie er aber nach ihrem Tod mit dem beſtimmten Plan vor Schweſter und Schwager trat, das Stift zu verlaſſen und nach Rom, der Stadt ſeiner Sehnſucht, zu gehen und deswegen ſein Erbe herausforderte, kam es zum offenen Streit.

Digitized by Google

„Auf dieſen verrückten Gedanken biſt du nur durch die Untreue der Rösle gekommen", ereiferte ſich Elſe, die ſonſt geſchmeidige und liebenswürdige Wirtin. „Sie iſt aber nichts ſo Rares, daß du ſie nicht auch daheim verſchmerzen könnteſt. In Tübingen laufen Rudel ſchöner Mädchen umher, in Stuttgart noch mehr. Da ſuche dir einen treueren Schatz; das iſt klüger, als daß du eines Tages mit einer unordentlichen Italienerin und ein paar kohläugigen Kindern heimkommſt, von denen du nicht einmal weißt, ob es die deinen ſind oder nicht!"

Er aber beharrte Elſe und Wilhelm zum Trotz auf ſeinem Plan, und ihrem Feilſchen und Markten gab er nur ſo weit nach, daß er ſich vorläufig mit einer Teilzahlung von fünfhundert Mark beſchied, die ihm als Reiſegeld dienen ſollten. Der Schwager, der dieſen Betrag nicht bar beſaß, verkaufte einen jungen, ſchönen Ochſen aus dem Stall. Der Verluſt des Tieres reizte den Zorn Elſes. Als das Geld zur Auszahlung auf dem Tiſch lag, rief ſie: „Ob du die Goldſtücke in den Neckar wirfſt oder mit ihnen auf Reiſen gehſt, das iſt eins! Du biſt wohl büchergeſcheidt, aber unter den Menſchen ein Tor und wirſt die Schlauern bald finden, die dir den alten Bauernſchweiß abnehmen. Gewiß ſchon lange vor Rom! Wenn ſie dich nur nicht auf dem Schub wieder nach Tübingen zurückbringen. Die Schande möchte ich an dir nicht erleben, du Tunichtgut!"

So die von ihm jugendlang geliebte und bewunderte Schweſter Elſe! Im Zwiſt war er von ihr gegangen. Nun hatte ſich nach ein paar Tagen Wanderſchaft ein Stück ihrer zornigen Prophezeiung ſchon erfüllt; aber das ſollte ſie nicht erleben, daß er ihr die Niederlage eingeſtehen mußte.

Heinrich ſeufzte bergſchwer.

Aus myſtiſchen Tiefen ſpürte er, woher der Unſtern kam, der über ſeinem ſo froh begonnenen Wege ſtand. Er durfte nicht an ſeine kürzlich verſtorbene Mutter denken, ohne daß ihn das Gewiſſen ſchlug. Die herbgütige Frau, die ſich dem

Digitized by Google

Glück der Kinder geopfert hatte, war bitter von ihnen enttäuscht in die Grube gefahren. Die Hinterhältigkeit, die er bei seiner Liebschaft zu Rösle der Mutter gegenüber geübt, hatten der Lebenssatten den Todesstoß versetzt.

Daher kam's, daß er im Unsegen wanderte!

Wie der verlorene Sohn im Gleichnis saß er unter dem Holunderstrauch an dem von roten Steinnelken durchblühten Rasenbord und hing seinen trüben Gedanken nach.

Da rollte aus dem Brückengang hervor ein Wägelchen. Der Bauer, der den Einspänner leitete, wechselte mit dem Fremdling einen leichten Gruß. Möglich, daß er in seinen Augen eine Bitte zu sehen glaubte. Als er schon an ihm vorübergefahren war, wandte er den Kopf, deutete mit dem Peitschenstumpf auf den leeren Platz neben sich und sagte: „Wenn Ihr aufsitzen mögt! — Einfältig gefahren ist immer noch besser als hochmütig gegangen!"

Landsiedel tat die kleine Güte wohl; die Fahrt gab sich; aber der Bündner wandte sein Gespann nicht auf die Splügenstraße, wie der junge Wandersmann angenommen hatte, sondern rechtshin, langsam das Talgehänge des Vorderrheins empor. Darüber erschrak Heinrich ein wenig; aber er war durch das Abenteuer in Chur das Blatt im Wind geworden, das sich jetzt von jedem Zufall treiben ließ.

In einem Verschlag hinter dem Sitz führte der Bauer, der währschaften Halbsonntagsstaat trug, ein Dutzend kleiner Schweine, die wegen ihres Piepens, Grunzens und Schreiens eine nicht gerade angenehme Reisegesellschaft waren.

Er bot seinem Gast eine lange, schwarze Zigarre an, wie er sie selber rauchte: „Den Strohhalm müßt Ihr herausziehen — und hier ist Feuer!" Es war für eine längere Weile das einzige Wort, das er sprach, und die fremdartige Färbung des Tones verriet den Romanen. Er hatte wohl auf dem Markt in Chur gute Geschäfte gemacht; denn sein kaltgescheidtes Gesicht deutete nicht auf die Menschenfreund-

Digitized by Google

lichkeit, die er bewies, und seine lange, von strenger Arbeit ausgemeißelte und ausgemergelte Gestalt gab das Bild eines harten, zähen Gebirglers.

Das beißend scharfe Kraut der Zigarre trieb Heinrich schier die Tränen in die Augen, half ihm aber über die Qual des Hungers hinweg. In einem leichten Dusel, den er schier wohltätig empfand, verharrte er schweigend neben seinem ebenso stillen Gefährten und genoß die Bilder am Weg, die dichtzusammengedrängten Dörfer mit den steinbeschwerten Holzdächern, mit Kirchen und Kapellen, die schon an italienische Vorbilder erinnerten, die schauerlichen Schluchten, in denen sich der Rhein wie ein wildes Tier im Gefängnis hin und her warf, die Flüsse, die in den kleinen Nebentälern zu Schaum aufgelöst über die Felsen niederflatterten, und die schimmernden Schneespitzen, die mit der einen Wegwendung hervorguckten und mit der andern verschwanden.

Allmählich begannen die beiden nun doch zu plaudern. Der Einheimische, dem das Deutsche etwas schwer durch das Gehege der Zähne ging, fragte nach dem Ziel und Zweck der Reise, und Heinrich schloß seine Auskunft mit der Bemerkung: „Ich hätte mich wohl besser dem Splügen zugewandt."

„Was tut's?" erwiderte ihm der Weggefährte. „Ich wohne in Curaglia, dem letzten Dorf am Lukmanier, der auch in den Süden führt. Bloß werden wir dort erst gegen Mitternacht ankommen. Wenn das Euch nichts ausmacht, fahrt ruhig mit. Ein Gasthaus findet Ihr zwar nicht mehr offen; aber ich habe für Euch auch ein Bett."

Der Student nahm dankbar an.

In dem Bergstädtchen Ilanz hielt der Bauer das Fuhrwerk vor einem Gasthaus an, ließ einen Freund und Militärkameraden rufen, und als der Mann kam, gab sich ein Trunk und Vesperimbiß. Da konnte auch Heinrich seinen Hunger stillen und atmete erleichtert auf, als Peter Cabon — so hieß der Bauer von Curaglia — die gesamte Zeche mit der Miene der Selbstverständlichkeit beglich.

Digitized by Google

Auf der Fahrt durch das stets bergiger werdende Oberland gab es noch da und dort in den Dörfern einen kurzen Halt, grüßte Peter Cabon Verwandte und Bekannte, und Heinrich merkte, daß der Bauer in seiner Heimat ein geachteter Mann war, der auch öffentliche Würden bekleidete; denn manche, mit denen sie zusammenkamen, redeten ihn mit dem Titel „Richter" an.

Es bedrückte ihn aber, daß er bei den paar Einkehren stillschweigend und nur um Bescheid zu tun die Gastfreundschaft seines Führers angenommen hatte, ohne selber einen Teil der Zehrung zu erlegen. Wahrheit oder Einbildung, Cabon hatte ihm deswegen auch einmal einen fragenden Blick gegeben. In der Weiterfahrt rückte Heinrich auf seinem Sitz hin und her und überlegte, ob er seinem Wohltäter das Abenteuer in Chur gestehen wolle oder nicht. Dabei seufzte er ein paarmal, ohne daß er es selber wußte, aus Herzensgrund.

Cabon fragte, ob ihm nicht gut sei.

Heinrich legte nun wohl oder übel sein Bekenntnis ab und schloß es etwas schwermütig mit den Worten: „So bin ich der Mann, der mittellos nach Italien reist!"

Offensichtlich war aber der Eindruck, den das Geständnis auf den Bündner machte, ein herzlich schlechter. Aus den dunkeln Augen flammte ein mißtrauischer Blick in die blauen Landsiedels und glitt dann argwöhnisch forschend seinen Leib hinab bis auf die Spitzen der Schuhe.

„Das glaube, wer mag!" versetzte Cabon kurz. Als sei er nun gegen seinen Gast verschlossen und vernagelt, wandte er seine Aufmerksamkeit bloß noch dann und wann mit einem ermunternden Ruf auf sein struppiges Bergroß, das getreulich die lange, schmale Straße dahintrabte.

Bald wurde die Stille für Landsiedel qualvoll. Was sollte er anfangen? Die Tränen heimlichen innern Elends drängten sich ihm in die Augen, und er biß die Zähne zusammen. So

Digitized by Google

ſchlecht ging es einem, wenn man kein Geld beſaß. Gott, was würde in den nächſten Tagen aus ihm werden!

Da hielt er es nicht mehr aus. „Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit", würgte er heiſer hervor. „Sie geſtatten, daß ich ausſteige und den Weg wieder unter die Füße nehme!"

Dem ſelbſtbewußten Bauern gefiel die Empfindlichkeit des Gefährten; über ſeine vorherige Schroffheit errötend, verſetzte er: „Nein, ſo war es nicht gemeint! Ich kann mir aber nicht vorſtellen, wie es einem anſtändigen Menſchen zu Mute iſt, der mit bloß zwei Franken durch die Welt reiſt. Mir wäre es, wie wenn ich am Sonntagmorgen im bloßen Hemd in die Kirche gehen müßte. Daß Ihr aber ſonſt ein anſtändiger Menſch ſeid, glaube ich gern. Ihr kommt gut im Gewand und ſeht aus, als ob ihr eine brave Mutter gehabt hättet. Fahrt alſo nur ruhig mit mir und geht am Morgen mit Gottes Segen weiter!"

Die verſöhnlichen Worte ſchienen Peter Cabon ſelber eine Herzenserleichterung zu ſein; er war nun mit Heinrich lieb und geſprächig.

Die Berge warfen ſchon lange, blaue, körperliche Schatten ins Tal; nur da und dort durch einen Einſchnitt fiel noch ein Lichtbündel auf das ſaftige Grün der Wieſen am Rhein. Da winkte im Vordergrund ein ſtattliches Dorf mit einem mächtigen weißen Gebäude.

Der Bündner wies mit der Peitſchenſpitze darauf hin: „Das Kloſter Diſentis! Da leben ſo gelehrte Mönche, daß ſie das Lateiniſche nicht nur leſen und ſchreiben, ſondern ſich darin auch gewandt unterhalten können. Ihr ſeht Euch vielleicht die Kloſterkirche an; unterdeſſen habe ich im Dorf zu tun — und wir treffen uns zum Nachteſſen. Keine Umſtände; ich weiß jetzt, daß Ihr ein braver Mann ſeid."

Landſiedel ſtieg zu der Kloſterkirche hinan. Auf der Höhe blieb er ſtehen; der Abend ſtimmte ihn zur Andacht; die leuchtenden Farbenſpiele an den Bergen, der blaue Dämmer-

Digitized by Google

duft in der Tiefe und der feierliche Frieden weit und breit. Den Hut in der Hand, trat er in das schon von halber Dämmerung erfüllte hohe und weite Gotteshaus. Mehr aber als die vielen gestaltenreichen Bilder der Wände und Decke erweckte wunderbares Orgelspiel seine Andacht. Wie mit den Stimmen erlöster Seelen und lobsingender Engel, unendlich weihevoll schwoll es aus irgend einem andern Raum in die Stille der Kirche herüber. Unwillkürlich forschte er nach der Quelle der Töne, und eine Steintreppe führte ihn seitwärts in ein kleineres, schönes Gotteshaus empor.

Er stand wieder ein paar Augenblicke. Da erschwieg das Spiel, und vom Orgelstuhl hernieder kam ein Pater im dunkeln Gewand der Benediktiner, bot ihm den guten Abend, reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „Leider bietet unser Gotteshaus nicht viele Sehenswürdigkeiten; der alte Besitz ist in furchtbaren Bränden untergegangen; doch was da ist, will ich Ihnen gern zeigen."

Nein, es war nicht viel; aber der Mönch, der erst an der Schwelle der dreißiger Jahre stehen mochte, fesselte Sinne und Seele Heinrichs. Ihm war, in seinem Leben habe er nie ein so mildes und zugleich so überlegen geistvolles Antlitz wie dasjenige des Klostergeistlichen geschaut, dessen feingebauter Kopf im Schein des Abends wie von einem Ewigkeitsstrahl umgeben war.

Ihr Gespräch drehte sich zuerst um das Alter des Klosters, seine Gründung und seine Schicksale, Kriegsnöte und Brand, Wiederaufbau, Blühen und Gedeihen. Von allerlei Vorfahren erzählte der Mönch, solchen, die mächtige Nimrode vor dem Herrn gewesen waren, von andern, die in der grünen Wildnis die Fackel des Geistes hatten leuchten lassen, und von begeisterten Naturfreunden unter ihnen, die schon die umliegenden hohen Gipfel bestiegen, als in der weiten Welt noch niemand daran dachte, daß auch die ewigen Firnen Schönheits- und Gottesoffenbarungen seien.

„Und wenn Sie morgen hier bleiben könnten, so würde

Digitized by Google

ich Ihnen doch Kunstschätze von großem Werte zeigen, die niemand in unsern Gebirgsdörfern vermutet, drüben in der Kirche St. Agatha wunderschöne Schildereien aus der gotischen Zeit, und droben in der Muttergotteskapelle von Acletta eine Empfängnis von Murillo oder einem seiner Schüler. „Te electa matrem Christi", spricht der Engel. In weißem Gewand, den weiten blauen Mantel um die Schultern geschlagen, schwebt die Jungfrau auf der durchsichtigen Mondsichel stehend himmelwärts in dunkle Wolken hinein, aus denen hervor entzückende Engelsköpfchen grüßen. Das Bild mit dem holdinnigen Gesicht der Jungfrau wäre es allein wert, daß Sie morgen noch ein paar Stunden blieben."

Nein, das konnte Heinrich nicht; aber die herzwarme Kunstfreude des Paters traf sein Ohr wieder wie Musik.

Während der Mönch noch über die Madonna sprach, begleitete er den Gast durch die Hauptkirche zurück ins Freie. Vor dem Portal deutete er auf viele zusammengedrängte Kreuze und sagte: „Unsere Gräber — hier wird auch einmal das meine sein — wir machen uns früh mit dem Tod vertraut!"

Er sprach es ohne Wehmut, im Gegenteil mit freudigem Frieden.

Sie schauten miteinander in die ruhenden Berge, an denen der letzte Tagesschein glühte.

Da bat der Blick Heinrichs um Vertrauen. „Ich bin zwar Protestant", versetzte er, „und verstehe nicht viel vom klösterlichen Wesen; aber ich darf Sie doch um Ihren Namen bitten; denn wie der Besuch in Ihrem Gotteshaus werden Sie mir selber unvergeßlich sein."

„Ich bin Pater Plazidus", erwiderte der Mönch mit vornehmer Güte, „und Sie?"

Beide hatten das Gefühl eines geistigen Bandes zwischen ihnen, und als Landsiedel von seinen Studien erzählte, hörte der Geistliche aufmerksam zu.

Digitized by Google

„Da haben wir die gleichen Neigungen und ſind ähnliche Wege gegangen", lächelte er, „und jetzt noch bewegen ſich meine Forſchungen am liebſten in der altdeutſchen Literatur! Ich bin der Germaniſt unſeres Kloſtergymnaſiums."

„Und wie ſind Sie Mönch geworden? — Darf ich fragen?" ſagte Heinrich beſcheiden.

Der Pater ließ einen Augenblick mit der Antwort warten; ſeine großen, ruhigen Augen verſenkten ſich prüfend in die des Fremdlings; dann ſagte er: „An meiner Wiege ſtand es allerdings nicht, daß ich Geiſtlicher werden ſolle. Als ich die Kantonsſchule in Chur beſuchte und eben vor dem Abiturium ſtand, trat aber ein furchtbares Ereignis in mein Leben. Von einem Freund war ich für ein paar Tage nach einem rheintaliſchen Dorf in die Weinleſe eingeladen worden. Dabei lernte ich die ſiebzehnjährige rothaarige Schweſter des Freundes lieben, doch ohne daß ich es ihm oder ihr geſtanden hätte. Wie es beim Traubenſchneiden üblich iſt, gaben der Freund und ich unſere Freudenſchüſſe zu Ehren des Herbſtes ab; doch daran nicht genug, beſchloſſen wir aus Luſt an unſern Gewehren, in einem alten Steinbruch, in dem es ein paar Fuchshöhlen gab, der Jagd obzuliegen. Ich hatte denn auch an einem Vormittag das Glück, einen Fuchs abzuſchießen. Nun brannte in mir der Jagdeifer. Als mein Freund am Abend ſeinem Vater in der Kelter helfen mußte, ſchlich ich mich im Halbnebel wieder nach dem Bruch hinaus, kam kaum hin und ſah, wie ſich etwas Rotes hinter einem Hagebuttenſtrauch in der Höhe bewegte. Gewehr an die Wange — Schuß — ein Schrei — hinter dem Strauch hervor eilt die Schweſter meines Freundes. Sie fällt in den Steinbruch hinab — mir wird ſchwarz vor den Augen — ich ermanne mich, eile hin — die Ohnmächtige atmet ſchwer — aus dem Hinterkopf fließt Blut; neben ihr liegt ein Korb, aus dem Hagebutten verſchüttet ſind. Ich will ſie nach Hauſe tragen; aber die Kräfte verſagen mir vor Schreck; ich kann kaum Hilfe holen. Die, wie es ſchien,

Digitized by Google

tödlich Verletzte liegt im elterlichen Haus; da bittet mich mein Freurnd unter Tränen, ich möchte abreiſen, mein Anblick mache den troſtloſen Eltern nur ſchwer. Damit vergrößerte ſich meine Qual über den unglücklichen Schuß. Wieder daheim. Ich erhielt jeden Tag von meinem Freund Bericht über das Befinden der Verletzten. Die Nachrichten lauteten ſtets bedenklicher, endlich gegen den neunten Tag hin hoffnungslos. „Mörder — Mörder!" ſchrie die Stimme in mir — und ich war auf dem Weg, meinem eigenen Leben ein Ende zu bereiten — irgendwo draußen im Wald. In der wilden Aufregung meiner Sinne ſtolperte ich über eine Wurzel; ich ſtürzte auf meinen Revolver; der losgehende Schuß zerſchmetterte mir das linke Handgelenk — hier ſehen Sie die Narbe — er rief auch Waldarbeiter herbei; ich war willenlos vor Schmerz und ließ mich in das Elternhaus zurückbringen. Die beiden ſich raſch folgenden Unglücksfälle riefen in mir eine religiöſe Gärung und Klärung hervor und, als von meinem Freund die Meldung kam, ſeiner Schweſter gehe es zur großen Ueberraſchung der Aerzte beſſer, und bald darauf, ſie ſei außer jeder Gefahr, da brachte ich in einer ſtillen Abendſtunde mein Herz Gott dar — dankbar, gläubig, freudig — und meine Eltern, auch meine proteſtantiſche Mutter, fügten ſich darein. Das von mir angeſchoſſene Mädchen iſt heute eine glücklich verheiratete Frau!" — —

„Sie haben Ihren Weg nie bereut?" fragte Heinrich ergriffen.

Nachdenklich lächelnd erwiderte der Mönch: „Sehe ich ſo aus?"

„Nein!" erwiderte Landſiedel.

„Ich habe Gottes Frieden!" verſetzte Pater Plazidus; „ich wünſche ihn auch Ihnen. Ich habe das Gefühl, daß wir, wenn Sie hier blieben, gute Freunde würden. Vielleicht aber kann ich Ihnen in Rom irgend dienen — in der vatikaniſchen Bibliothek, worin ich ſelber eine Weile ge-

Digitized by Google

arbeitet habe. Schreiben Sie mir nur! – Mit Gott!"

Ein paar Schritte gab Pater Plazidus dem Romfahrer das Geleit und ſchüttelte ihm herzlich die Hand.

Da klang von den Kloſtertürmen das Ave, und er ſenkte ſein Haupt zum Gebet.

Die erſten Lichter von Diſentis ſchimmerten. Weihevoll und feierlich geſtimmt hatte Heinrich das Gefühl, er trage aus dem Kloſter einen Segen mit, die Ueberzeugung, daß er, wenn auch in ſeiner Art, auch wieder einmal den Frieden mit Gott und der Welt finden werde.

Drittes Kapitel

Landſiedel trat mit Peter Cabon die Fahrt in die Nacht an, auf ſchmaler Gebirgsſtraße hinab in eine Schlucht, in der Waſſer ſauſten, in einer andern Schlucht empor – empor!

Anfänglich plauderten ſie noch, und Heinrich fragte: „Wie wird es denn Ihre Frau aufnehmen, wenn Sie ſo ſpät einen unangemeldeten Gaſt ins Haus bringen?"

„Meine Frau iſt ein geſcheidtes Weib", lächelte Cabon; „ſie will, was ich will."

Allmählich wurden die Weggenoſſen ſtill. Ohne daß es der Leitung bedurfte, ging das Bergroß ſeine Straße; dann und wann drang unter der Lederdecke das Gewimmer der kleinen Paſſagiere hervor. Obgleich Heinrich von den Erlebniſſen des Tages abgeſchlagen war, empfand er die ſtarke Stimmung der Nachtfahrt durch die ihm unbekannte wilde Gebirgsgegend. Manchmal ſtreifte der Zitterſtrahl der Wagenlaterne eine wetterzerſchlagene Tanne und die Wände der Schlucht, in der die Fluten brüllten; dann wieder die ſchwarzen, feuchten Felſen enger Lawinengalerien, von deren Gewölbe das Waſſer tropfte, und im Geſtein klagte und

Digitized by Google

raſchelte der Wind, der bald kalt und eiſig von den Höhen ſtrich, bald lau und lind von Diſentis heraufdrängte.

„Ein ſchlechtes Wetterzeichen", verſetzte Cabon ſchlaftrunken. „Die warmen Stöße bringen Regen."

Gleichmäßig ging die Fahrt das ſchmale Band der Straße hinan, endlich aus der Schlucht heraus in eine offene Landſchaft, über der ſich der Sternenhimmel breiter dehnte, und von fernher kamen die Mitternachtsſchläge einer Turmuhr. „Curaglia", verſetzte Peter Cabon, rüttelte ſich empor, das Roß, das ſich nach ſeinem Stall ſehnte, trabte in das totenſtille Dorf und hielt vor einem alten, ſtattlichen Haus.

„Meine Frau hat zwar das Licht angeſteckt; ſie ſchläft aber doch, ich kenne das", ſagte der Bauer; „kommt in die Stube, Landſiedel."

Dort machte er Licht in eine breitſchirmige Lampe, die über einem eichenumrahmten Schiefertiſch hing. „Ruht vorläufig. Ich habe noch das Kleinvieh unterzubringen." Er ging, und Heinrich hatte Zeit, ſich in dem niedern, doch geräumigen Gemach umzuſehen, in dem ihm die alten, guten Möbel und die kleinen Fenſter am meiſten auffielen; unter jenen ein Buffert, an deſſen Querſtangen Zinnteller und geblümtes Geſchirr aufgeſtellt waren. Davor ſtand das Nachteſſen für den Hausherrn auf einer Zinnplatte gerüſtet.

Während der müde, junge Wandersmann in der fremden Stube Umſchau hielt, knarrte hinter dem Ofen eine Stiege, kamen leiſe Schritte niederwärts, und eine verſchlafene Frauenſtimme ſagte: „Du biſt wieder ſpät, Peter", oder etwas Aehnliches. Heinrich erriet mehr, als daß er die romaniſchen Laute verſtand. Was ſollte er tun? — Ihm klopfte das Herz.

Zwiſchen Wand und Ofen hervor trat die Frau. Aus aufgelöſtem dunkelm Haar blitzten dunkle Augen; unter

Digitized by Google

einem kurzen, roten Wollröckchen ſchimmerten die Füße, und der Hemdlatz gab eine ſchöne, rundliche Bruſt frei.

„Frau Cabon", zitterte ſeine Stimme.

Ein Schrei — das Hemd erſchreckt über die Bruſt ziehend, flüchtete ſich die Geſtalt hinter den Ofen zurück; im nächſten Augenblick ſchon tönte es aus dem Obergemach mit dringlichem Ruf durchs Fenſter: „Peter — Peter", dazwiſchen Weinen.

Heinrich ſaß wie auf glühenden Kohlen; am liebſten wäre er hinaus in die Nacht geflohen.

Es dauerte geraume Weile, bis der herbeieilende Bauer das beleidigte Weib halb getröſtet hatte. Als er wieder in die Stube trat, lächelte er verlegen: „Das ging dumm! — Frauen vergeben eine ſolche Ueberraſchung nicht; ſonſt hättet Ihr meinetwegen auch noch morgen dableiben können. Nun gibt es nichts anderes, als daß Ihr beizeiten wandert."

Ein kurzer Imbiß noch, der beiden nicht ſchmeckte; dann führte Cabon ſeinen Gaſt in die Kammer. Heinrich ſank in ein Bett, ſo bauſchig und weich, wie er noch keines angetroffen hatte, und ſchlief nach den Abenteuern des Tages, bis ihn ein kräftiges Klopfen an ſeiner Tür weckte.

„Es iſt ſechs Uhr", hörte er die Stimme des Bauers; „eilt Euch — meine Frau iſt jetzt in der Kirche. Es wird aber auch ſonſt gut ſein; das Wetter ſchlägt um."

Da ſtanden wieder alle Sorgen vor Heinrich.

Als er haſtig das Frühſtück verzehrte, war ihm, ſein Wohltäter von geſtern habe mit dem Arbeitskittel auch in ſeinem Weſen den Werktag angezogen. Zuletzt hatte aber der Bauer doch noch eine milde Regung für den armen Wanderer; etwas knickerig ſagte er: „Gebt mir Euere zwei Franken, dann gebe ich Euch ein Fünffrankenſtück. Das iſt immerhin beſſer." In der Art aber, wie er das Geld wechſelte, lag etwas ſo Zögerndes und Knauſeriges, daß der Gaſt das größere Stück nur ſchamvoll in die Taſche ſchob, als habe er ein Almoſen angenommen. — Das tat weh!

Digitized by Google

„Und werdet kein Landſtreicher; ſeht, daß Ihr wieder guten Boden unter die Füße bekommt! — Mit Gott!"

So entließ ihn Peter Cabon, und Heinrich wanderte einſam.

Er mußte auf der geſtrigen Fahrt mit dem Richter von Curaglia ſchon recht hoch ins Gebirge gekommen ſein. Noch ſtanden zwar da und dort alte Häuſer und Hütten am Weg; aber allmählich blieben ſie hinter ihm. Lichter wurde der Wald; nur noch einzelne Lärchen und Arven mit gebrochenen Stämmen und zerzauſten Aeſten ſtanden wie halb beſiegte Kämpfer in der Landſchaft, und nun entſchwand ihm an einer Wegwindung auch die Gebirgsſpalte, hinter der die Welt der Menſchen, Diſentis, Chur und ſeine ferne Heimat lag. In dem ſtillen, öden Hochtal erinnerten nur noch die Straße, die Wegſteine und die Telegraphenleitung an menſchliches Werk. Unter leuchtenden Schneefeldern lag das Tal, wie wenn der Fluch Gottes darüber gegangen ſei, von wildem Granitgetrümmer erfüllt. Ueber die Felſen zogen ſich die grünen Flechten, als müßten ſie mitleidig die Nacktheit des Geſteins verhüllen. Doch nein, auch der Lenz hatte ſich zwiſchen den Blöcken angeſiedelt. In ſchwellenden Polſtern und Teppichen blühten die ſtahlblauen Enzianen, die weißen und goldenen Anemonen, die frommen Himmelsſchlüſſel und die zierlichen Soldanellen, ein lautloſer, heiliger Jubel des Lebens, ein Sonnenfeſt des Gebirgs. Das Summen von Bienen ging wie mit leiſen muſikaliſchen Schwingungen durch die Luft; Lerchen ſtiegen aus dem Geſtein empor und ſchmetterten in der Bläue, in der ſie nur wie Tupfen ſchwebten, ihr ſiegreiches Lied.

Der Frühling und der Vogelruf ſtimmten auch Heinrich hoffnungsvoll. Ein Lebenslied, das ſich hoch wie die Lerche über die Sorge des Tages erhob, klang in ſeiner Seele, ſtets auch noch das Geſpräch mit Pater Plazidus, und ſelbſt Peter Cabons gedachte er in Dankbarkeit, obgleich über dem Abſchied eine Enttäuſchung gelegen hatte. Gewiß würde er

Digitized by Google

wieder gute Menſchen finden, und endlich käme er doch nach Rom! —

Die nächſte Bekanntſchaft, die er machte, war nicht beſonderer Art.

Fünfzig Schritte von der Straße ſtand ein Schäfer in abgeriſſenem Mantel an ſeinen Stock gelehnt; neben ihm ſaß der ſtruppige Hund, und durch das Trümmergefelſe wuſelte die Herde. Nur um etwas zu ſprechen, lief Heinrich, den die Einſamkeit doch leiſe bedrückte, zu dem Hirten hin und fragte, wie weit das Hoſpiz noch entfernt liegen möge. Der Sohn der Wildnis regte ſich kaum; das Kinn auf dem Stab verſetzte er mundfaul: „Es kommt Regen — habt Ihr einen Mundvoll Tabak für mich?" Als Heinrich es verneinte, gab ſich der Schäfer auch die Mühe nicht mehr, ihm zu antworten, ſondern ſammelte ſeine Herde zum Abtrieb. Der junge Wandersmann ging ſeinen Weg und dachte: „Das Elendeſte, was Gott geſchaffen hat, iſt doch der Menſch — der Menſch, der für eine Wegauskunft einen Lohn fordert. — —

Ja, Regen drohte! — Ueber die weſtlichen Berge zogen eine Menge Federwolken daher und verbreiteten ſich raſch zu einem breiten, gleichmäßigen Schleier. Nur im fernen Norden, dort wo er hergekommen war, lag noch ein Stück blauen Himmels wie das Lebewohlſagen einer beſſeren Zeit. Er lief, lief. Der Wolkenſchleier aber wurde dichter, ſenkte ſich auf die erblaſſenden Bilder der Berge und verſchlang ſie. Auf die Fetzen alten Winterſchnees, die zwiſchen den Felsgetrümmern an der Straße zurückgeblieben waren, fielen die erſten Tropfen. Nicht lange, ſo erfüllte der Regen die Wildnis mit gedämpftem Rauſchen. Wie Schemen, die man vorher nicht geſehen hat und die nun doch plötzlich da ſind, krochen die Nebel aus der Steinwüſte hervor, ein von allen Seiten geſpenſtiſch einherwallendes Heer in dichten Mänteln, unter denen, was vorher gelebt hatte, in grau-

Digitized by Google

ſchwerer Dämmerung verſank. Und mit dem Regen und Nebel kam die durchdringende Kälte.

Beinahe hätte Landſiedel das Hoſpiz überlaufen, das grade ſo grau wie der Nebel an der Straße ſtand, rechtshin die verwitterte Kapelle mit der kleinen Glocke im Turmanſatz, linkshin mit engen, niedrigen Fenſtern das beſcheidene Gaſthaus, das den Namen Hoſpiz nur noch führte, weil der Wirt verpflichtet war, arme Reiſende auf Koſten des Kloſters Diſentis zu verpflegen.

Als Landſiedel, ſchier auf die Knochen durchnäßt, in die Stube trat, deren Schmuck ein paar bunte Bilder aus der Legende der heiligen Genoveva waren, kniete ein ſchmales Geſchöpf vor dem breiten Speckſteinofen und ſchürte das Feuer. Ein Duft kochender Speiſen drang verführeriſch aus der Küche herüber.

Er fragte das Mädchen, ob ſie Gäſte erwarte.

„Am Mittag kreuzen hier die Poſten. Sie haben eine halbe Stunde Aufenthalt. Es iſt möglich, daß ein paar Leute kommen — ſpeiſen Sie mit?" Geſchäftsmäßig nannte ſie die Tiſchgänge.

Das Waſſer lief ihm im Mund zuſammen; ſeine kleine Barſchaft geſtattete ihm aber die Aufwendung nicht; er beſtellte ſich Suppe und Brot und konnte ſich ſättigen. Am Ofen ſitzend trocknete er die Kleider und hatte nur den einen Gedanken: „Weiter — weiter!"

Draußen aber trommelte der Regen mit leiſem Singſang und ſtand der Nebel dicht und ſchwer wie eine Mauer.

So mochte eine Stunde vergangen ſein. Da verrieten Peitſchenknall und verworrene Stimmen die Ankunft der Poſtwagen. Vermummte Reiſende traten in die Stube, vier, fünf Gebirgler, die Handel und Wandel über den Lukmanier führen mochte, und ein altes Paar, das nach den ſchwarzen Kleidern zu ſchließen entweder zu einer Beerdigung reiſte oder davon kam.

Digitized by Google

Schon war das Eſſen aufgetragen. Da rollte noch ein Einſpänner vor dem Hoſpiz, und daraus ſtieg ein deutſches Pärchen, ſogar engere Landsleute Heinrichs — Schwaben!

Als ſie die Mäntel ablegten, fand er Gelegenheit, gegen ſie gefällig zu ſein und kam mit ihnen ins Geſpräch. Der junge Mann, dem Gehaben nach Förſter oder Jäger, verriet in ſeinem Weſen etwas Aufgeregtes und Mürriſches; das Zuſammentreffen mit dem Landsmann ſchien ihm gleichgiltig oder ſogar unangenehm zu ſein. Die blutjunge Frau aber, die wie ein Sonnenſtrahl in den nüchternen Raum getreten war, bezeugte eine lebhafte Freude, in dem fremden Gebirg jemand aus der Heimat zu begegnen. Sie gab ſich als Förſtertochter aus dem Schwarzwald zu erkennen. Nun wußte Heinrich auch, warum ſie ihm ſo wohl gefiel. Von ihr ſchien die Friſche und der Duft der ſchwäbiſchen Waldheimat auszuſtrömen, etwas wie Morgen im Forſt, wie träumeriſches Blühen im Jungſchlag der Tannen.

„Tilla, die Suppe!“ mahnte der Gatte.

Sie war ihm ein paar Augenblicke gehorſam; dann wandte ſie ſich wieder Heinrich zu.

„So iß doch, Tilla“, raunte ihr der Mann zu mit nervöſem Zucken im Geſicht.

Sie aber ſagte mit bittendem Lachen: „Nachdem ich ſo viel italieniſch radegebrochen habe, gönn's mir doch, daß ich mit dem Landsmann wieder den ſchwäbiſchen Schnabel wetze.“

Eine beſtrickende Natürlichkeit und Herzlichkeit lag in ihrem Ausdruck, und aus dem Wohlklang ihrer Stimme ſchloß Heinrich, daß ſich dieſe ſehr wohl zum Singen eigne.

Er ſprach davon.

Schlicht erwiderte ſie: „Ja, früher in unſerm Forſthaus und Elternhaus habe ich viel geſungen — aber jetzt“ — die blauen Augen ſtreiften ihren Mann — „er mag es nicht!“

Was für ein Rauhbein, dachte Heinrich. Da ſtieß der Mann eben wieder aufgeregt an ſein Geſchirr: „Eſſen,

Digitized by Google

Tilla", gab ihm einen verhalten wütenden Blick und wirbelte den Schnurrbart empor.

Die junge, lebhafte Frau kam aber stets wieder mit Heinrich ins Gespräch; es ergab sich sogar, daß sie einen gemeinsamen Bekannten besaßen, Heinrichs Freund Ulrich Zeusler, Student in Tübingen, war ein Verwandter der jungen Frau. Jetzt wurde das Geplauder zwischen ihnen erst recht herzlich.

Als aber die Postgäste wieder aufbrachen, ging Heinrich ins Freie, wie er sagte, um der Abfahrt der Wagen zuzusehen, in Wahrheit um den Frieden des jungen Paares nicht zu stören, und bemitleidete im stillen die reizend liebe Frau Tilla wegen ihres rauhen Gatten.

Die Posten waren davon gefahren, und er starrte planlos in Regen und Nebel.

Da kam sie zu ihm unter die Tür. „Wir müssen wegen des Pferdes noch eine halbe Stunde warten. Mein Mann schreibt unterdessen einen Brief." Halb unter Tränen, halb unter Lächeln fuhr sie fort: „Verzeihen Sie ihm. Er ist krank. Sonst befänden wir uns nicht auf unserer Hochzeitsreise, wie wir sie nennen, obgleich sie ein Jahr verspätet ist. Als ich den Forstgehilfen Scheck auf einer Försterversammlung in Villingen kennen lernte, war er von strahlender Gesundheit. Um unsere Einkünfte zu erhöhen, tauschte er seinen Posten an den eines Oberförsters auf einer Besitzung im Elsaß. Das war unser Unglück. Er nahm pflichtgetreu den Kampf gegen das Wildererwesen auf, das in den Wäldern jahrelang geblüht hatte. Im Februar, in einer bitterkalten Nacht, erschoß er einen der verwegenen Trotzköpfe, der zuerst nach ihm gezielt hatte, einen reichen Bauernsohn. Seither ist die gesamte Gegend gegen ihn aufgehetzt, er ein gemiedener, verschriener Mann, auf den Dutzende von Gewehren zur Vergeltung lauern. Seither lebt er in beständiger Aufregung, ist menschenscheu und glaubt sich, wo er geht und steht, von den Menschen verfolgt.

Digitized by Google

Deshalb schickte uns der Großindustrielle, dem die Wälder gehören, auf die Reise und erhoffte davon für meinen Mann Genesung. Aber, mein Gott! Italien hat ihm nicht geholfen; mit niemand soll ich ein Wort sprechen; überall wittert er Feinde. Nun weiß ich mir keinen Ausweg, als daß wir den Rest des Urlaubes zu einem Besuch bei meinem Vater im Schwarzwald verwenden und mit ihm beraten. Eben jetzt schreibt ihm mein Mann, daß wir am Sonntag daheim eintreffen werden. Wie freue ich mich! — Sie aber bitte ich, doch kein schlechtes Bild von ihm davonzutragen!"

Dem Herzenskummer der jungen Frau war eine schöne Tapferkeit beigesellt. Auf Heinrich machte ihre tiefe Sorge einen rührenden Eindruck, ihm war, nie noch sei ihm etwas so Lauteres, Echtes begegnet wie dieses vornehme Geschöpf mit der bodenständigen alemannischen Schönheit.

„Tilla", kam der Ruf des Gatten.

„Gleich", erwiderte sie und wandte sich wieder zu Landsiedel: „Und den Schwarzwaldtannen darf ich Ihren Gruß bringen?"

„Tausend Grüße!"

Ihre weiche Hand ruhte einen Herzschlag lang in der seinen. Da kam wieder der Ruf „Tilla". Sie ging, und eine Viertelstunde später rollte der Wagen mit dem Paar davon — hinaus in die Nebel. — —

Da saß Heinrich, die Hände auf den Knien gefaltet, im unfreundlichen Hospiz und dachte der lieben Erscheinung der Schwarzwälderin nach, die so schwere Sorge trug. Das Vertrauen, das sie ihm erwiesen hatte, erfüllte ihn mit einem tiefen Glücksgefühl. „Tilla Scheck", murmelte er vor sich hin, als ob er ihren Namen für immer festhalten müsse. Eine weite Sehnsucht zog durch seine Seele; sie galt aber nicht nur dem jungen Wesen, das jetzt der Heimat entgegenfuhr, sondern auch dem Jugendlande selbst, seinen Wäldern, Flüssen, Dörfern und Städtchen; ihm war, er hätte es doch zu billig an die unsichere Fremde dahingegeben. Er rang mit

Digitized by Google

einem tiefen, ſtechenden Heimweh. Dabei gedachte er ſeiner Knabentage, ſeiner Eltern, und das Lied ging ihm durch den Kopf: „Im ſchönſten Wieſengrunde."

An der Oberaach, einem Flüßchen, das von den Fildern in den Neckar herunterrinnt, hatte die väterliche Mühle geſtanden. Hörte er nicht das Klappern der Räder und das Raſcheln des Sägewerks? Sah er nicht, wie ſich die ſtattlichen Giebel, die durch Fachwerk in allerlei Felder eingeteilt waren, vom Waldgehänge abhoben? Die kleine, doch rege Welt darum her? Riſch, raſch, fuhr die Säge in das Herz der Waldbäume, und in breiten Lagern waren die Hölzer geſchichtet, darunter manche ſtolze Eiche, die den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt hatte. Von unten und oben im Tal kamen die Bauern zur Mühle gefahren, die einen mit Pferden, die andern mit Ochſen; ſie führten Hölzer herzu und holten Bretter oder brachten Getreide und führten das Mehl davon. Zwiſchen den Wagen tummelte ſich die Menge des Federviehs, darunter ein paar Pfauen, die wohl zuweilen häßlich ſchrien, aber manchmal auch auf das Dach flogen und wunderſchön die mächtigen Räder ſchlugen.

Weil ſonſt niemand in der Gegend Pfauen beſaß, kam er auf den Gedanken, ſeine Eltern ſeien reich. Jedenfalls waren ſie ein glückliches Paar, der Vater ein ſtattlicher Mann mit blondem Vollbart, gewaltigen Leibeskräften und einem volkstümlichen, aufrechten Weſen, das ſich mit allen, die in der Mühle zu tun hatten, ſowohl im Ernſt wie im Scherz verſtand; die Mutter die ihm ebenbürtige Frau mit einer Krone von braunen Zöpfen, blauen Augen, friſchen, ſanftgeröteten Wangen und jener milden Herbheit, die nie von Liebe ſpricht, ſie aber dafür im Herzen trägt. Am Sonntag fuhr die Familie mit den Grauſchimmeln über Land und beſuchte die Verwandten, deren es eine Menge gab, wohlhabende Bauern und eigengeprägte kluge Frauen.

Da war auch ſein Pate, der Pfarrer Gebhard Landſiedel, ein alter Herr mit feinem, überlegenem Lächeln und

Digitized by Google

auf dem Kopf ſtets ein Sammetkäppchen. Lag es nun an den ſchönen Geſichtszügen des alten Mannes, an ſeinem Reden und Schweigen, an ſeiner wohlklingenden Stimme oder an den vielen Büchern, die er beſaß und an dem uralten Efeu, der das Pfarrhaus umrankte, wenn man Heinrich fragte, was er einmal werden wolle, ſo erwiderte er: Ein Pfarrer wie mein Pate Gebhard!

Die Mutter hatte dafür ein leiſes, zuſtimmendes Nicken.

Aus Bretterabfällen, wie ſie reichlich um die Säge herumlagen, baute er ſich eine Kirche und hielt darin ſeine ſonderbaren Predigten über Dinge im Hof, Feld und Wald und bat Gott, die Oberaach wohl zu hüten, die dem väterlichen Betrieb bald durch Ueberſchwemmungen, bald durch Waſſermangel Schaden bereitete.

Einmal überraſchte ihn dabei der Vater.

„Heinrich", ſcherzte er, „wenn du Pfarrer wirſt, wer ſieht denn einmal zur Mühle?"

„Dieter!"

Das war das nachgeborne Brüderchen, das an der Hand der Schweſter Elſe auf dem Hof herumtrippelte oder auf ihren Knien ſeinen Predigten lauſchte.

Durch dieſen ſchönen, friedereichen Knaben kam das Unglück in die Familie. Als er etwa dreijährig war, ſpielte er auf dem Sägeplatz und kletterte auf den Bretterbäumen umher. Da kam eine der Beigen ins Wanken, ſtürzte um und begrub den Jungen. Niemand hatte es beobachtet; kein Schrei wurde gehört; als man ihn vermißte, ſuchte man ihn weit auf dem Hof. Da war es der Vater ſelber, der ihn von den Hölzern erſchlagen fand und ſeine Leiche in das Wohnhaus trug.

Von dieſem Unglückstag an lag es wie ein Fluch auf der Mühle. Die Mutter begrub ihren Schmerz in den unergründlichen Tiefen ihres Gemüts; ſie, die nie viel geredet hatte, wurde jetzt erſt recht zur Schweigerin, und das half wohl mit dazu, daß ſich unter dem Eindruck des Un-

Digitized by Google

glücksfalles das Weſen des Vaters veränderte. Die Mühle war ihm ein Ueberdruß; er ließ in den Betrieben die Knechte ſchalten, wie ſie wollten, ſprach vom Verkaufen, fuhr Geſchäfte vorſchützend faſt jeden Tag über Land, pflegte mit fieberhafter Unruhe des Holz- und Getreidehandels, der vorher neben der Tagesarbeit hergegangen war, und kam meiſt erſt in der Nacht wieder nach Hauſe, manchmal unheimlich ſchwermütig, manchmal übermütig fröhlich, oft wildzornig. Bei ſeinen Käufen hatte er ſich übertan, dazu ſich in drückende Bürgſchaften eingelaſſen.

Und wie wenn es in der vergangenen Nacht geweſen wäre, erinnerte ſich der Jüngling. Da kamen die Eltern ſonntäglich gekleidet an ſein Lager, die Mutter eine Kerze in der Hand, der Vater reiſefertig. Er drückte den noch ſchlaftrunkenen und erſchrockenen Jungen an die Bruſt, daß dieſer laut hätte aufſchreien mögen, und ſchluchzte: „Tu recht, Heinrich — ſei der Mutter folgſam — das iſt eine Frau ſo gütig wie der liebe Gott — und in einem Jahr kommſt du zu mir über die Waſſer!“ — Der Vater konnte nicht weiter ſprechen; die Tränen rüttelten ihn, die Eltern gingen aus der Kammer. Am folgenden Tage waren Elſe und Heinrich allein daheim; die Mutter gab dem Vater ein Stück weit das Geleite auf ſeiner großen Reiſe nach Amerika, und als ſie zurückkam, bewahrte ſie gegenüber den Kindern Stillſchweigen über alles, was ſein Gedächtnis in ihren jungen Herzen hätte beſchatten können.

Nicht ohne Vorbereitung und Anhalt war der Vater nach Amerika gefahren; eine große Zahl Familien aus der engern und weitern Heimat wohnten drüben im fernen Weſten und fanden als Farmer ihr auskömmliches Brot. Krank kam er zu ihnen hin; der halb gezwungene Abſchied von der Heimat war ihm auf die Bruſt gefahren; die Freunde drüben konnten ihn nur noch zu Ende pflegen und ſeinen Tod in die Heimat berichten.

So war die Mutter Witwe, Heinrich und Elſe Waiſen.

Digitized by Google

Auch den neuen Schlag ertrug die Mutter ſtill und in ſich gekehrt; nur einmal wandte ſie ſich mit einem kurzen Wort über den Vater an die Kinder: „Nun wird es ja von böſen Zungen ſcharf genug über den armen, toten Mann hergehen; er ruht aber mit ehrlichem Namen in ſeinem Grab jenſeits des Weltmeeres. Wer euch etwa ſeinetwegen einen Floh hinter das Ohr ſetzen will, dem ſchaut ſtolz in die Augen; er iſt niemand einen Pfennig ſchuldig geblieben!“

Der alte Onkel Georg, ein angeſehener Bauer, der ſich nebenbei auf die Sternkunde verſtand, hatte den Nachlaß mit den Gläubigern geordnet und war häufig in der Mühle, um mit der Mutter, für die er ſtets eine warme Hochachtung darlegte, über ihre Zukunft und die der Kinder zu beraten. Auch der ſprach Heinrich davon, daß ſein Vater niemand etwas ſchuldig geblieben ſei. „Das verdankt ihr aber der Mutter. Sie hat ſeine Schulden aus dem eigenen Vermögen bezahlt; ſie hat es für dich und deine Schweſter getan, damit ihr den Namen Landſiedel in Ehren tragen mögt. Dir aber wird es nicht ſchaden, wenn du darum weißt. Du wirſt deiner ſeelenſtarken Mutter nur ein um ſo dankbarerer Sohn ſein. Im übrigen den Mund halten, Heinrich, gegen jedermann; ein rechter Junge ſoll über manches ſchweigen können!“ —

So der Onkel Georg in aller Wohlmeinenheit.

Der Tod des Vaters und das Mancherlei, das er über die dabei obwaltenden Umſtände hörte, gab aber dem jungen Heinrich doch zu denken und zu würgen; er weinte nicht; aber damals ſchon bildete ſich die feine Falte, die ihm im Zickzack von der Naſenwurzel in die Stirne ſtieg. Doch war es ihm Herzensbedürfnis, in ſeiner Erinnerung den Vater bloß aus jener Zeit zu ſehen, da noch das Glück in der Oberaacher Mühle waltete — einen ſtämmigen, blonden Mann mit ſtrahlendem Augenpaar und goldigem Lachen, der das Wohlgefallen und die Achtung der geſamten Gegend genoß.

Oft ſagten ſpäter die Leute, daß er ihm zu gleichen komme;

Digitized by Google

wie der Müller Landſiedel brauche auch er nur die Menſchen anzuſehen, damit ſie zu ihm Vertrauen faſſen. Und ſie hatten wohl recht; ſelbſt auf der Reiſe hatte er es nun wieder erfahren an Peter Cabon, an Pater Plazidus und an Frau Tilla Scheck.

Nein, mit ſeiner Art war nicht groß zu tun!

Wahrheit war ja doch, daß er nicht an ſeine Mutter denken durfte, ohne daß ihn das Gewiſſen ſchlug — Wahrheit, daß er im Unſegen wanderte! —

Viertes Kapitel

Aufſeufzend blickte Heinrich hinaus in den Nebel, der nicht wankte und nicht wich. Eingeregnet in dieſer öden Wirtsſtube, faſt ohne Geld, was ſollte da werden? — Und bis zum morgigen Mittag, da wieder die Poſten wechſelten, kam gewiß kein Menſch, bei deſſen Geſprächen der Spaziergang um das eigene Ich aufhörte.

Dann und wann gab ihm das blaſſe Wirtsmädchen einen Blick, das eine Näharbeit in den Händen am Fenſter ſaß, in den Nebel ſchaute und einen Huſtenanfall unterdrückte.

„Sie haben wohl auch das Heimweh wie ich", verſetzte ſie traurig.

„Sind Sie nicht die Tochter des Wirts?" fragte er zerſtreut.

„Gottlob nein", erwiderte ſie; „auf die Dauer müßte ich da oben ſterben. Ich bin erſt etliche Tage hier und zum erſtenmal in Stellung. Der Doktor riet mir zu einem Aufenthalt in den Bergen; mein Vater iſt aber ein geplagter Handwerker im Aargau, und wir ſind viele Kinder. So habe ich die Stelle im Hoſpiz angenommen, damit ich den Huſten ausheile und zugleich etwas Geld verdiene; aber mein Zuſtand wird eher ſchlimmer."

Das arme Geſchöpf huſtete ſchon wieder.

Digitized by Google

Das Gespräch, das sie und Heinrich zusammen führten, täuschte kaum über das Schleichen der Stunden. Noch war es ja nicht vier.

Da tönte überraschend genug das Spiel einer Mundharmonika, eine heitere Tanzweise aus dem Nebel in die Wirtsstube. Heinrich wie das Mädchen hoben den Kopf.

„Das ist der jüngere der beiden Ingenieure, die oben in den Bergen die Landkarte zeichnen, Otto Fenner", sagte das Mädchen. „Je schlechter das Wetter, je fröhlicher der Topograph."

Der Spielmann trat in die Stube, ein untersetzter, bärtiger Mann von etwa dreißig Jahren. „Luisli", rief er noch unter der Tür, „ist ein Telegramm oder Brief für mich da?"

„Hier!" erwiderte das Mädchen.

Ein wunderliches Leuchten ging über das braungebrannte Gesicht des Ingenieurs. Ein Juchschrei drang aus seiner Brust: „Mein Bub, mein erster Bub ist auf die Welt gekommen, gesund, stark! Das hat mir keine Ruhe gelassen oben in den Felsen." Er zog den Hut, von dem der Schnee fiel, warf den wetterdichten Mantel von sich, stellte den Bergstock mit dem schimmernden Eispickel in die Ecke, legte einen großen, leeren Rucksack dazu, zog wieder seine Mundharmonika hervor, spielte einen Ländler, schlang die Arme um das Mädchen und tanzte, die Widerstrebende leicht mit sich fortziehend, ein paarmal die Runde durch die Stube. Als sie sich ihm aufhustend entwand, tanzte er gegen sie gewendet für sich allein allerlei fröhliche Figuren, bald klatschte er mit den braunen Händen auf die Knie, bald stampfte er mit den Schuhen, an denen die starken, rückwärtsgekrümmten Nägel blitzten, auf den Boden, als müßten die Bretter unter seinen Füßen zerbrechen.

Nun hatte er seine Freude ausmusiziert und ausgetanzt und schaute das Mädchen mit glänzenden Augen und einem fast knabenhaften Lächeln der Genugtuung an.

Digitized by Google

„Und was wünscht der erfreute Vater?" fragte es, selber der unerwarteten Unterbrechung des langweiligen Nachmittags froh.

„Spiegeleier mit Speck, eine Flasche Grummello, später Feder, Tinte, Papier. — Mein Weib soll einen lieben Brief bekommen — dann geben Sie mir die Lebensmittelpost und rufen Sie mir den Wirt!"

Das Mädchen ging.

Nun wandte sich der Ingenieur zu Landsiedel: „So gar schlecht steht es mit dem Wetter nicht", begann er das Gespräch. „Oben schneit es in die Berge hinein wie zu Weihnachten. Das ist ein gutes Zeichen!"

Heinrich hoffte schon aufbrechen und an diesem Tag noch bis Olivone gehen zu können.

Da kam das Mädchen, deckte dem Ingenieur den Tisch, und Otto Fenner sagte: „Darf ich Sie einladen, mit mir meinen Jungen zu verschwellen? Kommen Sie her! — Schweizer und Schwaben reizen sich sonst gern ein bißchen; aber in der Sierra Nevada, wo ich ein Jahr neben Ingenieuren vom Stuttgarter Polytechnikum mit topographischen Aufnahmen beschäftigt war, fanden wir uns wie Brüder zusammen — also, Herr Landsiedel, mein Junge lebe! Er wachse und werde ein Mann, am liebsten einmal Ingenieur wie ich; denn über das freie Leben in den Bergen geht nichts auf der Welt."

Hell klangen die Gläser zusammen. Heinrich hatte ein Wohlgefallen an dem frischfröhlichen Mann und seinem Vaterstolz. Der Ingenieur aber ließ sich das Essen munden: „Seit drei Tagen haben wir keinen Bissen Fleisch und keinen Trunk Wein mehr besessen. Meinem Freund Heinrich Schwarz, mit dem ich arbeite, macht das freilich nichts aus. Wenn er nur eine Handvoll gedörrter Zwetschgen in den Mund zu schieben hat. Und mir hilft das Spiel auf der Mundharmonika. Wie es die Zeit vertreibt, das habe ich von eben jenen Schwaben in der Sierra Nevada gelernt:

Digitized by Google

„Und wieder ein Liedchen geſungen,
Und alles, alles war wieder gut!"

Nach dem Imbiß ſchrieb der Ingenieur ſeinen Brief, und eine Weile ſpäter kam der bäuerlich einfache Wirt: „Sie haben mich rufen laſſen, Fenner."

„Ja, wir ſollten einen Gehilfen haben", wandte ſich ihm dieſer zu. „Girolamo von Faido iſt uns wegen Zahnſchmerzen und einer geſchwollenen Backe davongelaufen. Sie ſind wohl von raſchen Begriffen, aber eine wehleidige Geſellſchaft, die Teſſiner. Da möchten Freund Schwarz und ich es mit einem Bündner verſuchen. Stets ſelber die Jalons und Apparate felſenauf und felſenab zu tragen, hält die Arbeit zu ſehr auf. Sie fahren wohl dieſer Tage einmal nach Diſentis herunter; beſorgen Sie mir dort einen geeigneten Mann. — Wir bezahlen ja unſere Leute gut."

„Morgen ſehe ich Peter Cabon in Curaglia", erwiderte der Wirt. „Der weiß ſchon, wer unten in den Dörfern etwa zu entbehren iſt."

„Alſo abgemacht", rief Fenner, „und damit der Mann weiß, wo er uns zu ſuchen hat — wir triangulieren an den Saſſi Roſſi des Pizzo Pettano. Geben Sie ihm dorthin den Knecht mit. Aber her muß der Mann, das binde ich Ihnen auf die Seele!"

Während des Geſprächs der beiden bekam Heinrich einen roten Kopf. Seine Gedanken flogen: Wenn er ſich bei dem Ingenieur als Gehilfe meldete! Das wäre der Weg zu einem ehrlichen Stück Brot. Er hatte Zeit, ſich die Sache zu überlegen. Die Unterhaltung des Wirtes und Fenners lief weiter.

„Sie waren doch vor einem Jahr mit einem jungen Mann aus Altanca hier", ſagte der Wirt, „von dem Sie mir damals erzählten, daß er Ihnen nur zur Kurzweil Gehilfendienſte leiſte, bis er einen größeren Plan verwirkli-

Digitized by Google

chen könne, den Bau eines Fremdenhauſes am Ritomſee. Der Mann ſah aus, wie wenn er etwas vorwärts brächte."

„Sie meinen Carlo Grimelli!" erwiderte Fenner. „Als ich vor ein paar Wochen die Arbeit in der Zeichenſtube zu Bern wieder mit derjenigen in der Bergluft vertauſchte, kam ich über Altanca und ſah ihn. Um ſeinen Plan ſteht es aber nicht gut. Er lebt mit ſeinem künftigen Schwiegervater, dem Syndaco, wegen politiſcher und anderer Dinge ſo."

Der Ingenieur legte die Zeigefinger kreuzweiſe.

„Schade", warf der Wirt hin, „ich hätte auch meinen Nutzen, wenn der Uomopaß durch ein gutes Unterkunftshaus im Val Piora mehr in Aufnahme käme."

„Die Ausſichten dafür ſind wohl recht klein", belehrte ihn Fenner. „Dem erzürnten Alten gehört nicht nur der auserſehene Baugrund am See, ſondern er ſollte auch den größten Poſten Geld in das Unternehmen ſchießen. — Die ſchöne Doia, ſeine Tochter, hat wohl für das Hotelfach zu früh Deutſch gelernt, fürchte ich."

„Die ſchöne Doia!" — Heinrich, der dem Geſpräch der beiden Männer nur zerſtreut zugehört hatte, horchte empor. Wiewohl er ſich ſtets vorredete, daß er, der von ſeinem Rösle aus allen Himmeln der Liebe Geſtürzte, nun der vollendete Weiberfeind ſei, flammte ſeine Neugier doch ſtets wieder auf, wenn von einem hübſchen Mädchen die Rede war.

„Iſt die Syndacotochter wirklich ſo ſchön?" fragte ſtatt ſeiner der Wirt.

„In Florenz oder Venedig würde ſie vielleicht nicht auffallen", entgegnete der Ingenieur; „aber hier in den Bergen dreht man ſich ſchon zwei- oder dreimal nach ihr um. Dabei iſt ſie in ihrem Weſen einfach und lieb. Meine Frau, die ja den letzten Sommer in Altanca verbracht hat, ſchwärmt für ſie."

Digitized by Google

„Und eignet ſich das Fräulein zur Hoteliersfrau?“ fragte der Wirt.

Fenner zuckte die Schultern. „Ich glaube kaum. Sie iſt bei aller Weibesklugheit doch nicht menſchengewandt genug und für einen Wirtſchaftsbetrieb faſt zu vornehm.“

Er zog die Uhr. „Ich muß früh aufbrechen, um wieder zu meinem Freund hinaufzukommen; bei dem Neuſchnee iſt es ein verfluchter Weg, beſonders über die glatten Platten hinauf und mit hundertzwanzig Pfund auf dem Rücken. Ihr packt mir doch die Lebensmittel in den Rucksack und“, ſetzte er nachdenklich hinzu, „ſorgt mir alſo für den Mann — der iſt für uns ſo nötig wie das tägliche Brot.“

Der Wirt ging. Da wandte ſich Landſiedel mit ebenſo zaghaftem wie erwartungsvollem Geſicht an Fenner. „Darf ich mich als Geometergehilfe bei Ihnen melden; dann brauchten Sie keinen Mann ſuchen zu laſſen.“

Der Ingenieur gab ihm einen langen, erſtaunten Blick; dann lachte er ihm ungläubig fragend ins Geſicht.

„Es iſt mein Ernſt“, verſetzte Heinrich mit faſt bebender Stimme und geröteten Wangen.

„Nicht ſchlecht!“ erwiderte der Ingenieur neugierig und nachdenklich. „Wie in aller Welt kommen Sie auf den Gedanken?“

Heinrich beſann ſich einen Augenblick. Nein, daß er aus Geldverlegenheit auf den ſeltſamen Einfall geraten ſei, durfte er nicht verraten. Das würde auf den Ingenieur wohl einen gerade ſo üblen Eindruck machen wie auf Peter Cabon. „Nur aus Freude an Ihren Bergen“, antwortete er. „Und ich denke, daß man ſie am allergründlichſten kennen lernt, wenn man darin ein Stück nützlicher Arbeit verrichtet. Das gibt eine ſchöne Erinnerung ins ſpätere Leben. Auch bin ich mein eigener Herr und kann meine Zeit verwenden wie ich will!“

Nun merkte der Topograph aus der leiſe bittenden Stimme, daß es Heinrich mit ſeiner Bewerbung ernſt galt.

Digitized by Google

Stets noch etwas verwundert ſagte er: „Ihre Hände ſind mir doch zu wohlgepflegt — ſehen Sie meine braunen und ſtarken Pratzen! — Wie wollen Sie mit den weichhäutigen Fingern in den ſcharfkantigen Felſen herumklettern — Zeigen Sie mir Ihre Schuhe! Ja, die ſind gut genagelt; aber mit den Füßen ſind Sie doch ebenſo bergungewohnt wie mit den Händen. — Ich fürchte, Sie werden es bei uns nicht aushalten!"

Ein Zug der Enttäuſchung ging über Heinrichs Geſicht.

Da fragte Fenner: „Haben Sie in Ihrer Heimat Militärdienſt getan?"

„Als Einjährig-Freiwilliger im erſten württembergiſchen Regiment ‚Königin Olga'."

Der Ingenieur nickte. „Nein, mehr als die Strapazen einer Manöverzeit verlangen wir von unſern Gehilfen nicht. — Eine andere Frage: Spielen Sie Schach?"

„Leider habe ich in Tübingen viele gute Stunden damit totgeſchlagen!" lächelte Landſiedel.

Das Geſicht Fenners hellte ſich. „Mein Freund Schwarz lachte ja mit der ganzen Breite ſeines Geſichtes, wenn ich ihm für die Sonntage und die Feierabende einen guten Partner brächte. Wir wollen den Verſuch wagen und ſehen, wie Sie ſich bei uns einleben. Ich nehme Sie alſo als Gehilfe in Pflicht."

Die Männer reichten ſich zum Zeichen ihres gegenſeitigen Einverſtändniſſes die Hände.

„Sie werden bei uns eine richtige Robinſonade kennen lernen", plauderte der Ingenieur; „wir haben den Wohnraum unter einem überhängenden Felſen nach außen mit Zelttuch abgeſchloſſen; er iſt uns alles, Stube, Bureau, Schlafzimmer und Vorratskammer; aber bei Gott, es iſt ſchön oben. Treten wir von unſerem Wigwam einige Schritte auf eine Felſenplatte hinaus, haben wir die Welt zu Füßen, die weißen Bänder der ſchäumenden Flüſſe, das Gewirr der

Digitized by Google

Täler, die vom Getäfel der Getreidefelder umgebenen Ortſchaften, allerlei Spiegelſcherben von den oberitalieniſchen Seen und die Lombardei wie ein grünes Meer. Daraus ragt am Tag wie ein weißes Märchen Mailand mit ſeinem Dom und glänzt in der Nacht mit der Goldkrone ſeiner Lichter."

„Darauf freue ich mich", erwiderte Landſiedel herzlich und empfand über die Verabredung ein ſtilles Glück. Er kam doch zu Brot, eigentlich dem erſten, das er im Leben ſelber verdiente, und nach und nach zu Geld, ohne das der Menſch iſt wie ein Fiſch auf dem Trockenen. Und heimlich ſprach er ſich ſelber Mut zu der übernommenen, ſchweren Arbeit zu.

Da ſtieß Fenner mit ihm noch einmal fröhlich an, griff zum Inſtrument und ſpielte: „Muß i denn, muß i denn zum Städtel hinaus." — —

Als Heinrich in Vorausſicht des hübſchen Geldes, das er als Gehilfe verdienen würde, einen Teil der Zeche bezahlen wollte, wehrte der Ingenieur ab. „Nichts nehmen Sie von ihm, Fräulein! — Was wir gegeſſen und getrunken haben, iſt alles meinem Buben zu Ehren!"

Er ließ ſich vom Wirt wie ein Laſttier bepacken; außer dem mächtig geſchwollenen Rucksack trug er noch Pakete auf die Bruſt geſchnallt und glich ſo dem heiligen Nikolaus mit ſeinen Gaben.

Landſiedel bat, er möge ihm einen Teil der Laſt abtreten; aber Fenner lachte: „Ich bin ſchon zufrieden, wenn Sie ſich ſelber und Ihren Ranzen heil in unſer Felſenzelt hinauf bringen." Er nahm das Mädchen in den Arm und tanzte, allerdings ſchwerfällig, einen Hopſer mit ihr. „Sechs Uhr", ſagte er, als er ſie losließ; „gegen zehn Uhr werden wir an den Saſſi Roſſi ſein, wegen des Neuſchnees müſſen wir eine Stunde mehr rechnen als ſonſt."

Unter den Abſchiedsgrüßen des Wirtes und des Mädchens traten ſie hinaus in den wilden Abend, der den Nebel

Digitized by Google

in Schollen zerriſſen hatte und da und dort ein Stück Landſchaft mit greller Sonne beleuchtete. An den Wänden der Berge aber klebten noch die Wolken, Raubtiere gleichſam, die ſich halb in ihre Höhlen zurückgezogen haben, doch ſchon wieder zum Hervorbrechen bereit ſind. Fenner ſchwenkte bald von der Straße des Lukmaniers zur Rechten gegen ein Hochtal ab, durch deſſen Riß der ſanfte Weſthimmel leuchtete.

„Das iſt der Uomopaß", brach er das Schweigen, „der vom Hoſpiz Santa Maria an die Gotthardſtraße hinüberführt, ein Saumweg. Uomo heißt er, weil an einem Felſen das Bild eines fratzenhaften Mannes zu erkennen iſt."

Sie ſtiegen durch die Steinblöcke hinan. Der Ingenieur, der vorausging, hatte ſeinen Marſch gemächlich begonnen, kam aber allmählich trotz der großen Gewichte, die auf ihm ruhten, in einen ausgiebigen Schritt hinein. Landſiedel hatte Mühe, ihm zu folgen; er griff die feuchtglatten Steine doch nicht ſo ſicher wie der berggewohnte Topograph. Bald traten ihm die Schweißperlen auf die Stirne und löſten ſich in kleine Bächlein, die ihm über die heißen Wangen herniederrieſelten, und das Herz war ihm nicht leicht.

Alles um ihn trug zu ſeiner ſchweren Stimmung bei, der naſſe Weg, die tödliche Stille, in der nur das Aufſchlagen der beiden Stöcke ein Geräuſch erzeugte, die verblaſſenden Tageslichter, die ſchroffen Felſen über ihnen, die ſich wie Rieſenorgelpfeifen reckten, der geheimnisvoll aufleuchtende Bach, der zwiſchen mächtigen Blöcken niederſchoß — etwas Menſchen- und Lebensfeindliches blickte wie eine ſtumme Drohung aus der ihm ſo fremden Natur gegen ihn.

Sie betraten den Neuſchnee. Nur wie ein leichter Flaum lag er auf dem Trümmergeſtein; bald jedoch reichte er ihnen an die Knöchel, und die Decke ließ nicht mehr erkennen, wohin ſich der Fuß ſetzte.

„Na, Landſiedel", wandte Fenner einmal den Kopf, „das iſt anders als hinter den Bierkrügen von Tübingen ſitzen.

Digitized by Google

Solche Wege geht man am beſten, indem man etwas Schönes denkt — ich bin in der Einbildung daheim bei Weib und Bub — und Sie wohl bei Ihrem ſchwäbiſchen Schatz. Heißt ſie Minele oder Käterle, Emmele oder Päule?"

Heinrich zwang ſich etwas Fröhliches zu erwidern und etwas Tröſtliches zu denken; aber beim Suchen danach geriet er nur auf die Frage, ob wohl Forta, der Schelm von Chur, ſein Geld ſchon verpraßt habe? — Wo nun Tila Scheck, die liebliche Schwarzwälderin mit ihrem Diſtelſtock von Ehegemahl weile? —

Da glitt er mit dem rechten Fuß von einem Stein ab, der unter dem Schnee lag; der Fuß überknickte ſich; aufſchreien hätte er mögen vor Schmerz. Er ſtand ſtill, verbiß die Pein, ſtieg wieder; der Fuß aber hing ihm wie Blei. „Das kann gut werden!" knirſchte er grimmig in ſich hinein. Stumm ging er in den Fußſtapfen des voranſchreitenden Ingenieurs.

„So, gottlob, da haben wir die Schafhürde; da iſt die Paßhöhe", rief Fenner, und gleich darauf ertönte von ſeiner Mundharmonika das Lied: „Wo Berge ſich erheben."

Auch Landſiedel ſchnaufte ſich aus; raſch aber begannen ihm die ſchweißgebadeten Glieder zu fröſteln, und er war deswegen froh, als der Topograph bald wieder zum Aufbruch mahnte.

In den Bergen war es völlig Nacht geworden. Zwiſchen ſchwarzen, ziehenden Wolken traten die Sterne hervor; über die Goldlinie eines Bergkammes ſchwebte die Sichel des zunehmenden Mondes in das ſchmale Paßtal hinein, und nun trieben die Wolken mit ihr ein Spiel von Licht und Dunkelheit. Wenn ſie wieder aufleuchtete, wurden linkshin gewaltige Schneeberge ſichtbar.

„Hier verlaſſen wir den getriebenen Weg", erklärte ihm Fenner; „wir ſteigen in die Felſen empor; die nächſte Stunde iſt das ärgſte Stück. — Sie können dort eben noch die Gebirgsecke erkennen. — Dort geht die Wanderung hinüber,

Digitized by Google

nachher nicht mehr schwierig stets linkshin, und in wieder dreiviertel Stunden erreichen wir das Hotel zu den Troglodyten — ich meine unsere Unterkunft."

Nun begann der Steilaufstieg durch die Felsen. Da und dort leistete der Ingenieur Heinrich mit den Händen oder mit dem Stock Hilfe. „Ueber die Planken mit dem nassen Schnee müssen wir rasch vorwärts", drängte er; „er kann ins Rutschen kommen und wir dazu — wir wollen uns lieber oben Zeit lassen. — Plötzlich aber sagte er erschreckt: „Donnerwetter, Sie wackeln ja mit den Füßen; stehen wir doch einen Augenblick still!"

„Nein, nur voran!" trotzte Heinrich.

Noch hatte er das Wort nicht fertig gesprochen, da knickte sein Fuß wieder — und stärker. Vor Schmerz mußte er sich in den Schnee gleiten lassen; der Schnee aber geriet auf der schiefen Platte ins Rutschen, erst langsam, so daß es ihm gelang, sich noch einmal halb emporzurichten, dann so schnell, daß es keinen Widerstand mehr gab. Mit Schnee und Geröll, den Kopf nach unten, rutschte und sauste er den steilen Hang abwärts, fiel mit Haupt und Rumpf auf kantige Felsen, blitzendes Feuer vor den Augen. —

Nun war aber auch schon Fenner bei der Hand. Sich mit aller Wucht auf seinen Bergstock stützend, fuhr er neben der Sturzbahn Landsiedels wie der Sturmwind talabwärts, überholte den Kollernden, pflanzte sich fest und riß den wehrlos Dahingleitenden aus dem Schnee und Schutt.

Sturz und Rettung waren so schnell gegangen, wie man eins, zwei, drei spricht. Da lag Heinrich schreckensbleich. In der Tiefe verpolterten Schnee und Schutt.

„Herrgott, ich will doch nicht Ihre Knochen zusammenlesen und nach Tübingen senden." Aus Fenners Stimme sprach aber mehr der Schrecken als der Humor.

Dann brachte er den Gestürzten auf die Beine. „Können Sie stehen?"

Digitized by Google

„Es geht — es geht! Ich habe wohl bloß den Fuß verſtaucht!“ ſtöhnte Landſiedel und verbiß den Schmerz, obgleich er das Gefühl hatte, Kopf, Rippen und Beine ſeien ihm zerſchlagen.

„Da trinken Sie einen Kognak!“

Der Trank kam nicht zu früh; Heinrich wäre ſonſt ohnmächtig zuſammengebrochen. Fenner legte ſeinen mächtigen Rucksack ab. Da ihm das ſchwache Mondlicht nicht genügte, ſchlug er in ſeiner Taſchenlaterne Feuer und betaſtete Heinrich von Kopf bis zu Fuß. „Im Hinterkopf haben Sie ein Loch, überhaupt wohl da und dort Quetſchungen; aber gebrochen iſt nichts. Das Schlimmſte iſt wohl der verſtauchte Fuß! Von Glück können Sie ſagen, daß Sie ein ſo ſtarkes Gewand tragen; das hat manchen Hieb und Stoß gemildert; es ſieht aber auch danach aus! Ihren Hut und Ihren Ranzen will ich nachher ſuchen!“

Der Ingenieur kniete zu ſeinem Rucksack hin, wühlte daraus manches in ein ausgebreitetes Tuch, ſchob den Sack an einen Block hin und ſagte mehr zu ſich als zu ſeinem Begleiter: „Der Sack kann hier bis morgen bleiben!“

„Nun, Landſiedel, machen wir Huckepack — ſchlingen Sie die Arme feſt um meinen Hals.“ Er ſetzte ſich vor ihm in den Schnee.

„Sie können mich doch nicht über die Felſen aufwärts tragen!“

„Nein, aber abwärts — Sie eignen ſich nicht zum Ingenieurgehilfen!“

Mechaniſch gehorchte der Verletzte. Dabei kam ihm die Erinnerung, daß ihn der Vater auch ein paarmal, wenn ſie ſpät von einem Ausflug in die Mühle zurückkehrten, ſo durch die Nacht getragen habe. Im übrigen war er des Denkens unfähig. Er merkte nicht einmal, wie ſteil Fenner den Weg abwärts nahm; doch hörte er, wie der Ingenieur ſagte: „Da ſind wir wieder am Paß. Bis ich wiederkomme, verhalten

Digitized by Google

Sie ſich ruhig; ich gehe jetzt Ihren Ranzen ſuchen; ich vermute, wo er ſein mag!"

Er legte den Verletzten in den Schnee.

Die Kälte brachte Landſiedel zur Beſinnung, wenigſtens auf den Gedanken, daß er durch den neuen Unfall in eine furchtbare Lage geraten ſei. Eine wilde Hoffnungsloſigkeit bemächtigte ſich ſeiner.

Da erſchien Fenner mit den verlorenen Gegenſtänden und wollte ihn wieder auf den Rücken laden.

„Nein, ich kann mich nicht tragen laſſen wie ein kleines Kind; ich will zu gehen verſuchen!" trotzte Heinrich. Die Scham beſiegte Schwäche und Schmerz; von Fenner geſtützt, hinkte er unter Höllenpein etliche hundert Schritte. Er ächzte: „Bis zum Hoſpiz bringe ich es doch nicht. Was wollen Sie ſich weiter mit mir quälen — laſſen Sie mich in den Schnee ſinken, darin ruhig liegen und zugrunde gehen. An mir iſt nicht viel dahin!"

„Da kennen Sie uns Ingenieure ſchlecht", erwiderte ihm Fenner ruhig. „Ich weiß um Ihren Zuſtand. Sie haben vom Schrecken das Bergweh. Wir ſind auch nicht auf dem Weg nach dem Hoſpiz, ſondern in entgegengeſetzter Richtung — nach dem Ritomſee! Nun wir ſchon ſo weit ſind, geht ſich der Paß auf dieſer Seite leichter; ſtatt Getrümmer haben wir meiſt weiche Matten unter den Füßen, und am See liegt eine Hürde mit gutem Heu. Dort können wir nächtigen."

Vor Schmerzen willenlos gehorchte Heinrich ſeinem Führer. Als ſie aber auf ſchneefreien Boden kamen, verließ ihn wieder die Faſſung; ein Weinkrampf und Schüttelfroſt rüttelte ihn; er ſank zuſammen. Eine Weile ließ ihn Fenner liegen; dann kroch er zu ihm hin und verſuchte ihn wieder auf den Rücken zu bekommen. Er trug ihn wieder ein Stück; plötzlich aber löſte ſich Landſiedel von ihm ab. „Ich will nicht getragen ſein; lieber laſſe ich mich totſchlagen", ſchrie er eigenſinnig.

Digitized by Google

„Dann müssen Sie gehen — auf keinen Fall lasse ich Sie liegen!" widersprach der Topograph.

Und wirklich ging Heinrich wieder.

Schier endlos zog sich der Weg in die Tiefe. Hie und da unterbrach der Ingenieur sein Schweigen mit einer abgerissenen Bemerkung: „Der See von Ladagno — die Sterne spiegeln sich darin!" und bei einer Kapelle: „Val Piora mit dem Ritomsee!"

Ja, Heinrich sah ein unbestimmtes glänzendes Etwas.

Sie schritten den Uferwiesen entlang; ein Viertelstündchen später versetzte Fenner: „Und hier rechts ist die Hürde." — Mit einem kleinen Kunstgriff öffnete er die Tür, die mit einem Querholz verriegelt war, machte Licht, sah sich um und rief: „Gottlob, Heu genug! Ich hatte schon Bange, es sei vielleicht fortgetragen worden!" Er nahm einen Armvoll, streute es auf den gangartigen, leeren Teil des Bodens hin, stets mehr, bis sich ein kniehohes Lager gebildet hatte. „So, mein armer Landsiedel, nun legen Sie sich! Den Halskragen will ich Ihnen abnehmen; ich ziehe Ihnen auch die Schuhe aus; Sie ruhen besser!"

Der zum Tod Ermattete ließ es sich gefallen wie ein Kind, das von der Mutter besorgt wird. Er streckte sich mit dem wunden Leib auf das Heu; über ihn schüttelte Fenner noch mehr, so viel, daß der arme Mensch darunter kaum mehr zu entdecken war, stieß es von den Seiten fest und ließ dem Gebetteten nur um das Gesicht Raum und Luft. Nachdenklich betrachtete er ihn. Dann sagte er: „Wir waren beide leichtsinnig; man kommt nicht nur aus dem Kolleg und springt ins Hochgebirge hinauf! Daß ich bei dieser Torheit mitgeholfen habe, tut mir leid; aber es war in der Freude. Noch leider tut es mir, daß ich Sie früh am Morgen verlassen muß; ich bin überzeugt, Freund Schwarz schließt wegen meines Ausbleibens die ganze Nacht kein Auge. Wenn möglich rennt er beim ersten Tagschein bergab mich zu suchen, findet wohl meinen Rucksack, denkt, ich sei verunglückt —

Digitized by Google

was für heilloſe Verwirrungen können entſtehen — ich muß früh morgens zurück! — Gute Nacht, Landſiedel!"

Mit ſich ſelber machte er weniger Umſtände als mit Heinrich; er löſchte das Licht und wühlte ſich ins Heu.

Nicht lange, ſo hörte Landſiedel ſeine tiefen, ſchnarchenden Atemzüge; ihn ſelber legten Schmerz und Ueberanſtrengung ſchlaflos; im Kopf ſpürte er ein dumpfes Weh; die Wunden brannten ihn, und wenn er trotz ſeiner Qualen am Hinüberſchlummern war, ſo überkam's ihn, er ſtürze plötzlich wieder, Steine und Schutt polterten neben ihm, mit ihm in einen endloſen Abgrund. In unbegreiflich kläglichem und ſchlotterndem Empfinden erwachte er wieder und wollte ſich wenden; aber ſein zerſchlagener Leib geſtattete es nicht, vor allem nicht der verrenkte Fuß, der ihm wie ein Bleiklotz am Bein hing. Vor ſeinen Augen tanzten gelbe, grüne und blaue Lichter. Allmählich aber ſpürte er die zunehmende Wärme des Heulagers, die ſein zugleich durchſchwitzter und durchfrorener Körper gierig aufſog, und das langgezogene Schnarchen Fenners ſchläferte ihn nun auch ein.

Im Morgengrauen betrachtete der Ingenieur den friedlich Ruhenden. Feine Schweißtröpfchen ſtanden Landſiedel auf der Stirne, der Naſe und den Wangen. Sein Atem ging tief und gleichmäßig. Das war der Schlaf eines Geſunden; der kam ſchon wieder auf die Füße und fand von ſelber ſeinen Weg. Die Hand aber mußte der Ingenieur ihm doch noch drücken, dem jungen, ſchwäbiſchen Abenteurer, deſſen offenes, freies Geſicht ihm auch jetzt wieder wohlgefiel. „Guten Tag", rief er ihn an. „Darf ich nach Ihrem Fuß ſehen!" —

Erſchrocken fuhr Heinrich empor; nur langſam kam er zu ſich ſelbſt und zum Bewußtſein, wo er war.

„O, ſo ſchlecht ſteht es nicht um den Fuß", verſetzte Fenner. „Allerdings iſt er ziemlich geſchwollen; machen Sie, wenn Sie Ihren Schrecken ausgeſchlafen haben, ein paar Stunden kalte Umſchläge." Er lief ſelber aus der Hürde

Digitized by Google

an den See, kam mit naſſen Tüchern zurück, verband Heinrich den Fuß ſtraff und wuſch ihm die Kopfwunde. „Und nun, Landſiedel, muß ich alſo wieder an die Saſſi Roſſi hinauf. Da lege ich Ihnen ein Frühſtück bereit, Brot und Käſe. Nachher machen Sie ſich auf den Weg, ſelbſt wenn es unter einigen Schmerzen geſchehen muß. In einer halben Stunde erreichen Sie das Ende des Sees, in der doppelten Zeit auf dem Steilweg neben dem Sturzbach hinab das Dorf Altanca. Da wenden Sie ſich mit meiner Karte und einem Gruß an Carlo Grimelli oder, wenn er nicht zu Haus iſt, an ſeine Mutter. Das iſt eine verſtändige Frau und gefällig. Sie wird Ihnen, ſo gut es geht, die Kleider nähen, die leider noch viel übler zugerichtet ſind als Ihr Leib. Von Altanca iſt die Gotthardſtraße bald erreicht. Nord oder Süd, nach Ihrer Wahl. — Jetzt behüt' Sie Gott, Landſiedel! Es wäre hübſch, wenn wir uns wieder einmal treffen und von dem Erlebnis der letzten Nacht plaudern könnten. Im Rückblick ſind Abenteuer ebenſo ſchön, wie aufregend in dem Augenblick, da ſie uns widerfahren."

Er ging, ſein Inſtrument am Mund und blies irgend ein Schweizer Morgenlied. Bald verklang es aus Heinrichs Ohren.

Fünftes Kapitel

Fenner weiß ja nicht, daß ich kein Geld habe! — Mit dieſem Gedanken ſank Landſiedel ins Heu zurück, noch einmal in einen tiefen, geſunden Schlaf. Dann erſt kam er völlig zum Bewußtſein ſeiner bitterböſen Lage. Als er unter die Türe trat, ſtrahlte draußen ein wunderſchöner Tag. Er wich zurück vor der Fülle des Lichts. Die Sonne lag wie ein Hohn auf ſeiner Stimmung; trotz dem langen Schlaf fühlte er ſich an Leib und Seele zerſchlagen; jeder ſeiner Gedanken war ein Kummer, ebenſo ſehr wie der

Digitized by Google

ſchmerzende Leib das durch den Sturz arg mitgenommene Kleid. Der Anzug, der bis dahin ſein Wanderſtolz geweſen war, ſtarrte von lehmfarbenem Schmutz; ſchlimmer, durch einen großen Angel ſchimmerte das Knie; am Rock waren zwei der ſchönen Tuchknöpfe abgeſprengt, und je länger er ihn unterſuchte, deſto mehr Schäden entdeckte er. Nie konnte er mit dem zerfetzten Anzug wieder unter die Menſchen treten, nicht einmal unter ſchlichte Dorfleute.

Seine dumpfe Ratloſigkeit wuchs.

Er ſetzte ſich auf den ungefügen Dengelſtein, der neben der Tür lag, und verzehrte den Imbiß, den ihm der Ingenieur zurückgelaſſen hatte. Das Brot und der Käſe erſchienen ihm als Henkersmahlzeit. Wie ſchmählich war ſein Verſuch, ſelbſt ein Stück Brot zu verdienen, mißlungen; er war nun wie ein Bettler dran — nein, elender noch. Was nun?

Den wehen Kopf in beide Hände faſſend, ſtarrte er in die ſonnige Landſchaft hinaus.

Eine buntbeblümte, von Steinblöcken durchſäte Frühlingswieſe lief an den See hinunter. Das Gewäſſer lag leicht überblickbar in ſanfte Ufer eingegoſſen; darum her ſtand ein ovaler Kranz kühner, ebenmäßig aufgebauter Berge; ſie ſchloſſen das liebliche Hochgebirgstal ringsum ein und ſpiegelten ſich in wunderbarer Klarheit in den Fluten. Kein Windhauch ſtörte die glatte Fläche des Sees, der in grünem und blauen Pfauenfedernglanze ſchwamm, ein lichtes Märchenſpiel, deſſen Zauber ſelbſt ſeine wunde Seele ergriff.

Die leuchtende Einſamkeit war ſich ſelber genug in ihrem Prangen. Kein Menſchenſchritt, kein Auge, keine Stimme ſtörte ſie; nur die Tierwelt war lebendig. Ueber die roten Franſenglöcklein der Soldanellen ſchwebten die Frühlingsſchmetterlinge, der Zitronenfalter und der Fuchs; vom See her wiegten ſich die ſtahlgrünen Libellen. Aus dem Gefelſe ſchmetterten die Bergammern ihre Liebesſtrophen in den reinen, warmdurchſonnten Tag, und aus dem See ſchnalzte

Digitized by Google

dann und wann weiß aufglänzend ein Fiſch empor und klatſchte in die Flut zurück.

Ja, was wäre die Welt ſchön, wenn — ein tiefer Seufzer rang ſich aus Heinrichs Bruſt.

So menſchenleer war aber das Hochgebirge doch nicht, wie er ſich gedacht hatte.

Von fern her ſchlug die Stimme eines Knaben an ſein Ohr. Er hob den Kopf und ſuchte. Aus einem Nebentälchen, das ſich im Hintergrund des Sees öffnete, trat ein Grüpplein Menſchen und kam auf dem ſchmalen Weg, das Waſſer entlang, näher. Nun ſah er ſie deutlich. Ein Mann und eine Frau zogen, Stricke über die Schulter und die Bruſt geſchlungen, einen Schlitten durch das Gras; auf dem Fahrzeug lag ein mächtiger, von einem Garn zuſammengehaltener Haufen Heu, und darauf ſaß ein drei- oder vierjähriger, halbbekleideter Junge, der ſich an den fliegenden Vögeln und den ſpringenden Fiſchen erfreute. Der braune Mann mit dem wildwuchernden Bart und das bis auf die Knochen abgerackerte Weib hielten, ohne ſich nach dem plaudernden Buben umzuſehen, die Köpfe zu Boden geſenkt. Heinrich ließ die Leute ſtill vorüberziehen. Wozu hätte er ſie anſprechen ſollen?

Das Geſchehnis rüttelte ihn aber doch aus dem tatenloſen Traumſinn empor. Als die Gruppe am Ende des Sees aus ſeinem Blick verſchwunden war, tappte er ſich, die beſchmutzten Schuhe in der Hand, unter Schmerzen durch Gras und Blumen an die Flut hinunter, entdeckte an ihrem Rand eine große, leicht geneigte Steinplatte, ſetzte ſich darauf, ließ die Füße im klaren, eiskalten Waſſer baumeln und ſpürte in dem geſchwollenen rechten eine ziemliche Erleichterung. Einmal warf er den Blick gegen die Berge, von denen er gekommen war; unbewußt forſchte er, ob er irgend an einer der hohen Felſenkanten die Geſtalt des berganſteigenden Ingenieurs Fenner entdecke. Der aber weilte wohl ſchon längſt

Digitized by Google

bei seinem Freund Schwarz und erzählte ihm das Abenteuer der Nacht.

Landsiedel empfand eine warme Dankbarkeit für die Hilfsbereitschaft und Geduld, mit der sich Fenner seiner angenommen hatte. Nein, mehr hätte er gerechterweise von ihm nicht verlangen dürfen; der ihm fremde Ingenieur hatte wie ein barmherziger Samariter an ihm gehandelt. Tiefer und tiefer empfand er seine Verlassenheit. Sein Blick irrte wieder das zerfetzte Kleid hinab. In der Ueberlieferung des Elternhauses hatte es gelegen, daß man in tüchtigem, währschaftem Stoffe ging, und so hatte er es in Wohlanständigkeit und Ehrbarkeit jugendlang gehalten. Nun aber sah er wirklich aus wie einer, der für den Schub reif ist. Er redete sich ein, daß er mit seinem verrenkten Fuß auch nicht bis nach dem Dorf Altanca hinuntersteigen könnte; aber er spürte wohl, daß es doch eigentlich die Scham über sein Kleid war, was seine Aufbruchspläne lähmte. Des wehen Fußes vergessend, sprang er empor und rief: „Ich werde ein Narr — ein Narr!" und wollte über sich selber lachen. Das Lachen aber wurde ein Schrei; er war unvorsichtig auf den Boden getreten; nun sah er wieder das Feuer vor den Augen.

Er ließ den Schmerz sich austoben, tappte über den weichen Rasenboden zur Hütte und holte sich seinen Ranzen hinaus an die Sonne. Auch der war halb hin; die starken Lederbänder waren ausgerissen. Auf dem Stein kramte er darin herum, entdeckte, daß der Handspiegel zerbrochen war, und als er sich in den Scherben besah, schüttelte er den Kopf: „Heinrich, Heinrich, was ist aus dir geworden!" Ein rauher, blonder Stoppelbart war im Sprossen; denn seit Bregenz war kein Messer an seiner Wange gewesen. Und er besaß kein eigenes. Er begann die Schuhe zu reinigen, die in der Sonne getrocknet waren; er spürte, daß die Arbeit eine wohltätige Ablenkung für das in seinem Innern wühlende Elend war, nahm aus dem Ranzen ein kleines Nähzeug hervor, zog sich die Kleider aus und versuchte den Angel

Digitized by Google

am Knie zuzunähen. Dabei ſchwebte ihm das Bild der Mutter vor, die ihm manchmal mit einem Gewebe von Fäden die zerplatzten Hoſen geſtopft hatte; aber ſein Verſuch, es ihr nachzutun, mißlang; unter ſeinen ungeſchickten Fingern kamen die Ränder des Tuches ſchrumpfig übereinander zu ſtehen; Nadel um Nadel zerbrach in dem zähen Stoff, und als die letzte entzwei ging, ſtach er ſich in den Finger und ſog das Blut aus der verletzten Beere.

„Was hilft mir nun die Germaniſtik?" lachte er ſpöttiſch auf.

Eines aber merkte er: Das kalte Waſſer tat ſeinem Fuß wohl, und da die Sonne wie im Sommer vom blauen Himmel brannte, beſchloß er ein Bad im See zu nehmen, der unter dem Stein drei-, viermal Mannslänge in die Tiefe ging, aber bei ſeiner wunderbaren Klarheit den graugrünen Grund ſehen ließ, auf dem Grund die Reſte eines erſchlagenen Waldes, der einmal dageſtanden haben mußte, wo es jetzt keinen Forſt mehr gab. Mächtige Bärte von Algen hingen an den kreuz und quer übereinanderlaufenden Stämmen, und die ſchwärzlichen Bergforellen ſchwammen zwiſchen ihnen dahin.

Indem er ſich am Rand des Steines feſtklammerte, ließ er ſich mit einem Ruck bis an die Bruſt in die Tiefe ſinken; das Waſſer war aber ſo kalt, daß es ihm jäh den Atem verſchlug. Stöhnend juckte er wieder auf den Stein empor und hatte das Gefühl, er ſei mit Brenneſſeln gezüchtigt worden. Indeſſen erholte er ſich auf dem ſonnenwarmen Stein raſch vom Schrecken und dachte: Was würde es helfen, in dieſer furchtbar kalten Flut ein Schwimmer zu ſein? Selbſt der allerbeſte wäre darin im Augenblick ſteif und tot.

Das kam ihm wie eine feſſelnde Entdeckung vor. Nun aber ſchlief er, den Rock als Kopfkiſſen, in der Sonne ſo ſtark und tief ein, daß er die Bauersleute von vorhin nicht bemerkte, die mit dem leeren Schlitten vorüberkamen und

Digitized by Google

mit dem vollen wieder gegen ihr Dorf abzogen. Erst das Fröſteln des Abends weckte ihn. Er hatte ſich geſund geſchlafen; durch ſeinen Leib ſtrömte ein Gefühl neuer Kraft. Er freute ſich aber daran nicht; das deutete ja nur auf neuen Kampf; er aber wäre in ſeiner Not am liebſten ſtill vergangen. Er ſchlüpfte in ſein armſeliges Kleid und hinkte, den verdorbenen Ranzen unter dem Arm, der Hütte zu. Was blieb ihm übrig, als wieder das Nachtquartier darin zu beziehen? — Er ſetzte ſich auf den Dengelſtein an der Tür und ſah in die Lichtſpiele, welche die bereits untergegangene Sonne an den hohen Gipfeln entzündete; er hielt es aber nicht aus, ſo überwältigend war die Stille und Einſamkeit in der von blauem Duft erfüllten Gebirgswelt. Ehe ſich die Nacht darüber ſenkte, kroch er ins Heu.

Um Gotteswillen, was ſollte aus ihm werden? —

Das Kinn in der hohlen Hand ſann er, und da alle äußeren Stimmen um ihn ſchwiegen, ſo redeten die inneren und erzählten aus ſeiner Jugendzeit.

Er ſah ſich, wie er als zwölfjähriger Junge mit Mutter und Schweſter von der väterlichen Mühle ging, alle drei in tiefen Trauerkleidern, die herbe Mutter trockenen Auges, die Schweſter mit Tränen, er einen Käfig in der Hand, in dem ſein zahmes Eichhörnchen ſaß, und hinter ſich das „Männele", den nicht mehr jungen, rotbraunen Edeldackel, der auf drei Beinen ging, weil er die Hälfte des einen Vorderlaufs in einer Fuchshöhle verloren hatte. Um den Kindern die wünſchbare Bildung angedeihen zu laſſen, bezog die Mutter eine Mietwohnung in dem alten, hochgiebeligen Städtchen, das an der Mündung der Oberaach in den Neckar, alſo nicht weit von der alten Heimat gelegen war. Der Ort gefiel ihm nicht ſonderlich, obwohl um die alten Türme Tauſende von Schwalben herumſchwirrten. Wegen ſeines dreibeinigen Dackels hatte er unter dem Spott ſeiner Kameraden manches zu leiden, und als er einmal einen der Quälgeiſter mit den Fäuſten verhieb, da kam hinter den

Digitized by Google

Häuserecken hervor der Ruf: „Dein Vater iſt ja verlumpt.“ Obgleich er von Onkel Gebhard beſſer als jeder Fremde wußte, wie es um den Verſtorbenen ſtand, ſchnitt ihm der Ruf in die Seele. Weinend vor Zorn lief er zur Mutter, und ſie fuhr ihm mit den Händen tröſtlich durch die Locken.

„Heinrich, trag du deinen Kopf nur ſtolz!“ — Und ſo tat er fortan.

Um ſich die Achtung der andern Jungen im Städtchen zu erzwingen, wurde er ein Ochſer für die Schule und lief Gefahr, ein ſelbſtgerechter Sonderling und Eigenbrödler zu werden. Die Mutter aber mochte das blaſſe Stubenweſen nicht; verſtändig trieb ſie ihn an ſeinen freien halben Tagen hinaus in die Natur.

Einmal fand er auch wieder den Weg an die Oberaach zur väterlichen Mühle zurück. Er beſah ſich die Plätzchen ringsumher, die ihm früher lieb geweſen waren, und ſetzte ſich jenſeits des Fluſſes ein gut Stück oberhalb der Mühle, wo das Wehr die Waſſer in den Kanal ſammelt, unter die mächtigen Uferweiden.

Da drang ein leichter Singſang an ſein Ohr. Durch das quellenklare, ſeichte Waſſer, über den kieſigen und felſigen Grund watete Rösle, das ſchlanke Müllerkind, daher. Das junge Geſchöpf wurde bei ſeinem Anblick blutrot, ließ das Röckchen, das ſie faſt bis an die Knie hochgezogen hatte, fallen, daß der Rand das Waſſer ſchier berührte, und ſagte: „Ich möchte drüben im Walde Maiglöckchen und Frauenſchuh ſuchen.“ Unſchlüſſig blieb ſie im Waſſer, das ihr die roten Füße überrieſelte, ſtehen und fragte: „Heinrich Landſiedel, wie kommſt denn du daher?“

„Weil wir früher hier gewohnt haben!“

„Ach ja, das hätte ich wiſſen ſollen!“ Sie kam nun ans Ufer, ſetzte ſich etliche Schritte von ihm, nahm aus der roten Schürze Strümpfe und Schuhe, wandte ſich von ihm ab und zog ſie wieder an. Dann äugte ſie mit lichtbraunen Sternen fragend nach ihm. „Kommſt du mit in den Wald?“

Digitized by Google

„Das kann ich", antwortete er trocken. Das Mädchen gefiel ihm jetzt besser als manchmal, wenn er sie in der Kalesche des Müllers hatte durch das Tor des Städtchens fahren sehen. Sie war rotlippig, und das schon von stattlichen braunen Zöpfen umwundene Gesicht hell wie Sonne. Was störten ihn da ein paar kleine gelbliche Sprenkel auf ihren Wangen; sie bewiesen nur, was für eine feine Haut das Rösle Wenk besaß. Auch merkte er bald, daß sie gern lachte.

„Nimm die Blumen mit in die Stadt; ich habe genug an einer!" sagte sie. Die aber steckte sich die kleine Eva in das feine, schimmernde Haar. Unterdessen läutete aus einem nahen Dorf die Vieruhrglocke. Sie machte ein Bittmäulchen: „Komm mit zum Vesperbrot!" Er sperrte sich ein wenig, spürte aber einen redlichen Hunger, und sie gingen über den schmalen Steg bei der Mühle, lehnten sich über die Holzstange, die als Geländer lief, und schauten in das ziemlich tiefe, durchsichtige Wasser, und dabei streifte ihn ihr Atem.

„Du bist gewiß ein sehr gescheidter Junge", lachte das zierliche Wesen; er aber hatte nur Augen für die gelblichen und bräunlichen Forellen, die in den Wassern leicht schwänzelnd stille standen. Alle seine Knabenträume erwachten wieder. Was hatte er an Jugendfreude durch den Verlust der väterlichen Mühle eingebüßt!

„Fischest du gern?" fragte Rösle.

„Nichts lieber!" antwortete er begierig.

„Dann komm, so oft du magst, in die Mühle; mein Vater wird dir die Fischerei gerne erlauben; er selber hält nichts darauf."

Von den Eltern Rösles wurde er gut aufgenommen und freundlich bewirtet; er merkte aber wohl, daß nicht mehr der Geist von früher durch das Haus wehte und die stille Gediegenheit, die seine Eltern überall hatten walten lassen, einer halbstädtisch aufgeputzten Art gewichen war. Herr

Digitized by Google

Wenk, der neue Beſitzer, war ein lauter, vielrediger Menſch, und die Mutter Rösles erſchien ihm wie eine ſtattliche Magd, die Kleider über ihrem Stand trug. Was ihm am beſten gefiel, von ſeinen Eltern ſprachen die Leute lieb.

„Ich höre von Rösle, daß du gern fiſcheſt!“ verſetzte der für ſeine Jahre ſchon etwas dickbäuchige Müller; „tue es in der Oberaach und im Kanal, ſo viel du magſt — du brauchſt mich deswegen nicht mehr zu fragen!“

Rösle gab ihm ein Stück weit das Geleite gegen die Stadt. Es war ein leuchtender Abend; ehe ſie die Dämmerung recht ſpürten, tauchte der Mond voll und rein über dunklem Wald empor. Da ſagte ſie bedauernd: „Ich muß jetzt zurück!“ und als ſie ihm die ſchmale Hand gab: „Du haſt etwas Vornehmes an dir, — meine Mutter ſagt's — gelt, du kommſt bald wieder zu uns.“ Er verſprach es ihr freudig. In ſeinen Augen war das Rösle ſchön.

Ehe die Maiglöckchen in dem grünen Glas auf ſeinem Arbeitstiſch im Giebelſtübchen völlig verwelkt waren, ſtak er ſchon wieder in der Mühle und brachte am Abend der Mutter etliche Stücke ſilberweißer Aeſchen und rotgetupfter Forellen mit heim. Sie buk ihm die Fiſche; als er aber ſie und die Schweſter etwas gönnerhaft zum Zugreifen einlud, da ſagte ſie abweiſend: „Nein, iß du! Ich mag nichts, was von der Oberaacher Mühle ſtammt; ich könnte auch nie wieder hingehen; dir aber wehre ich es nicht; ich begreife, daß du an der Mühle und der Oberaach hängſt!“

Die Weigerung der Mutter, deren Stolz es früher geweſen war, ihren Gäſten mit einem Forellengericht aufzuwarten, machte auf ihn einen tiefen Eindruck; die tapfere, ſchweigſame Frau mußte in der Erinnerung mehr zu überwinden haben, als ſie die Kinder ahnen ließ.

Auch jetzt noch hatte ſie vor ihnen halbverborgen mancherlei Kämpfe zu beſtehen. Obwohl ſie ſelten unter die Menſchen trat, und wenn es geſchah, mit einer Zurückhaltung, die ihr viele als Stolz auslegten, ſo fehlte es ihr

Digitized by Google

doch nicht an heimlichen Freiern. Denn sie war noch stets eine stattliche Frau mit einer Krone dicker Zöpfe, und die Herbheit ihres Gesichtes und ihrer Redeweise wurde gemildert durch die still redenden Augen, die in Freude oder Leid stets noch eines verhaltenen Feuers fähig waren. Selbst einer seiner Lehrer bemüht sich lange und aufmerksam um sie. Sie aber ließ alle abgleiten, den Lehrer wohl mit schwerem Herzen. Warum? — Darüber sprach sie mit den Kindern nie; aber als Heinrich einmal zu seinem alten Vetter Gebhard auf Ferienbesuch ging, erhielt er die Aufklärung.

„Das tut die Mutter dir und Else zulieb", verriet ihm der Vetter mit klugem Lächeln. „Sie hat stets noch einen hübschen Posten Geld. Würde sie sich nun wieder verehelichen, so schenkte sie wohl dem andern Manne auch wieder Kinder, und ihr Vermögen ginge einmal bei ihrem Tod in mehr Teile als jetzt. Das will sie nicht, sondern Else, wenn sie Braut wird, mit einer schönen Aussteuer begaben und dich auf dem Stift in Tübingen studieren lassen, wozu ja deine Fähigkeiten und dein Fleiß ermuntern!"

So, nun wußte Heinrich um die Absichten der Mutter und daß sie bei aller äußeren Herbheit ein herrlich gutes Weib war.

Sie duldete seine häufigen Besuche in der ehemaligen väterlichen Mühle ohne Widerspruch. Daß sie aber von den Fischen, die er gefangen hatte, nie eine Gabel kostete, war ihm ein tiefer, heimlicher Verdruß, der sie ihm selber nicht mehr schmecken ließ. Und doch war mancher stattliche Hecht dabei.

Indessen bedurfte es eines besondern Anlasses, bis er die Anglerei, in der er sich allmählich eine große Geschicklichkeit erworben hatte, aufsteckte.

Er hatte an einem schwülen Abend, der einen guten Fang versprach, seine Blinkangel an einer tiefen Stelle des Mühlekanals auf Hechte ausgeworfen. Statt eines Hechtes aber biß eine Trüsche an, ein in der Oberaach äußerst

Digitized by Google

seltener Fisch. Indem er die Angelschnur bald ablaufen ließ, bald an sich zog, ermüdete er das Tier und warf es mit starkem Schwung aus dem Wasser auf die Wiese. Der Fisch, der wütend um sich schlug, war ein Prachtkerl von etlichen Pfunden, mit dem unförmlich großen Groppenkopf und der feuchtglänzenden, gelb und schwarz getigerten Haut wie ein vorweltliches Geschöpf anzusehen. Er faßte ihn, um die vierteilige Angel zu lösen. Da geschah etwas sehr Sonderbares. Aus der Kehle des Fisches kam ein leiser, wunder Schrei. Nie in seinem Leben hatte er von einem Menschen gehört oder in einem Buch gelesen, daß die ewig stummen Fische in ihrer Todesnot schreien können. Er war davon wie von einem Wunder betroffen, ließ das Tier fallen, wobei die Angelschnur riß, und warf in seiner Verwirrung den unheimlichen Gesellen, der den Blinker noch im Rachen trug, in den Kanal zurück. Unglücklich über das Erlebnis lief er heim. Noch in der Nacht aber quälte ihn der Schrei des Fisches und der Gedanke daran, daß ihm der Blinker in der Kehle stak. Kein Trost wollte dagegen verfangen, weder die Erwägung, daß die Fische ja unter sich selber die größten Räuber sind, noch die Erfahrung, daß sie eine festgehackte Angel bald von selber abstoßen. Er schwitzte vor Gewissensangst. Am Morgen vernichtete er seine sämtlichen Fischereigerätschaften, darunter das Etui künstlicher Angelfliegen, das er sich ein hübsches Geld hatte kosten lassen, und fischte nie wieder.

Dem unglücklichen Trüschenfang folgte eine Zeit religiöser Anfechtungen, Zweifel und innerer Zerwürfnisse. Vielleicht wären sie auch ohne dieses Erlebnis in sein Wesen getreten, und er ließ, nicht am wenigsten unter dem Einfluß seines Religionslehrers, der ein langweiliger Pedant war, den Plan Pfarrer zu werden, fahren. Dafür ging ihm eine andere lichte Welt auf, diejenige des deutschen Schrifttums, der herrlichen Dichter seiner Heimat, Schillers und Uhlands, und als er über das Nibelungenlied kam, stand sein künftiger

Digitized by Google

Beruf in wunderſamer Klarheit vor ihm – Germaniſt! Mit ſchönem Gewähren ſtimmte ihm die Mutter bei; es lag nicht in ihrer Art, den hoffnungsvollen Jungen ſtark am Gängelband zu führen.

Faſt noch ein wärmeres Verſtändnis für ſeinen künftigen Lebensweg fand er bei der Schweſter Elſe; ſtundenlang hörte ſie ihm aufmerkſam zu, wenn er ihr mit tönender Stimme die Strophen von Siegfried und Krimhilde, Günther und Brunhilde vorlas, und die Bemerkungen, die ſie daran knüpfte, waren klug und wohldurchdacht.

Er war nun ſiebzehn, ſie neunzehn, ſchön wie die junge Frühe im Sommer, ſchlank, doch mit knoſpender Fülle, und ſie hatte wohl noch andere Gedanken im Kopf als die Nibelungenverſe. Denn, nachdem die Mutter endlich von den Freiern Ruhe bekommen hatte, ſtanden ſie ſchon für Elſe bereit. Das ſtolze und liebesſcheue Mädchen lachte darüber und wußte jeden auf eine gute Art fern zu halten. „Unter einem Pfarrer oder Arzt tu' ich's nicht", ſcherzte ſie voller Uebermut; „ich will einmal einen gebildeten Mann, der weiß, was er mir ſchuldig iſt!"

Und die Mutter nickte leiſe dazu.

Elſe hatte die unſchuldige Neigung des Bruders für das Rösle Wenk mit ſcharfen Augen entdeckt, und ihre Urteile über das Mädchen waren der einzige Anlaß, daß hin und wieder Händel zwiſchen ihnen entſtanden.

„Ich habe ſie in der alten Kaleſche durch die Stadt fahren ſehen", erzählte Elſe und ſetzte mit ſpitzem Zünglein dazu: „Sie iſt aber ein unausſtehlicher Aff'; ſie denkt an nichts, als ob ſie auch von den Leuten genug geſehen und gegrüßt werde. – Was braucht ein ſo junges Ding ſchon einen Federhut?"

„Du ſelber Aff'!" brauſte Heinrich auf.

Im ſtillen aber mußte er der Schweſter recht geben. Das Müllerstöchterlein war bemerkbar der Putzſucht verfallen. Trug ſie ein weißes Kleid, ſo mußte irgend ein roter Schmuck

Digitized by Google

daran ſein, eine Stickerei um den Hals oder wenigſtens eine feurige Nelke an der Bruſt, und ihre Knopfſtiefelchen und Handſchuhe waren vom geſchmeidigſten Leder. Indeſſen mußte ihr auch der Neid laſſen, daß ſie einen guten Geſchmack für ihr Aeußeres beſaß.

War die Trüſche ſchuld, daß er lange nicht mehr nach der Mühle ging? — Als er doch endlich wieder einmal den Weg dorthin nahm, ſtellte ſich Rösle ihm auf der Wieſe als Reiterin vor, die ebenſo zierlich wie ſicher, in freier Anmut, ja Keckheit zu Pferde ſaß. Als ſie ihm aber ein paar Runden vorgeritten hatte und vom Pferde gehüpft war, fragte ſie halb beleidigt, warum er bei ihr ein ſo ſeltener Gaſt geworden ſei.

Er entſchuldigte ſich mit ſeinen Studien, faßte ſich dann aber ein Herz und geſtand ihr, daß er wegen ihrer Eitelkeit Bedenken gegen einen häufigen Verkehr mit ihr trage.

Sie hörte ihm mit einem verwunderten Lächeln zu und antwortete ihm lieb: „Ich will ja nur dir gefallen, Heinrich, und mir ſelber ein wenig, — ich will mir dein Wort merken."

Von ihrem Einlenken und der Süße ihrer Stimme war er entwaffnet; er blickte ihr in das leicht gerötete Antlitz und konnte nur denken: „Das ſchöne Kind!" Am liebſten hätte er ſie geſtreichelt, geküßt, beſchenkt; aber dazu fehlte ihm der Mut.

In der Tat erſchien Rösle nie wieder ſo äffig geputzt im Städtchen wie früher, ſondern als ein friſches, natürliches Landkind, und faſt ängſtlich fragte ſie ihn: „Gefall' ich dir jetzt wieder beſſer?"

Daraus merkte er, wie lieb ſie ihn hatte.

Elſe aber ſprach ſtets abſchätzig von Rösle. „Merkſt du denn nicht, daß die abgerichtet iſt auf dich? Ihre Eltern wollen nun einmal dein Geld in die verſchuldete Mühle. Sei kein Narr, Heinrich!" So quälte ſie den verliebten Jungen bis aufs Blut. Bald aber hatte ſie vollen Anlaß,

Digitized by Google

vor der eigenen Türe zu wischen. Die Schwester geriet in eine unendlich tolle Liebschaft hinein, die allerdings nur drei Tage dauerte.

Ein kleiner Zirkus gab seine Vorstellungen. Da verschoß sich die blonde Else in den pechschwarz lockenhaarigen Direktorssohn, der in der Arena auf vier wilden Hengstrappen ritt, so sehr, daß sie jeder Vorsicht und Scheu vergessend ruhelos im Städtchen herumirrte, um dem schönen Ludwig zu begegnen und ein gutes Wort von ihm zu erhaschen. Wie ein neues Käthchen von Heilbronn lief sie neben ihm, und der Leichtsinnige stachelte sie mit verliebten Worten an. Die Mutter war gegen dieses Fieber machtlos. Als Else aber am dritten Vorstellungsabend wieder mit glänzenden Augen in den Zirkus drängte, fuhr das junge, breitüppige Weib, das im Flitterstaat an der Kasse saß, empor und schrie: „Jetzt habe ich dich, du kaibe Krott — du Lauskrott, du — ich bin dem Ludwig sein Weib — du nit!" Die Rasende riß Else die prächtigen Zöpfe herunter und mißhandelte sie, versuchte sie sogar ins Ohr zu beißen, als sich ein paar hinzugekommene Bürger der Ueberfallenen erbarmten.

Der Zirkus und Else waren gleich rasch aus dem Städtchen verschwunden.

Sie weilte bei Verwandten auf Besuch. Als sie wieder heim kam, geschah es im Geleit eines Freiers, des Gastwirtes Wilhelm Vaihinger zum „Waldhorn" in Tübingen. Sie beteuerten, seit sie sich vor zwei Jahren in einer Weinlesegesellschaft im Feldbachertal begegnet waren, hätten sie sich stets gern gesehen. Die Wahrheit lag aber wohl anders. Vaihinger war das Zirkusabenteuer Elsens eben recht gekommen, um sich der Hand der in Spott Gekommenen zu versichern, und Else, die ihn sonst wohl hätte abgleiten lassen, ergriff die Gelegenheit, um aus der engeren Heimat zu verschwinden und Gras über ihre Kunstreiterliebe wachsen zu lassen.

Digitized by Google

Wilhelm Vaihinger war ein ansehnlicher Mann, hatte den gelbroten Schnurrbart in zwei lange, schmale Spitzen ausgezogen, stellte die Brust wie ein Feldwebel hervor und trug Kanonenstiefel. Nach dem Herzen der Mutter aber war der Freier nicht. Aus seinem blühenden Gesicht konnte sie nichts weiter als einen Geschäftsmann erkennen, der sein berechnetes Wesen unter einer dünnen Schicht Bildungslack verbarg.

„Nein, Else, für eine Wirtsfrau bist du mir zu gut; die muß so manches hören, was sich für ein feines Weib nicht schickt!" Auf dem herben Gesicht der Mutter lag ein tiefer Kummer. Das Paar aber bestand auf seiner Verlobung; die Hochzeit fand statt, und als sich Else nach Tübingen verzogen hatte, führten Mutter und Sohn den Haushalt allein. Seufzend kam es in einer stillen Abendstunde von den Lippen der Alternden: „Was hat sich deine Schwester billig gegeben! Nun aber muß ich mit dir von der Leber weg reden, Heinrich, damit du einmal nicht ebenso töricht wie die Else auf eine dir unwürdige Liebschaft und Ehe hineinfällst! Laß dir die Rosa Wenk nicht ins Herz wachsen! Ich kenne das Mädchen, das mir Else durchs Fenster gezeigt hat, bloß vom Sehen und gebe zu, daß sie ein niedliches Geschöpf ist. Nun aber sage mir: Wie gefällt dir ihre Mutter, Frau Wenk?"

„Nicht sonderlich", gestand Heinrich kleinlaut.

„Mir auch nicht", versetzte die Mutter bestimmt. „Bei der Schlüsselübergabe habe ich Gelegenheit gehabt, sie etwa eine Viertelstunde zu beobachten. Und mein Eindruck: Die Frau ist nicht herrisch und nicht bäuerlich, sie ist Talmi und was sie tut ist ein Obenhinsudeln und Geschwindfertigwerden. Nun ist aber noch nie auf einem Schlehendorn ein Reinettenapfel gewachsen, und schon vor tausend Jahren haben die gescheidten Leute dem Burschen, der freien ging, den guten Rat gegeben, daß er sich zuerst die Mutter ansehen solle, ehe er sich mit der Tochter einlasse. Merkst du den Wink, Heinrich?"

Digitized by Google

„Das Rösle iſt aber doch ein blitzſauberes Kind!" warf er ein.

Da erhob ſich die Mutter und legte ihm die Hand auf den Scheitel: „Ich fürchte, das Rösle Wenk ſei ein Spatz, hoffe aber, du mit deinen ſchönen Gaben ſeieſt ein Weih. Und glaube, Heinrich, das tut einem Weih weh, wenn er mit einem Spatz fliegen muß. Suche dir einmal eine Weihin. Wo du ſie findeſt, kann ich dir nicht ſagen. Wenn du aber die Augen offen hältſt, ſo wirſt du ſie finden!"

Die Worte kamen voll heiliger Kraft aus dem Urgrund der ernſten Seele, und der ſchöne Mutterglaube an ſeine Begabung und Zukunft tat Heinrich wohl wie der Maienregen dem jungen Baum.

Er ſuchte ſich dem Zauber Rösles zu entwinden, ſpürte aber auch ſchmerzhaft, wie tief ſie ihm ſchon in die Sinne gewachſen war.

So kam die Zeit ſeines Abituriums.

Horch! — Als er ſich eben zur Ruhe begeben wollte, gingen im Städtchen die Brandglocken. Ein wirres Getöſe fuhr durch die Gaſſen. Er ſteckte den Kopf aus dem Fenſter, um den Feuerſchein zu ſuchen. Umſonſt. Da drang die bekannte Stimme eines Kameraden zu ihm empor: „Heinrich, in der Oberaacher Mühle brennt's!"

Er ſprang drei Stufen auf einmal die Treppe hinab und war mit einer aufgeſchreckten, eilenden Menge auf dem Weg nach dem Brandplatz. Die Lohe hob ſich ſtets mächtiger und klarer in die Nacht und warf einen geiſterhaften Schein über Wälder und Fluß. Goldene Funken kamen geflogen, brennendes Getreide. Spritzen mit ſchreienden Fuhrleuten und keuchenden, ſchäumenden Pferden praſſelten an ihm vorbei. Als er zur Mühle kam, bildete ſie eine einzige große Flamme; wie Gewehrfeuer knatterte es daraus von brennendem Mehl. Unter dem Befehl eines dicken Feuerwehrhauptmannes quäkten die Spritzen; Ströme Waſſers wurden in die ziſchenden Gluten geworfen. Was half's? — Die

Digitized by Google

Mühle war verloren; der Feuerwehr gelang es nur, einige Holzvorräte, die abseits lagen, zu retten.

Heinrichs Augen suchten Rösle.

Sie stand mit den jüngern Geschwistern neben einem Haufen geflöchneten Hausrats und starrte, vom Schein der Flammen angeglüht, hilflos in den Brand. Nebenan schlug die Müllerin die Hände über dem Kopf zusammen, und jetzt kam der Müller, der auswärts gewesen war, auf einem Wägelchen angesprengt. „O Gott, was bin ich für ein geschlagener Mann!" rief er. Da lachte neben Heinrich ein Bauernknecht laut auf: „Der wird schon wissen, warum die Mühle hat brennen müssen." Wenk wurde gleich von den anwesenden Beamten ins Verhör gezogen.

Die Aufmerksamkeit Heinrichs war durch diesen Vorgang ganz gefangen. Da hörte er seinen Namen schluchzen, und eine kleine, weiche Hand grub sich wie Rettung suchend in die seine.

„Rösle!"

Ihr Haar war gelöst und hing ihr wirr über die Schultern; ihre Augen brannten; sie sprach kein Wort; nur ihre Blicke flehten: „Folge mir!" Mit zwei Fingern zog sie ihn leis und unauffällig aus der Menge und über den Steg an das jenseitige Ufer der Oberaach bis unter die Weiden beim Wehr. Jetzt erst zitterte ein Laut von ihren Lippen: „Heinrich, hast du mich nicht mehr lieb?" — Mit einem leisen Schrei warf sie sich ihm an die Brust, schlang ihre Arme um seinen Hals, schmiegte ihr Köpfchen mit dem flutenden, weichen Haar dicht an seine Wangen, und er spürte ihren jugendlich biegsamen Leib, ihre knospende Fülle, den feinen Geruch ihres Haares.

Ihm war, er sollte fliehen.

Ihr Mund aber suchte seinen Mund; ihre heißen Lippen zitterten auf den seinen. Während drüben ihrer beider Elternhaus niederbrannte und seine blutigen Scheine über Fluß, Aecker und Wiesen und bis unter die niederhängenden

Digitized by Google

Aeſte der Weiden zündeten, kamen ſie in ein wildes Herzen und Küſſen hinein.

Rösles Mund und ſein eigenes junges Blut berauſchten Heinrich — ſie wechſelten die großen Worte des Lebens — wieder — wieder — bis ſie von ſelber ſtill und müde wurden, Rösle ſeinen Kopf ſanft in ihre Hände nahm und ihm nur noch mit zitternder Zärtlichkeit die Wangen ſtreichelte. Langſam ging drüben in der Mühle das Feuer nieder; die Flammen züngelten noch aus einem großen Trümmerhaufen, und am Himmel zog das Tagesgrauen herauf.

Da trennten ſie ſich. Er umging die noch bei der Mühle ſtehende Feuerwache; einer der letzten Zuſchauer des Brandes, ſchritt er einſam, fröſtelnd und abgeſchlagen dem Städtchen zu. Seine Liebesſeligkeit war einer grauſamen Ernüchterung gewichen. — Gott, wenn er ſich mit der Tochter eines Brandſtifters verlobt hätte? —

Und unter den treuen Augen der Mutter kam er ſich nicht mehr wie ein Weib vor, ſondern wie — ein Lausbub.

Nur ein einziger kleiner Troſt war in ſeiner Seele; aus Scheu der Jugend hatte er doch nicht ſeine Mannesehre an die Wünſche der Geliebten hingegeben. Aber doch zu viel — ſein Manneswort!

Sechſtes Kapitel

So gingen die Erinnerungen Heinrichs.

Er ſuchte auf dem Heulager den Schlaf und fand ihn nicht. Vielleicht weil er ſo lange und tief auf der Steinplatte geſchlafen hatte, vielleicht wegen der Bilder, die ſich in ſeinem Gedächtnis drängten, oder vor Hunger! Er ſtand auf, tappte ſich vor die Tür und ſuchte um den Dengelſtein, ob er nicht noch eine Krume des Brotes finde, das ihm der Ingenieur zurückgelaſſen hatte. Kein

Digitized by Google

Krümelchen! Die Sterne schienen klar vom kalten, blauschwarzen Himmel; die Ränder der Berge zeichneten sich daran ab, als wären sie die Umrisse hockender Riesen, vermummter Männer und Weiber; der See war dunkel und hatte doch seinen heimlichen Glanz; zuweilen stieg ein glucksender Ton, dessen Herkunft nicht zu erraten war, aus der Flut, ein Laut, als ob sich tief im Grund ein Geheimnis regte und seufzend aufwärts drängte. Das Grauen der Einsamkeit überlief den Verlassenen; er wandte sich wieder in die Hütte und seinem Lager zu, kaute an ein paar Stengelchen Heu, zählte, um die wogenden Gedanken zu beruhigen, auf hundert, zwang sich, vor seinem inneren Blicke Landschaften zu sehen, die Bauernhäuser seiner Verwandtschaft, den Neckar mit der uralten Tübinger Brücke, den Lichtenstein mit seinen Türmen, und war auch wirklich am Einschlafen.

Da fuhr er zusammen.

„Tühü-tühü!" erscholl es eindringlich und scharf über ihm. Er erriet bald, ein Uhu oder sonst eine größere Eule hielt sich in der Hürde auf. Und nicht lang, so entdeckte er die im Dunkeln leuchtenden, großen, runden Augen des Vogels, der, gegen ihn gewendet, auf einer Wandsparre saß. Warum hatte er sie nicht schon in der letzten Nacht gehört oder gesehen? — Wohl aus Erschöpfung, oder weil sie erst diesen Abend durch die Luftlucken des Gebälks zugeflogen war. Unablässig drang ihm der schaurige, traurige Ruf des Vogels, in den sich ein scharfer Zischlaut mengte, ins Ohr, dazu das harte Schnabelknacken und das Rauschen des sich spreizenden und zusammenziehenden Gefieders.

Heinrich war nicht abergläubisch; aber er litt unter den aufdringlichen Geräuschen des ruhelosen Vogels, der sich vielleicht durch den menschlichen Quartiergast in seinem Heimatrecht auf die Hürde gestört fühlte. Er langte nach einem Schuh und warf ihn aufs Geratewohl gegen den lästigen Gesellen, daß die Bretterwand klatschte. Sich schneuzend rauschte das Tier davon; schon hoffte er auf

Digitized by Google

Stille, da saß es nach einer kleinen Weile wieder auf dem Balken und schrie — schrie, sich beständig räuspernd, in langgezogener Klage auf ihn los.

„Hat mir denn Gott diesen verfluchten Vogel zum Spott auf den Hals geschickt, wo ich doch sonst schon so unglücklich bin?"

Seine Einbildungskraft erregte sich. War es nicht eine arme, verdammte Seele, die aus dem Nachtgetier um Erlösung schrie, etwa der brave Kaspar oder das schöne Annerl aus Brentanos Erzählung oder die Pfarrerstochter von Taubersheim? —

„Ich werde verrückt", stöhnte er. Die Eule erschien ihm jetzt wie ein böser Geist, der das Verderben über ihn herabrief, wie sein eigener Totenvogel. Sein Schicksal war es, in dieser Hürde langsam und elend zu vergehen, dahinzusterben wie der verschüttete Bergmann im Sarge des Kohlengesteins, wie der Schiffbrüchige, der auf seiner Planke treibend von Wasser ringsumgeben doch verdursten muß, wie der Forscher in den erbarmungslosen Gefilden des Polarschnees, wie — nein nein, wozu dem letzten Atemzug unter Qualen entgegensiechen? Draußen lag ja der kalte See — ein Sprung — und das Herz stand still!

Nur um den abgründigen Gedanken zu entfliehen, die sich ihm beim Uhuruf wie Sturmwolken über die Seele wälzten, nahm er den Faden seines früheren Lebensweges wieder auf — seiner Liebe zu Rösle.

Die Volksstimme, daß Müller Wenk sein Haus selber angezündet habe, kam nicht zur Ruhe; er wurde in eine amtliche Untersuchung gezogen, vermochte aber, von einem seiner Mahlknechte unterstützt, den Nachweis zu erbringen, daß ein verstopfter Oelbehälter und eine heißgelaufene Welle die Ursachen des Brandes gewesen seien und er überhaupt den Nachmittag in der Stadt verbracht habe, wo er neben andern Geschäften auch den Einkauf eines neuen Behälters besorgt habe. Er kam frei.

Digitized by Google

„Nun wirst du von selber nicht weiter mit der Rosa Wenk einhängen wollen", bemerkte die Mutter zu Heinrich; „du wirst doch einmal einen andern Schwiegervater wollen als den Müller, über dem der böse Verdacht stehen bleibt."

„Mutter, von der Rosa Wenk sprechen wir nicht mehr!" erklärte er bündig.

„Gut, dann streiche ich diesen Namen aus meinen Sorgen; ich freue mich, daß du so einsichtig bist."

Und bis die Mutter auf dem Sterbebett lag, fiel Rösles Name nie mehr zwischen ihnen.

Ja, er wäre gern vernünftig gewesen; aber wenn er das Mädchen traf, dann strahlte ihm aus ihren Braunaugen ein Liebesglück, eine Sehnsucht und ein heißes Fragen entgegen, daß er den Mut nicht fand, gegen sie hart zu sein. Einmal fragte er sie: „Wie haben wir nur gerade in der Nacht so toll sein können, in der euch das Brandunglück begegnet ist?"

„Ich schäme mich jetzt", stammelte sie mit errötenden Wangen, „daß ich dich merken ließ, wie lieb ich dich habe — es geschah aus lauter Elend."

Ihr abbittendes Lächeln, ihre Scham und ihr zur Seiteneigen des Köpfchens bestrickte ihn aufs neue.

Sie verloren sich indessen eine Weile aus den Augen. Ihr Vater verzichtete auf den Wiederaufbau der Mühle, verkaufte ihre Reste an einen jungen Fabrikanten, der die Wasserkräfte der Oberaach für eine mechanische Werkstätte auszunützen gedachte, und richtete sich aus der Brandversicherungssumme in Stuttgart eine Holzhandlung ein.

Da rief aber der Einjährig-Freiwilligen-Dienst Heinrich auch in die Residenz. Er und Rösle, die in dem neuen, ziemlich umfangreichen Geschäft draußen in der Karlsvorstadt ihrem Vater die Buchhaltung führte, fanden immer die Stunde oder auch einen gesamten Abend für ihre Zusammenkünfte, und was gab es nach „des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr" Erquicklicheres als das gemeinsame Wandern durch die schöne Umgebung der Stadt.

Digitized by Google

Der Gang Rösles war noch elastischer, ihre Erscheinung noch schmucker, ihre Haut noch heller als in der Oberaacher Mühle geworden; ihre natürliche Heiterkeit, ein feiner, drolliger Uebermut taten ihm an ihr wohl — und vor allem, daß er mit ihr auch seinen Kameraden begegnen durfte. „Das muß man Ihnen lassen, Landsiedel, daß Sie einen guten Geschmack für das Weibliche haben", gestanden ihm die andern zu und rühmten den frischen Mutterwitz Rösles, die für jedes Wort, jede Schmeichelei eine unverfängliche Antwort besaß.

Die Freude am Schmuck war ihr geblieben, und als er ihr ein kleines, echt goldenes Herzchen schenkte, war sie selig.

Wie den Schmuck liebte sie den Tanz; sie stellte dabei die andern jungen Damen in den Schatten. Meistens verlor er die Freude an dieser Kunst früher als sie und hatte nichts einzuwenden, wenn sie den Saal am Arm eines andern durchflog; im Gegenteil, dann empfand er im Schein der Lichter das Spiel ihrer jungen Glieder erst recht wie ein Frühlingslied. Sie wurde nicht leicht satt; in ihr glühendes Gesicht trat ein sinnlicher Zug; dann aber eilte sie wieder auf ihn zu. „Heinrich, so gut wie du gefällt mir doch keiner", lachte sie; „wie bin ich stolz auf dich!" Und wenn sie auf dem nächtlichen Heimweg ihre heißen Wangen an den seinen kühlte, so waren sie stets herzeinig.

Dagegen verstimmte er sich sonst etwa an ihr. Als sie nach einer Vorstellung des „Wilhelm Tell" in die Karlsvorstadt hinaus schlenderten und noch von der Aufführung sprachen, sagte sie unbefangen: „Die Telloper ist doch zehnmal schöner als das Schauspiel." Ihm aber war die Verballhornung der Schillerschen Dichtung zum Operntext von jeher ein künstlerischer Greuel gewesen; ärgerlich ließ er ihren Arm fahren und knirschte: „Du bist ein Spatz!" — Und noch oft schleuderte er ihr diesen Vorwurf zu. Rösle erwies sich unfähig, seinen Gedankenflügen, die über den Alltag hinausgingen, zu folgen; Bücher, die er ihr schenkte, um

Digitized by Google

ihren seelischen Gesichtskreis zu erweitern, las sie ohne tieferes Verstehen, und wenn sie sich darüber äußern sollte, wurde sie so unbehilflich, daß ihn Erbarmen mit ihr ergriff.

Sie ist ein Spatz, aber ein lieber Spatz. Er hätte doch nicht ohne sie leben mögen. Nur einmal schwankte er.

Sie erzählte ihm von einer Wahrsagerin, die in einer der schmalen, winkligen Gassen hinter dem Rathaus wohne, und wollte ihn überreden, daß sie sich miteinander die Karten legen lassen. „Bist du wirklich so blödsinnig dumm, Rösle!" rief er zornig aus. „Wenn ich mit dir zu diesem würdelosen Schwindel ginge, so müßte ich mich ja meines Soldatenrocks schämen! — Und daß auch du mir nicht zu ihr gehst, hörst du! Ich leide es nicht!"

Nach ein paar Tagen aber konnte sie ihm eine tiefe Niedergeschlagenheit nicht verbergen. Das Köpfchen schamvoll über seine Schultern neigend, gestand sie ihm unter Schluchzen, daß sie doch bei dem schrecklichen Weib gewesen sei. „Die Hexe wollte mir zuerst nicht sagen, was in den Karten stehe; endlich murmelte sie mit ihrer tiefen, hohlen Stimme: „Den Herzbuben sticht der Treffbub aus und bringt ein Geheimnis an den Tag!" — „Und der Herzbub bist doch du, Heinrich", weinte Rösle, „und einen Treffbuben habe ich nicht."

„Aber ein Geheimnis?" forschte er. — „Wo denkst du hin, Heinrich? Ich habe nur eine unbegreifliche Angst — doch nein! Ich schäme mich bloß so furchtbar vor dir, daß ich dir ungehorsam gewesen bin!" Sie stöhnte an seiner Schulter bitterlich.

„Spatz", erwiderte er schroff, „du bist meiner nicht wert!"

„Warum nennst du mich immer Spatz, wenn du böse auf mich bist? — Du tust mir weh mit diesem Wort."

Er aber lief ohne gute Nacht von ihr und grollte ihr etliche Tage. Sie suchte ihn rastlos, fand ihn, gerührt von ihrer Treue und Güte verzieh er ihr, und in den königlichen

Digitized by Google

Gärten gab es eine liebliche Versöhnung. Nie aber ereignete sich zwischen ihnen wieder eine so wilde Liebesstunde wie in der Brandnacht unter der Weide; bewußt vermied er stets, die Sinnlichkeit Rösles zum Aufflammen zu reizen. Das geschah im Gedanken an seine ernste Mutter.

Jedesmal, wenn er an sie dachte, hatte er ein Lausbubengefühl.

Nun ging sein Militärdienst schon zu Ende; weder einer der Ersten noch einer der Letzten in der Kompagnie hatte er seine Pflicht treu erfüllt, und wenn weiter kein Vorteil bei dem Jahr gewesen wäre, so hatte es ihn doch elastisch, stark und breitbrüstig gemacht.

Schon unter den Schatten der bevorstehenden Trennung fragte Rösle mit bebender Zärtlichkeit: „Und wann wirst du mich einmal zu deiner Mutter bringen, Heinrich?"

Die Frage erschreckte ihn. Verlegen antwortete er: „Erst in einigen Jahren. Meine Mutter ist eine schwerblütige Frau, die sich jede Lebensbegebenheit furchtbar zu Herzen nimmt. Darum möchte ich ihr jetzt noch nicht von unserer Liebe sprechen, sondern warten, bis ich das Tübinger Stift hinter mir habe. Als junger Doktor kann ich doch ihr Herz viel leichter für dich gewinnen als jetzt, wo ich noch mit meinen Studiengeldern von ihr abhängig bin!"

Rösle weinte über die Enttäuschung ein paar heiße Tränen; aber das Wort „junger Doktor" gefiel ihrem weiblichen Ehrgeiz, und sie fügte sich ohne Widerspruch.

Nun war er Student.

Tübingen, die von üppigem Grün umrahmte Hügelstadt, gefiel ihm gut, die geschlossene Linie ihrer mittelalterlichen Bauart, die hohen, steilen Giebel und der Hölderliturm der Häuserreihe am Neckar, die sich im sanft dahingleitenden Fluß spiegelten zu oberst das breite Schloß Hohentübingen mit den stumpfen Türmchen und die das Stadtbild beherrschende Stiftskirche auf ragendem Vorsprung, das viele Reichsmittelalterliche in den steilen und

Digitized by Google

krummen Gassen und Gäßchen und die Menge buntbemützter studentischer Jugend und sauberer Mädchen, welche die musenfreundliche Kleinstadt belebten, vor allem die Verbindung akademischer Freuden mit dem Genuß einer schönen Natur, die mancherlei Stätten in der Umgebung Tübingens, die der schwäbischen Sage und Geschichte verbunden sind. Sie weckten mit ihrer Romantik auch in seiner Seele Sang und Klang.

Seine Studien, besonders dasjenige der deutschen Sprachwissenschaft und Dichtung, waren ihm Herzenssache.

Er war nicht eigentlich „Stiftler" wie die meisten Tübinger Studenten, das heißt Konviktuale des Stiftes, sondern hatte mit seiner Mutter eine kleine Wohnung am obern Ende der Neckarfront gemietet, für sich ein freundliches, sonniges Stübchen, von dem der Blick auf den Fluß, das grüne Tal und hinein in die Berge bis zum Hohenlichtenstein ging. Ein unvergeßliches Bild! Dicht unter seinen Fenstern fuhren die Schwarzwaldflößer vorüber, fast riesenhafte Gestalten in hohen Stiefeln, und steuerten mit langen Stangen die vielgliedrigen Flöße, in denen Hunderte der gewaltigsten Schwarzwaldtannen zusammengebunden waren. Auf dem Hirschauersteg standen die Studenten und riefen den Schiffern zu: „Jockele sperr' — Jockele sperr!", bis die Schwarzwälder vorübergezogen waren.

Vortrefflich lebte er sich ein; die Mutter aber verbrachte ihre Tage noch stiller, noch zurückgezogener als vorher, und in ihrer schwerblütigen Art lag etwas wie frühes Altern.

Durch die Uebersiedlung waren sie auch Else und ihrem Manne wieder nahe; aber die Mutter ließ sich nur bei ihrer Ankunft bewegen, einmal in das „Waldhorn", das Gasthaus Elses, zu treten und bloß zu einem kurzen Imbiß. Nachher nie wieder. Sie hatte nun einmal eine Abneigung gegen das Wirtschaftsgewerbe.

Leichter fand sich Heinrich in dem beliebten Einkehrort der Handwerker und der Landleute, die zu Markte kamen, zu-

Digitized by Google

recht. Den Sitz hatte seine Verbindung eigentlich in der Wirtschaft „Kommorell", die für feiner als das „Waldhorn" galt; allein oder mit Freunden blickte er aber manchmal in die Gasträume der Schwester; in der Oberstube fand sich oft eine frohe Gesellschaft zusammen, ertönte jugendlicher Sang. Ein schönes geschwisterliches Verhältnis entwickelte sich aufs neue zwischen ihm und Else, die sich im übrigen ganz an das Wesen ihres Mannes angepaßt und angeschmiegt hatte und den Ruf einer vorzüglichen Wirtin genoß. Mit dem betriebsamen Schwager fand er sich ebenfalls zurecht, und das Ehepaar erwies ihm manche Aufmerksamkeit. Else bewährte sich auch als Tochter. Obschon die Mutter nie in ihre Wirtschaft trat, kam jene häufig auf einen Sprung in die mütterliche Wohnung, selten ohne einen Bissen aus ihrer gutbürgerlichen Küche.

Nun war ein Studentenausflug auf den Lichtenstein mit jungen Damen geplant, und Heinrich hätte ohne Vorwissen der Mutter zu gern Rösle dazu eingeladen. Obgleich er sich erinnerte, daß die lebhafte Schwester früher eine lose Zunge über das Mädchen geführt hatte, verriet er ihr seinen Herzenswunsch. Sie zog zuerst ein schnippisches Gesicht; dann lachte sie: „Brüderchen, was tut man dir nicht zu lieb! Schreibe ihr, daß ich sie die beiden Nächte gern ins Quartier nehme. Wir werden ja einander nicht fressen!"

Rösle kam und siehe da, die Schwester vertrug sich mit ihr über Erwarten gut. Nach dem prächtig verlaufenen Studentenfestchen lud sie das Fräulein ein, noch ein paar Tage im „Waldhorn" zu bleiben, und als sich Rösle wieder verabschiedet hatte, sagte Else: „Was die sich schön und vorteilhaft ausgewachsen hat! Man kann Staat mit ihr machen; wenn es möglich wäre, wollte ich sie gern für immer als Stütze ins Haus nehmen!"

Nun, das war nicht Heinrichs Wunsch; in seiner Verliebtheit aber mochte er es, daß Rösle nun dann und wann halb als Gast, halb als sonntägliche Stütze der Schwester von

Digitized by Google

Stuttgart her ins „Waldhorn" auf Besuch kam und war Else und dem Schwager für die freundliche Aufnahme seiner Liebsten still dankbar.

Bald fand er auch die Gelegenheit, ihnen seine Anerkennung durch die Tat zu bezeigen. Wilhelm Vaihinger, der stets voll Einfälle und Pläne war, verbesserte außen und innen in seinem Gasthaus manches und ritt das Steckenpferd, es mit allerlei Antiquitäten und kleinen Sehenswürdigkeiten auszustatten. Zu gleicher Zeit wurde außerhalb des Städtchens ein Bauerngehöfte feil, und nun wollte er auch dieses erwerben, mit der Begründung, daß Else dem „Waldhorn" an den meisten Tagen der Woche allein vorzustehen vermöge, und er sich als Landwirt einen zweiten Verdienst schaffen könne. Für den Ankauf des Gehöftes bedurfte er aber eines größeren Darleihens. Dringlich wandten sich er und Else an die Mutter. Heinrich unterstützte ihr Gesuch hilfbereit; widerstrebend gab die alte, halbkranke Frau das Kapital für den Kauf her. Indessen hatte es bei dem einmaligen Darleihen sein Bewenden nicht; Else kam mit Geldanliegen wieder und wieder, bald wegen Viehkauf, dann wegen eines Scheunenbaues und noch manchem, was zur Wiederherstellung des vernachlässigten Bauernwesens notwendig war.

Stets unterstützte der Bruder ihre Bitten, gab die Mutter dem Doppelansturm ihrer Kinder nach; doch war in ihrem Geben etwas Trauriges und Mürrisches.

„Ich begreife dich nicht", wandte sie sich eines Abends an Heinrich; „willst du denn mit Gewalt, daß du und ich von Vaihinger abhangen müssen? Du kennst deinen Schwager wohl noch nicht."

Eine unendliche Bitterkeit lag in ihrer äußern Ruhe.

So war's nun! Heinrich mußte die Beträge, die er und die Mutter zum Leben bedurften, in kleinen Rückzahlungen beim Schwager abholen, und er merkte, wie verblendet er

Digitized by Google

gewesen war, als er mitgeholfen hatte, das Vermögen den treuen Händen der Mutter zu entwinden.

Sie aber versank über den trüben Erlebnissen rasch und rascher in eine stumme Schwermut; sie alterte zusehends; man hätte der verrunzelten Fünfzigerin leicht siebzig Jahre geben können, und wenn sie am Abend ein Wort sprach, so war's: „Ich meine, ich wäre lange genug dagewesen!" oder sie erinnerte sich an ihren im fernen Westen begrabenen Mann und an den kleinen Dieter, den ihr das Schicksal so grausam entrissen hatte. Sie seufzte: „Ich wollte, ich wäre so weit wie die — jenseits des Sterbens!"

In seiner jugendlichen Heiterkeit hatte Heinrich neben der lebensüberdrüssigen Mutter manchmal einen schweren Stand; stets wieder schlug ihn wegen Rösle das schlechte Gewissen; zugleich aber waren ihm ihre Aufenthalte im „Waldhorn" ein Trost, und ihretwegen vermied er den Bruch mit Schwester und Schwager, zu dem er Anlaß genug besessen hätte.

Ein Trost waren ihm auch seine Freunde, ein Kreis junger Leute, die bei allem Hochflug der Gedanken fest in den Ueberlieferungen der schwäbischen Heimat wurzelten und von dem Ehrgeiz beseelt waren. ihrerseits wieder den alten Ruhm der Tübinger Hochschule zu rechtfertigen, und an welchen Posten sie das Leben stellte, ihrem Ländchen Württemberg treu zu dienen.

Der liebste unter ihnen war ihm Ulrich Zeusler, ein großbegabter Mensch, der mit herzlichem Wesen eine seltene Geistesschärfe vereinigte und einen glücklichen Gegensatz zu der oft verträumten Art Landsiedels bildete, die in dunklern Wellen ging. Oft war es Heinrich, als wirke der Verkehr mit Zeusler, für den es nichts Verworrenes gab, wie ein wohltätig kühlendes Bad auf seine Seele; in schöner Ergänzung der geistigen Eigenschaften verbrachten sie viele anregende Stunden mit einander.

Digitized by Google

Da gewann Heinrich einen neuen Freund — Reinhold von Plus! Um den stolzen jungen Mann, der unvermutet in Tübingen aufgetaucht war, ging die Rede, daß er der Sohn eines deutschrussischen Großgrundbesitzers, aber wegen seiner nihilistischen Umtriebe von dem verärgerten Vater knapp gestellt und an der Schule nur auf Zusehen hin geduldet sei. Das mochte stimmen, hauptsächlich die Schmalheit seiner Mittel. Plus gönnte sich keinen Luxus, als daß er in Kleidern und Gehaben den vornehm erzogenen Aristokraten zur Schau trug, erregte aber trotz seinem zurückgezogenen Leben durch seine männliche Schönheit im Städtchen einiges Aufsehen. Zu jener gehörte sein flammend roter Bart, der mit dem dunklen Haupthaar in einem überraschenden Gegensatz stand, und das Leuchten seiner etwas kleinen, aber tiefblauen Augen. Das Geheimnisvolle in seinem Wesen zog die einen ebenso stark an, wie es die andern abstieß. Heinrich gehörte zu den ersteren.

Was ihn am stärksten mit Reinhold von Plus verband, war die gemeinsame Freude an der deutschen Poesie, der gegenseitige Austausch eigener lyrischer Strophen. Jeder erkannte dem andern ein schönes dichterisches Talent zu. Der schwungvolle Verkehr mit dem Fremdling, der alle übrigen Studenten an Weltkenntnis überragte, beglückte Landsiedel so tief, daß er die Warnungen seiner treuen schwäbischen Freunde, die Reinhold von Plus nicht über den Weg trauten, auch die Ulrich Zeuslers, in den Wind schlug.

Nun ja, das spürte auch er, der Russe war ein Mensch voller Widersprüche, in seiner äußeren, auf das sorgfältigste gepflegten Erscheinung ganz Kavalier, in seiner Rede Nihilist, der am liebsten die gesamte erbärmliche Kulturwelt unter einem mächtigen Eisenhammer zerschlagen hätte; aber dicht neben den abgründigen Regungen lag die Neigung zur tiefsten Mystik, und daraus brach ein Strom echt dichterischer Kraft.

Den allein spürte Heinrich, und er hatte auch die Genugtuung, daß Reinhold von Plus im Umgang mit ihm die

Digitized by Google

Gespräche aus den Untergründen des Lebens und der menschlichen Gesellschaft ließ, dafür sich mit ihm gern über die weite Welt unterhielt, die er auf einer Reise um die Erde kennen gelernt hatte. An den glühenden Bildern, die er entwarf, erflammte in der Brust Heinrichs eine brennende Sehnsucht, selber einmal an fernen Gestaden des Ostens und Westens zu wandern; er gestand Plus jedoch, daß er diesen Durst wohl nie zu stillen vermöge, da er, durch die Liebe zu einem Mädchen gebunden, so rasch wie möglich den Lebensweg eines bescheidenen Gymnasiallehrers einzuschlagen gedenke.

„Aber Landsiedel, wie wollen Sie sich Ihre Zukunft durch ein Weib verderben lassen?" lächelte Plus geringschätzig. „Wie täten Sie mir leid. Wir können wohl nicht ohne Weiber sein; keiner hat sie notwendiger, als wer sich als Dichter entfalten will — aber heiraten? — in einer Ehe die Flügel brechen? —" Er lachte kurz und kalt, und Heinrich fror bei diesem eigenartigen Lachen.

Nie, nie durfte Plus sein Rösle sehen!

Der Zufall fügte es aber anders. Nach einer langen Abendwanderung auf dem Wöhrd trat er mit dem Freund ins „Waldhorn"; sie setzten sich, um allein zu sein, in die Oberstube, und auch Plus, der sonst ein Anhänger der Enthaltsamkeit war, ließ sich ein Glas Bier munden. Da erschien unversehens Rösle in der Tür, den Hut mit Kornblumen geschmückt, den Sonnenschirm noch in der Hand. „Guten Abend, Heinrich", lachte sie in ihrer Heckenrosenschönheit. „Eben komme ich vom Zug. Ich wollte dich überraschen!" Plus erriet, daß sie die Geliebte des Freundes sei, plauderte in unverfänglicher Liebenswürdigkeit, wie sie nur dem allerritterlichsten Weltmann zu Gebote steht, mit ihr und hielt sie bei ihnen fest. Heinrich, der dem Gespräch mit Wohlgefallen folgte, freute sich der natürlichen und klugen Antworten Rösles und war gespannt, wie jedes von ihnen über das andere urteilen werde, die Geliebte über den Freund, der Freund über die Geliebte.

Digitized by Google

„Mit von Plus möcht ich nicht allein sein", sagte Rösle aufatmend, als der Russe gegangen war; „der ist für uns Frauen gefährlich; in deiner redlichen Art bist du mir schon hundertmal lieber!" Sie kamen in ein seliges Küssen hinein.

Am andern Abend saß er mit dem Russen auf der Wielandshöhe, und sie sprachen über Rösle.

Mit dem geringschätzigen Lächeln, das Heinrich nicht leiden mochte, sagte Plus: „Sie haben noch keine Maßstäbe für das Weibliche, Landsiedel! Wenn Sie sich durchaus von einem Weib zugrunde richten lassen wollen, so wählen Sie sich doch eines, das diese Qual wert ist, etwa wie dasjenige, das mich ins Unglück gerissen hat. — Sie ließ sich heroisch hängen!"

Heinrich war von der Rede seines Freundes wie auf den Kopf geschlagen; aber das letzte Wort erregte doch seine Neugier. Er sah Plus verwundert an, und halb verwirrt fragte er: „Ja, wer war das?"

„Wir sind Freunde genug, daß ich Ihnen von Mirjam von Dettenberg berichten kann", nahm Plus seine Erzählung mit geheimnisvoll gedämpfter Stimme auf. „Ich war Gymnasiast in Petersburg, ein rechtschaffener Junge mit einem kräftigen Heimweh nach dem elterlichen Gut. Verliebt, wie es ein Siebzehnjähriger nur sein kann, lief ich Mirjam nach, einem Mädchen aus meiner Heimat, das eine höhere Töchterschule besuchte. Schon daheim war sie wegen ihrer springenden Geisteskraft und außerordentlichen Schönheit viel bewundert worden. Sie hatte goldblondes Haar, wie aus Licht gewoben; ihre Augen aber waren schwarz und von bewußtem Zauber. Seidige Wimpern krümmten sich leise aufwärts; der Mund war tiefrot und süß, das Gesicht mit der schmalen Nase apfelblütenweiß. In einem Brief bat ich sie um eine Zusammenkunft in irgend einer Kirche. Als ich es vor Herzpochen kaum mehr aushielt, kam sie. Wir knieten in den Stühlen, als nähmen wir andächtig an

Digitized by Google

dem von einem Popen geleiteten Gottesdienſt teil; aber unſere Andacht war lauter Liebesgeflüſter. So etliche Tage dahin, und himmelhochjauchzend ſchrie mein Herz nach dem erſten Kuß von ihr. Da geſtand ſie mir, daß ſie die Vorſitzende eines weiblichen Geheimbundes ſei, der die politiſche Befreiung Rußlands zum Ziel habe. Schritt für Schritt öffnete ſie mir mit flammender Beredſamkeit die Augen über die Beſtrebungen des Nihilismus, und erſt durch ſie erfuhr ich, daß ein ähnlicher Geheimbund auch an unſerer Anſtalt beſtehe, derjenige der männlichen Jugend, von dem mir die Mitſchüler nur deswegen nicht geſprochen hätten, weil ich als der Sohn eines zarentreuen Vaters gelte. ‚Liebſt du mich‘, ſagte Mirjam, ‚ſo tritt bei, und ohne Schranken liebe ich dich. Früh müſſen wir in unſern Bünden die Rechte des Lebens ſuchen. Wer weiß, wie bald es für unſer Evangelium zu ſterben gilt! In dem Augenblick aber, Reinhold, wo ich mich dir zu eigen gebe, biſt du uns verfallen, und zu jeder Stunde kann dich der Ausſchuß aufrufen, dich für unſere Sache zu opfern!‘“

Einen Herzſchlag lang ſchwieg Plus.

„Und Sie gingen auf den Pakt ein?“ fragte Heinrich in jäher Spannung.

„Ja, aus Liebe! — Was für ſelige Nächte erlebte ich mit Mirjam, die ſchön war wie eine junge Königin und zärtlich wie ein Mädchen aus dem Volk. Ich dankte ihr, indem ich in unſerm Jugendklub ein ins Mark überzeugter Nihiliſt wurde und die wildeſten Reden hielt. Das dauerte mehr als ein Jahr. Da wurde aus dem Kreis der ‚Schweſtern‘, wie wir die Mitglieder des weiblichen Klubs nannten, ein junges Mädchen aus vornehmer Familie Mutter. So kam's zum Verrat. Ehe ich aber nur ſelber davon Wind hatte oder meine polizeiliche Verhaftung erfolgte, erreichte mich ein Drahtbrief meines Vaters und rief mich an das Sterbebett meiner Mutter. Nur noch kurz ſah ich vor der Abreiſe Mirjam. Sie war voll dunkler Ahnungen, daß für ſie eine

Digitized by Google

ſchwere Prüfungszeit herannahe. Mit dem verzweifelten Mut einer Märtyrerin wies ſie aber jeden Gedanken an Flucht von ſich. In der Tat habe ich ſie damals zum letztenmal geſehen, geküßt, geliebt. Die Nachricht des Vaters erwies ſich als ein Vorwand. Wie ich auf das Gut kam, trat mir die Mutter in blühender Geſundheit entgegen; der Vater, ſonſt ein jäh aufbrauſender Mann, bezähmte den Zorn über meinen Abfall von den Ueberlieferungen der Familie; er ſagte bloß: ‚Du haſt alſo auch die große Krankheit der ruſſiſchen Jugend. Ich will, daß du davon geheilt werdeſt. Du fährſt morgen über die Grenze; du triffſt in Danzig deinen Vetter Adelbert, du ſchiffſt dich mit ihm zu einer Reiſe um die Welt ein. Das wird dir, törichter Junge, die Augen öffnen!‘ — Gegen zwei Jahre dauerte die Fahrt . . .“

„Und Mirjam?“ fragte Heinrich.

Ein Jahr ungefähr nach unſerer Trennung erhielt ich Nachricht über ihr Los. Sie war nach Sibirien verſchickt worden, fand aber durch den Einfluß ihrer Familie bald wieder den Rückweg nach Rußland und erſchoß in Petersburg den Polizeichef, der die Unterſuchung gegen unſere Jugendbünde mit unerhörter Grauſamkeit geführt hatte, ergab ſich darauf gelaſſen den Schergen — und wurde gehängt — zwanzigjährig gehängt!“

Reinhold von Plus bebte die Stimme, und ſein Geſicht färbte ſich dunkelrot.

„Ich war wirklich auf dem Wege aus dem Nihilismus hinauszukommen“, fuhr er fort; „aber als ich die Nachricht von dem heldenhaften Ende der Geliebten erhielt, zugleich die Schilderungen, wie Freunde zu Krüppeln oder Schwachköpfen gefoltert worden waren, da blieb ich Revolutionär und ſtellte mich dem Ausſchuß wieder zur Verfügung. Es gab für mich kaum einen andern Ausweg. Ich bin entweder der Polizei verfallen oder der Partei. Und die letztere ſteht mir doch höher. Nur den einen Wunſch habe ich, daß meine

Digitized by Google

Mutter den Tag nicht erlebt, wo ich gerufen werde. Seine Mutter liebt jeder! — Sie sehen aus meiner Darlegung, lieber Freund, wie ich durch jene Mirjam von Dettenbach ins Unglück gekommen bin. Hätte ich sie nicht kennen gelernt, wäre ich jetzt wahrscheinlich ein junger reicher Kavalier in den aristokratischen Kreisen von Petersburg; nun aber bin ich der von meinem Vater verstoßene, arme Schlucker in Tübingen, ein heimatloser Mensch, der keinen Tag sicher ist, wenn er auch hier ausgewiesen wird, und der, wenn er den Boden seiner Jugend je wieder betritt, in irgend einem dunkeln Gefängnis verschwindet. Und alles kam so durch ein Weib!" —

Reinhold von Plus war von seiner Erzählung selber erschüttert; im Niederstieg nach der zu ihren Füßen liegenden Stadt setzte er sich auf eine Bank am Weg und faltete in tiefes Grübeln versunken die Hände. Plötzlich aber fuhr er empor: „Der Schluß, an den ich kommen wollte, fehlt noch! — Jene Mirjam war doch ein Wesen, um das es sich lohnte, in die Hölle zu gehen. Was aber ist Ihr Rösle? — Ein hübsches Lärvchen und eine ganz kleine Seele. Sie werden sich an ihr langsam und qualvoll die Flügel brechen, das Leben dahin! — Geben Sie doch die törichte Liebschaft auf!"

Heinrich graute vor seinem Freund; steinschwer fiel es ihm auf die Brust, daß der schwungvolle Plus, wenn auch mit andern Worten, von Rösle das Nämliche sagte, was die Mutter: „Ein Spatz!"

Nein, lassen konnte er sie doch nicht — nie — nie!

Halb abgestoßen, halb angezogen von dem geheimnisvollen, fast unergründlichen Wesen des Freundes, vermied er es, ihm je wieder von der Liebsten zu sprechen.

Rösle aber spürte, daß zwischen Heinrich und sie ein Schatten getreten war; sie ahnte, daß Plus ihr Gegner war, und schmiegte das Köpfchen ängstlich an Heinrichs Wangen. „Gelt, ich muß ihn nie wieder sehn — ich fürchte ihn. —

Digitized by Google

Wie kannst du den Fremden zum Freunde haben?" — Ihre in dunkeln Sorgen bebende Liebe empfand er wie ein neues Glück.

So kam der Winter.

Reinhold von Plus hatte von seiner Mutter einen größern Geldbetrag als heimliche Unterstützung erhalten. Dadurch ermutigt, suchte er für seine lyrischen Gedichte einen Verleger. Das führte ihn oft nach Stuttgart, bis gegen den Frühling hin, ohne daß sich das Geschäft erledigt hätte. Einmal erzählte er Heinrich: „Ich habe Ihre Kleine gesehn und gesprochen; wir gingen miteinander hundert Schritte im Königlichen Park und unterhielten uns von Ihnen!"

„Die Kleine!" Das Wort wurmte Heinrich, und jedesmal hatte er nun ein unangenehmes Gefühl, wenn Plus oder Rösle berichteten, daß sie einander begegnet seien. Am liebsten hätte er ihr gesagt: „Heimlich verachtet er dich ja doch!" Seine Herzensgüte aber ließ ihn das schroffe Wort nicht sprechen; auch wußte er ja, daß es von Rösle nur eine Höflichkeit war, wenn sie sich die Begleitung des Freundes gefallen ließ, den sie im Grund ihres Herzens nicht mochte.

Von Eifersucht keine Spur, nicht einmal, als ihm das veränderte Wesen Rösles auffiel, ihr verblasenes Gesicht, ihre wehe, klammernde Zärtlichkeit, ihre Tränen und stürmischen Umarmungen. Welcher Mensch hat nicht ohne besondern Grund seinen schweren Tag? —

Und er selber hatte anderes zu bedenken, neben dem Zustand der Mutter, die schon eine Weile ernsthaft bettlägerig geworden war, die Mitteilung Reinholds von Plus, daß dieser mit polizeilichen Schnüffeleien verfolgt werde und wohl Tübingen, überhaupt das Land Württemberg verlassen müsse. „Habe ich in Tübingen eine Katze beleidigt? — Nein, man will in Berlin nur Rußland gefällig sein — ich bin und bleibe das gehetzte Wild!"

Ein paar Tage später war seine Ausweisung schon da. Heinrich verbrachte mit dem Freund die letzten Stunden vor

Digitized by Google

Abgang des Zuges, der Plus in die Schweiz führen sollte, am Oesterberg und in den Neckaranlagen, Sie hatten beide das Gefühl, daß es wohl ein Scheiden fürs Leben sei, und der Russe dankte dem jungen Schwaben für die ihm erwiesene Freundschaft in strömenden Worten. „Sie haben mir die Achtung vor den Menschen wieder zurückgegeben, die ich lange verloren hatte. Sie sind ein tüchtiger Kopf und was mehr sagen will, ein ehrliches Herz. Ich hoffe, daß Ihr Name in Deutschland einmal klingen wird und, wenn ich in meinem verfehlten Dasein davon höre, soll es mich innig freuen. Im übrigen hoffe ich Ihnen einen Lebensdienst erwiesen zu haben, der Ihnen durch einen von mir zurückgelassenen Brief noch heute bekannt werden wird!" —

Der Zug war eingefahren, und als Reinhold von Plus die letzten Worte sprach, stand er schon auf dem Trittbrett.

Dort fuhr er durchs Tal seinen künftigen Schicksalen entgegen. Was wohl aus dem merkwürdigen Manne wurde? —

Verträumt lief Heinrich seine stillen Wege und übersann das Leben des Abgereisten noch einmal mit Bewunderung für das viele Schöne, das im Wesen Reinholds von Plus lag, und mit herzlichem Mitleid, daß er durch seine Jugendliebe auf die falsche Bahn getrieben worden war, die ihn zur Ruhelosigkeit, vielleicht zu einem gewaltsamen Tod verdammte. Die Gedanken Heinrichs wurden etwas wie ein Gebet für den Freund, er möge eine Stätte und gute Menschen finden, die ihm den Frieden geben. Was aber sollte das für ein Lebensdienst sein, den ihm Reinhold von Plus erwiesen hatte? —

Schwersinnend ging er heim. Da lag der angekündete Brief. Er las, ließ das halbgelesene Blatt sinken und schlug sich vor den Kopf. „Will er mich in den April schicken? — Das ist ja unmöglich!"

„Lieber Freund", lautete der Brief. „Sie erinnern sich an unser Gespräch über Fräulein Rosa Wenk. Ich habe auf

Digitized by Google

einer Redoute in Stuttgart die Probe auf die Ihnen damals geäußerte Ansicht gemacht, daß sie Ihrer nicht wert sei. Nach einer durchtanzten Nacht ist Ihr Rösle in meinen Armen gelegen. Wenn Sie daran zweifeln, so mag Ihnen das der Beweis sein, daß sie unter der linken Brust dicht nebeneinander zwei winzige Male trägt. Sie werden mir nun zürnen, daß ich Ihnen einen schönen Traum verdorben habe, aber nach einiger Zeit selbst zu der Einsicht kommen, daß Sie mit Ihrer Einbildungskraft mehr in das Wesen des Mädchens hineingelegt haben, als je Wertvolles darin war. Und Sie werden sich vor der großen Torheit hüten, sie zu ehelichen, Höhenmenschen wie wir müssen frei sein." — —

„Höhenmenschen", tobte Heinrich. Am liebsten wäre er Plus nachgereist und hätte ihn wie einen Hund erschlagen. Ohne auf den Ruf seiner Mutter im Nebengemach zu hören, die nach ihm verlangte, ohne das bereitstehende Mittagessen zu berühren, lief er wieder ins Freie. „Rösle — Rösle", jammerte er vor sich hin und spürte erst jetzt, wie er mit jeder Faser des Herzens an ihr hing, wie sein gesamtes Sinnen und Planen ausgefüllt gewesen war durch die Liebe zu ihr. Was Plus in abgrundtiefer Kaltblütigkeit an dem Mädchen gesündigt hatte, fühlte er wie eine unauslöschbare Schmach auf seinem eigenen Leben. Ihm war, als höhne ihn die sonnige Erde, der rauschende Fluß, der flüsternde Wald, als sei die halbe Welt in Scherben gegangen. „Und dir, Plus, wünsche ich, daß du an den höchsten Galgen von Rußland zu hängen kommst!" schnaubte er und ballte die Faust in der Richtung des abgefahrenen Zuges.

Erst gegen Abend kam er wieder ins Haus. Im Wohnzimmer saß Schwester Else. „Leise, Heinrich", bat sie. „Die Mutter schläft ein wenig; es steht nicht gut um sie. Stunden um Stunden hat sie nach dir gefragt und sich gekränkt, daß du dich so wenig um sie kümmerst."

Schwerfällig warf er sich auf einen Stuhl und glotzte Else an, als hätte er sie nicht verstanden.

Digitized by Google

„Um Gotteswillen, Heinrich, bist du betrunken? — Du hast ja ganz kranke Augen! — Um der Mutter willen nimm dich zusammen!" Sie schenkte ihm eine Schale schwarzen Kaffees ein.

Stumm reichte er ihr den Brief.

Als ihn Else gelesen hatte, sprach sie nicht gleich, sondern schlich sich an die Kammertür der Mutter, öffnete eine Spalte, schloß sie sachte wieder und flüsterte: „Sie schläft. — Heinrich, leider Gott, die Sache stimmt. Die Tupfen an Rösles Brust habe ich selber einmal beim Baden gesehen. Ihre Torheit aber begreife, wer mag! So sein Glück mit Füßen treten! Nun, ein unheimlicher Mensch war der Russe stets. Ich wußte, daß ihm die Frauen zufallen wie die Fliegen, und auch, daß Rösle beim Tanzen ihrer selber nicht mehr mächtig ist."

Was sprach die Schwester Else nicht alles mit gewandtem Mund? — „Aber Bruder, wozu so furchtbar trauern? Du kommst ja leicht zu einem noch vornehmern Schatz. Wie viel schöne Mädchen gibt's noch im Schwabenland, in Tübingen, Stuttgart und aller Enden —"

„Wie Rösle werde ich aber keine mehr lieben!" stöhnte er laut auf.

Sie hörten aus der Nebenstube ein dumpfes Geräusch. Erschrocken öffnete Else die Tür; da lag die Kranke, die wohl aus dem Bett gestiegen und ihr Gespräch belauscht hatte, hilflos zusammengestürzt am Boden.

Die Geschwister hoben sie auf ihr Lager zurück, und der Rest war Sterben.

Wie gebrochen kniete Heinrich am Bett der Mutter; er dachte plötzlich nicht mehr an Rösle, sondern nur daran, wie unsäglich hinterhältig er sich in seiner jungen Liebe gegen die Mutter benommen hatte. Er umklammerte die magere Hand der Schweratmenden; er flehte: „Mutter, liebste Mutter, gehe nicht von mir hinweg, ehe du mir verziehen hast. — Was bin ich für ein armer Sünder vor dir!"

Digitized by Google

Er bedeckte ihr die Hand mit seinen Küssen; sie aber trug Trauer, Enttäuschung und unendliche Lebensmüdigkeit im verschrumpften und blassen Gesicht....

Als sie sich nicht regte, keine Gebärde des Verzeihens durch ihre Züge lief, da stürzten ihm die Tränen unaufhaltsam über die Wangen hernieder, und nun spürte er doch einen leisen, kraftlosen Druck ihrer Hand; über die eingefallenen Lippen zitterten ihr Laute; sie versuchte zu sprechen; aber ihre Schwäche war so groß, daß Heinrich außer seinem Namen nichts von ihren Worten zu verstehen vermochte.

War es ein Verzeihen? — ein Abschiednehmen?

Ihre Augen ruhten noch einmal einen Herzschlag lang klar auf ihm; dann verglasten sie sich; die Unruhe des Todeskampfes bemächtigte sich ihrer. Deutlich kam es von ihrem Mund: „Mein Gott, wie gehen Leib und Seele schwer auseinander!" Ein Beben, ein Zittern, ein Hervorbrechen des Schweißes — im nächsten Augenblick hatte sie den Frieden, drückte ihr Else die gebrochenen Augen zu.

Das Abendrot schien in die Totenkammer.

Heinrich hatte das Gefühl: Jetzt ist die gütigste, herrlichste Mutter gestorben, die je über die Erde gegangen ist — und ich bin der schlechteste Mensch, auf den je die Sonne und Sterne herniedergeschienen haben. So groß war sein Seelenleid um die in der letzten Stunde ihres Lebens enttäuschte Mutter, daß sein Schmerz über die Untreue Rösles wie verflogen war.

Mehr noch als wegen der Liebsten kam wegen der trostlos dahingeschiedenen Mutter eine ihm früher unbekannte, wilde, wehe Rastlosigkeit über ihn; aus der Rastlosigkeit stieg der Reiseplan empor. Nein, nicht die aus Goethe geschöpfte romantische Sehnsucht nach Italien, sondern sein Gewissen, das über dem beleidigten, in Gekränktheit gebrochenen Mutterherzen nach Vergessenheit schrie, riß ihn aus der Heimat.

Um der Sünde willen, die er an der Mutter begangen hatte, lag er so menschen- und gottverlassen hier unter dem

Digitized by Google

Schrei des Vogels, der wie ein aus der Hölle herausgesandter Ankläger über ihm saß und ihm mit den geheimnisvollen Lauten der Tierseele Verderben wünschte. Schrecklicher hatte er unter der Trüsche auch nicht gelitten als unter der entsetzlichen Eule.

Endlich gegen das Tagesgrauen flog sie laut mit dem Schnabel knackend hinweg.

Siebentes Kapitel

Heinrich schlief den schmerzenden Gliedern zum Trotz doch noch ein paar Stunden.

Der nagende Hunger weckte ihn. Wieder stand ein hellsonniger Tag über See und Gebirge, zogen die Bauersleute vom Hintergrund des Sees herkommend mit ihrem Heuschlitten vorüber, der sich in der schneelosen Zeit etwas sonderbar ausnahm. Und wieder sonnte er den wunden Leib auf der Felsplatte am See und schaute einem Forellenschwarm zu, der durch die silberklare Flut und das Gewirre der Baumstämme zog, die wie erschlagene Streiter auf dem Seegrund lagen.

So konnte er aber doch nicht den Tag verbringen, um am Abend noch hungriger in den Stadel zu kriechen, unter das Geschrei des dämonischen Vogels. Wie ein verabscheuenswürdiges Gefängnis kam ihm die Hürde vor.

Was tun? — Darüber zerbrach er sich den Kopf. Wie töricht! Während er hier oben in der Gebirgseinsamkeit darbte, lag bei seinem Schwager, dem Waldhornwirt, von seiner Erbschaft noch ein Posten Geld, von dem er zwei oder drei Jahre hätte leben können.

Er holte den Ranzen aus der Hürde und nahm ihn, da die Bänder daraus gerissen waren, unter den Arm. Etwas hinkend schlug er mit der unbequemen Last den Weg gegen das Ende des Sees ein. Durchdringende Pfiffe gingen durch

Digitized by Google

die Stille der Landschaft, ohne daß er die Töne zu deuten wußte. Als er aber das schwere Bündel einmal niederlegte und eine Viertelstunde darauf ruhte, entdeckte er die Urheber. Aus dem Gefelse hervor kamen vorsichtig erst einzelne, dann ganze Gesellschaften von Murmeltieren, wie er sie aus den Büchern kannte, hoben sich zum Männchen und spielten wie fröhliche Kinderscharen. Das Bild war eine wohltätige Ablenkung von seinen schweren Gedanken, und eine Weile ergötzte er sich an den harmlosen Tieren, die mit ihren gelben Zähnen das zarte Gras mähten oder schon getrocknetes in die unter Felsblöcken verborgenen Bauten hineintrugen.

Nun aber hatte er das Ende des Sees erreicht. Dabei erinnerte er sich flüchtig, wie Ingenieur Fenner und der Wirt im Hospiz davon gesprochen hatten, daß an dieser Stelle ein Hotel entstehen solle. Der Ort war allerdings entzückend schön, nicht nur die Berge ringsum, sondern vor allem der Bergbach, der in wunderbarer Klarheit aus dem See rauschte, sich in weißen Schäumen und mit überstürzenden Wellen in die Tiefe warf, während aus den Gründen der Wasserstaub wieder in wehenden Schleiern aufwärts stieg und die Sonne sich mit den Farben des Regenbogens darin brach. Ein so frisches Spiel hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen.

Ja, mit unbeschwertem Herzen wäre da schön wandern!

Ein holpriger Weg führte am Rand der Schlucht, durch die der Bach toste und tollte, in die Tiefe hinab, wo die Gotthardstraße hinaus nach Italien oder hinüber in die deutschen Lande führt. Ihr entgegen wanderte er. Schon erblickte er unter sich die steinbeschwerten Dächer eines wie es schien unbewohnten Dorfes; da glitt sein schlechter Fuß auf einem Stein aus. Vor Schmerz hilflos setzte er sich an das Bord des Weges, ließ die Sonne über sich wandern und ruhte Stunde um Stunde.

In seiner Seele wogte eine qualvolle Unschlüssigkeit. Was wartete seiner, wenn er, durch das Abenteuer in Chur mittellos, wegen seiner Verletzungen arbeitsunfähig gewor-

Digitized by Google

den, in zerfetzten Kleidern hinab ins Land der Menſchen ſtieg? — Doch nur der amtliche Heimſchub nach Tübingen, wie er ihm von der Schweſter Elſe vorausgeſagt worden war. Ihm graute vor den unſäglichen Demütigungen, vor den Fußtritten, die ſeine Seele, ſeine innere Menſchenwürde dabei erlitte. Mißhandeln würde man ihn hüben und drüben vom Gotthard wie einen Vagabunden. Obwohl der Hunger in ſeinem Leib brüllte, konnte er ſich nicht zu einem Schritt weiter talabwärts aufraffen. Lieber ſterben als in die Hände der Polizei fallen! —

Die Erinnerungen, die ſich in der Nacht bei dem ſchrecklichen Eulenruf über ſein Herz gewälzt hatten, erwachten wieder, die ſonderbare Geſtalt des Nihiliſten Reinhold von Plus, der ſein Rösle verführte, obgleich er nicht die kleinſte Zuneigung, ſondern nur Mißachtung für ſie empfunden hatte. Und dieſer Menſch, dem nichts heilig war, hatte ihm vorſpiegeln wollen, daß er die elende Tat aus Freundſchaft zu ihm begangen habe. Eine ſeltſame, gewalttätige und abgründige Freundſchaft! —

Ueber Rösle mochte Heinrich nicht zu hart urteilen. Sie war nun auch tief im Unglück. Am Tage, nachdem die Mutter im Beiſein einer großen Verwandtſchaft beerdigt worden war, hatte er den Brief Reinholds von Plus an ſie geſandt und ſie aufgefordert, daß ſie ihm ihre Schuld bekenne. Sie gab in ihrer winſelnden Antwort den Leichtſinn zu, worauf er ihr nur noch kurz mitteilte, daß er ſeine Liebe zu ihr begraben habe und in die weite Welt wandere.

Dann hatte er nur noch einmal — von Elſe — ihren Namen gehört; ſie fühle ſich durch Reinhold von Plus Mutter.

Ja, du mein Gott, da war viel Elend beiſammen. Kein Vater, der zu dem Kinde ſtand, niemand! Wie hatte Rösle, der eine ſo ſchöne Zukunft winkte, ſo grenzenlos töricht ſein und ſie beide in ſo tiefes Herzeleid ſtürzen können?

Noch ſann Heinrich.

Digitized by Google

Da kam den Steilweg hinunter, der bisher menſchenleer gelegen hatte, ein junger Mann, der eine Vogelflinte, eine lange Angelrute und ein Netz, in dem etliche Fiſche lagen, bei ſich trug. Er pfiff eine Melodie aus der Oper „Carmen" vor ſich her.

Der erſte Gedanke, den Heinrich beim Anblick des Fremden faßte, war Verſtecken oder Flucht. Dann beſchloß er, den Zufall und das Schickſal über ſich walten zu laſſen. Wenn ihn der einſame Gänger anſpräche!

Der Unbekannte warf ihm aber im Vorübergehen nur einen flüchtigen italieniſchen Gruß und einen langen, verwunderten Blick zu und ſchritt weiter. Dennoch hatte Heinrich ſein Bild erfaßt, die dunklen Augen mit der blitzenden Schärfe, die gegen die Brauen hinunter vorſpringende Stirn, in die ſich eine ſchwarze Locke ringelte, ein geſcheidtes, aber auch verſchlagenes Antlitz, das nicht eben Vertrauen erweckte. Sonſt hätte er ſich an ihm gewandt. — An wen nur erinnerte ihn dieſe Geſtalt? — Angeſtrengt ſuchte Heinrich. Da fand er die Aehnlichkeit. Der Fremde hatte irgend einen Weſenszug, eine Verwandtſchaft des Ausdrucks von Napoleon, dem Korſen — und dieſe Entdeckung machte Heinrich ſeine Erſcheinung nicht angenehmer.

Wenn es jener Grimelli wäre, von dem ihm Ingenieur Fenner geſprochen hatte?

Auf dieſen Einfall kam Heinrich durch die Wahrnehmung, daß der junge Mann kein Bauer war, ſondern eher ein dörflicher Dandy. Darauf deutete der hohe Halskragen, der grellgelbe Schlips, das halb ſorgfältig, halb nachläſſig getragene Kleid und die an einem Fuß aufgekrempelten Hoſen.

Als der Fremde an Heinrich vorübergegangen war, blickte er ſich noch zwei-, dreimal fragend nach ihm um und ging dann erſt entſchloſſen ſeines Weges.

Alſo die Welt will mich nicht, überlegte der Einſame ſorgenvoll. Der wütende Hunger und die Furcht, als Vaga-

Digitized by Google

bund aufgegriffen zu werden, schlugen sich in seiner Seele eine wilde Schlacht.

Unterdessen webten sich schon abendliche Töne in die Landschaft und begann sich die Sonne über die jenseits des Gotthardtales ragenden Berge zu neigen.

Da kam den Bergweg hinunter noch ein junger, zerlumpter Hirt mit einer Schar übermütiger Ziegen, die links und rechts am Wege naschten und sich in tollen Quersprüngen mit den Hörnern bekämpften.

Den braunen Jungen wollte er um etwas Milch von seinen Tieren bitten. Er stellte sich an den Weg und sprach den Geißbuben mit einer flehenden Gebärde in ein paar italienischen Worten an, die er sich aus dem Gedächtnis zusammengesucht hatte: „Sono povero viatore — ho fame terribile — prego un poco di latte!"[1]

Der Hirt aber machte ein erschrecktes Gesicht, hob die Hände zu einer abwehrenden Gebärde und sagte, wenn ihn Heinrich verstand, daß er unterwegs keine Milch abgeben dürfe. Rascher als bisher trieb der Junge, der dem Fremden nicht traute, die Herde bergab.

Heinrich blickte ihm trostlos nach. „Sie ließen ihn liegen", stammelte er vor sich hin. Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter war ihm eingefallen, vom Kaufmann, dem Leviten und den andern, die dem Unglücklichen am Weg keine Hilfe brachten. Nein, nun der Abend sank, war in dieser einsamen Gegend nicht zu erwarten, daß doch noch der Samariter des Weges gezogen käme.

Ihn fröstelte, und er verlor allen Mut. Er nahm seinen Ranzen auf; er versuchte mit dem wunden Fuß auf dem steilen Weg bergabwärts zu steigen; aber nach zehn Schritten gab er es ächzend auf. Der Fuß schmerzte zu stark. Und was durfte er im Tal erwarten? Er hatte ja jetzt gebettelt und war abgewiesen worden. Er wandte sich wieder bergauf. Da tat der lahme Fuß seinen Dienst besser. Halb bewußt,

[1] Ich bin ein armer Wanderer; ich habe schrecklichen Hunger; ich bitte um ein wenig Milch.

Digitized by Google

halb unbewußt ſchlug er wieder den Weg nach der Hürde ein, in der er nun ſchon zweimal nachtüber gelagert hatte. Dort winkte wenigſtens das warme Heu. Dann und wann hielt er Raſt und horchte den Bergwaſſern zu, die aus fernen Tiefen an ſein Ohr rauſchten; aber die Kälte, die aus dem erbarmungslos klaren Sternenhimmel hernieder fiel, jagte ihn bald wieder empor. Allmählich überwältigten die Geiſter der Einſamkeit und Verlaſſenheit ſein geſamtes Weſen; er war nur noch des einen Gedanken fähig: Alſo iſt es mein Los, in der Hütte einſam zu verderben und zu ſterben! Wenn der Bauer, dem ſie gehört, einmal das Heu holen kommt, wird er die eingetrocknete Leiche des Verhungerten darin finden, wie etwa der Fiſcher am Meeresſtrand ein angeſchwemmtes Gerippe aus verunglücktem Schiff, der Bergmann beim Schürfen im Kohlengeſtein nach langer Zeit die Reſte des verſchütteten Vaters, Bruders oder Freundes, der Bergſteiger im abſchmelzenden Gletſcher den Totenkopf und die Knochen eines vom Sturm über einen Gipfel heruntergeworfenen Gemsjägers.

Wozu aber langſam mit Hungerqualen in den Tod ſiechen? — Dort winkte ja der geheimnisvoll in die Nacht glänzende See. Ein Sprung — im nächſten Augenblick war er von ſich ſelber und allem Elend erlöſt!

Noch nie vorher waren ihm Gedanken des Selbſtmords gekommen; im Gegenteil, ſtets hatte er einen Abſcheu vor denen empfunden, die ihrem Daſein ſelbſt gewaltſam ein Ziel ſetzten, und der Ueberzeugung gehuldigt, daß das Leben etwas Großes, Unantaſtbares und Heiliges ſei, daß es zur Pflicht jedes Menſchen gehöre, ſich bis zum letzten Blutstropfen durch die Tage und Jahre zu ſchlagen, bis ſie von ſelber den Abſchluß fänden. So hatte er den Selbſtmord verworfen, wie es ein Jüngling tut, für den eine treue Mutter ſorgt, der bei jedem Erwachen an eine glückſelige junge Liebe denken darf, der die Anregungen hochgebildeter Lehrer genoß, der in ſeinen Studien leicht vor-

Digitized by Google

wärts kam und dem ein wohlgeordnetes Leben in Achtung und Ehren winkte.

Jetzt aber, da er an der dunkeln Grenze des Daſeins ging, da er von den Menſchen nichts mehr als Schmach und Erniedrigung erwarten durfte, das Schickſal ihn ſelber in den Abgrund zu ſtoßen bereit war, durfte er in den Betrachtungen über den freiwilligen Tod ſchon tiefer pflügen.

Endlich erreichte er die Hürde und kroch mit zitterndem Leib wieder ins Heu. Da regte ſich auch wieder ſein Quälgeiſt, ſein Dämon von geſtern nacht, die Eule auf dem Gebälk, und ſchrie auf ihn hernieder — ſchrie — ſchrie.

Unter den anklagenden und durchdringenden Rufen des Vogels ſtritt ſeine Seele wider den wunderbaren Gott, der gleich unfaßlich iſt, wie er ſeine Weſen herrlich erſchafft und einen großen Teil davon — Menſchen, Tiere, Pflanzen — wieder in Krankheiten und Unglücksfällen vernichtet, ehe ſie den Zweck ihres Lebens erfüllt haben. Nein, dieſer verborgene, unbegreifliche Gott hielt ja das Leben auch nicht heilig! Woher nun ſollte der Menſch die Verpflichtung in ſich tragen, edler zu ſein als Gott und ſich nicht ſelber töten zu dürfen, wenn das Elend und die Schmerzen die innern Kräfte beſiegten?

Durch ſeinen Tod nahm niemand Schaden; niemand weinte ihm eine Träne nach. Sein Schwager und ſeine Schweſter waren froh, wenn ſie in den unbeſtrittenen Beſitz des mütterlichen Vermögens kamen — Rösle? — Pfui, über die Treuloſe, die durch ihre Schande vor allem die Schuld trug, daß er jetzt in Verzweiflung geraten war. Nur eine hätte ehrlich um ihn geweint — die Mutter! — Er konnte aber an ſie nicht in Frieden denken. Wie war ſie wegen ſeiner Hinterhältigkeit troſtlos von der Welt gegangen; wie trug er ihretwegen den Gewiſſensſtachel in ſich!

In ſeiner Verlaſſenheit wallte die Liebe zu ihr aus den tiefſten Quellen des Herzens empor; er faltete die Hände,

Digitized by Google

ſuchte mit den Augen, ob er durch das Dach der Hürde nicht irgendwo ein Stück Himmel erblicken könne und betete in myſtiſchen Schauern: „Mutter, liebe Mutter! Gib mir ein Zeichen, daß ich ausharren ſoll in meinen Leiden — und ich finde die Stärke ſie zu ertragen. Laß mich nicht den dunkeln Weg gehen!“

Mit geſpannten Sinnen lauſchte er; aber kein Laut ihrer lieben Stimme kam durch die Nacht; kein Licht ſchwebte, wie er in der Ueberhöhung ſeines Seelenzuſtandes erwartete, in das Dunkel der Hürde; nur die Eule ſchrie unabläſſig, knackte mit dem Schnabel und rauſchte mit dem Gefieder.

Da brach er zuſammen: „Ich habe ja auch kein Zeichen der Mutter verdient!“ In ſeiner Bruſt wichen die Stimmen des Lebens denjenigen der Vernichtung, und mit kranker Luſt malte er ſich ſein Sterben aus.

Plötzlich aber gab ihm eine Erinnerung ſchwer zu denken und rüttelte ihn noch einmal zum Daſeinswillen auf. In der Stube eines bäuerlichen Onkels, in der an Winterabenden oft Gruſelgeſchichten erzählt wurden, hatte er einmal ein Geſpräch über den Selbſtmord gehört. „Andreas, ein junger Bauernſohn, hatte ſich wegen verſchmähter Liebe das Leben genommen. Schon waren ein paar Jahre vergangen. Seine Mutter hielt auf einem fernen Gehöfte die Vormitternachtswache bei der Leiche einer Verwandten. Als ſie nun um zwölf Uhr durch eine andere Frau abgelöſt worden war, ſchlug ſie den Heimweg ein. Da traf ſie ihren Sohn, der doch an der Friedhofecke begraben lag, wie er abgezehrt und ſchlotternd auf einem Feldſtein ſaß. „O Mutter“, wandte er ihr die leiſe, rauhe Stimme zu, „wenn du mir nur helfen könnteſt! Mir aber kann niemand helfen. Siehe, des Raumes auf der Erde, den mir Gott angewieſen hat, habe ich mich begeben, kein anderer Ort, da ich ruhen könnte, iſt für mich bereit und im Jenſeits iſt noch keine Kerze für mich angezündet worden. So muß ich in klappernder Finſternis wandern und frieren und froh ſein, wenn ich ein wenig

Digitized by Google

in einen Stall kriechen kann, um mich zu wärmen. Jetzt schon drei Jahre, und noch werden es zweiundvierzig sein bis an den Tag, da mein Erdenlicht von selber erloschen wäre. Dann erst gibt mir Gott die Ruhe des Grabes und den himmlischen Frieden. Mutter, erzähle es allen, was ich dir gesagt habe, damit keiner tue, was ich getan habe." Und von der erschrockenen Bäuerin hinweg wandte sich der Geist des Sohnes weinend und wehklagend feldein."

An dieser Gespenstergeschichte aus der Jugend stutzte Heinrich. Es war zwischen Himmel und Erde doch noch manches möglich, was sich mit Menschenverstand nicht ergründen läßt.

Während er seine Gedanken hin und her wog, erlebte er eine große Wohltat. Die Eule flog davon, und die Stille beruhigte sein gequältes Hirn. Liegen bleiben, dachte er, und noch einmal in die Sonne sehen, aus der alles Leben fließt, Lust und Schmerzen, die Liebe und das Leid der Liebe, die Sonne, die selbst jene Unglücklichen verehren, die am Morgen erwachen, ohne daß sie wissen, vor was für einem Richter sie am Abend stehen werden.

In ein oder zwei Stunden mochte sie über die Berge heraufrollen.

Indem er sie mit stummer Ergebung erwartete, schlief er ein und erwachte ziemlich spät aus seinen Hungerträumen. Wie hatte er sich darin bei Taufen und Hochzeiten, die in den Häusern seiner Verwandten stattfanden, an den ländlichen Leckerbissen satt gegessen!

Nun peitschte ihn ja doch der wilde Hunger vom Lager empor. Warum sich von einer Gespenstergeschichte von dem gefaßten Entschluß abwendig machen lassen? — Selbst wenn er wie jener Andreas als nächtlicher Geist wandern müßte, es würde nicht schlimmer sein als die Ruten, mit denen ihn jetzt der heischende Magen züchtigte. Und er mußte handeln. Er spürte wohl, wie sein Leib durch die Entbehrungen schwach geworden war. Schon morgen vermöchte er nicht mehr von der

Digitized by Google

Hürde an den See hinunterzukriechen, da gab es bloß noch ein kraftloses Verenden im Heu. — —

Nur eins! — Vor den Menſchen ſollte keine Rede und kein Aergernis über ſeinen traurigen Tod entſtehen, niemand merken, daß in dieſer Hütte ein Unglücklicher das letzte Nachtquartier, im Bergſee die letzte Raſt gefunden hätte.

In raſchem Entſchluß raffte er ſeine Hinterbleibſel zuſammen, entledigte ſich der Kleider, ſchob ſie in den Ranzen, legte in die Schuhe ein Gewicht von Steinen und trug die Habſeligkeit an die Felsplatte hinunter, die in den paar Tagen ſein liebſter Aufenthalt geweſen war.

Die Schuhe verſenkte er in die Flut und ſah ſie nach einigen Augenblicken zwiſchen den Baumſtämmen auf dem bläulichen Schlammgrund liegen. Das beſchwerte Bündel, in das er auch ſeinen Stock geſtoßen hatte, legte er ſo auf die Steinplatte, daß er es bei ſeinem Todesſprung mit der Hand faſſen konnte, damit es ſeinen Leib mit in die Tiefe ziehen helfe. Was galt da, daß er von ſeinen Jugendſommertagen am Neckar her ein guter Schwimmer war? — Die klaren Waſſer — das hatte ſich ihm beim erſten Bad eingeprägt — waren ſo eiſig, daß es nur des Sprunges bedurfte, und Arme und Füße erſtarrten, keiner Bewegung mehr fähig. Er würde ſinken, die Waſſer ſich über ihm ſchließen. Und ſein wunder Fuß war heil — ſein Hunger geſtillt!

Er ſpürte die Ruhe des ausgekämpften Entſchluſſes in ſich.

Arm und bloß, wie je nur ein Menſch geweſen war, ſtand er in der ſonnenwarmen Morgenluft auf dem Stein und ſchaute in den blauen Himmel, in die wunderbar leuchtende Bergwelt, in der ſich kein Laut regte. Wie ſüß der Naturfrieden, wie heilig das Licht! Und von ſo viel Schönheit mußte er ſcheiden! Wie ein Sonnenanbeter reckte er die Arme in die Luft und wandte das Geſicht nach allen vier Himmelsrichtungen, um noch einmal das Bild der ſtrahlenden Erde in ſich einzuſaugen, der Erde, auf der für ihn kein Daſein mehr war.

Digitized by Google

Da bemerkte er, daß vom Ende des Sees her Leute kamen, wohl die Bauernfamilie, die ſchon geſtern und vorgeſtern ihr Heu zu Tale geſchlittelt hatte. Doch waren der Weſen ein oder zwei mehr. In einer halben Stunde mochten ſie in ſeiner Nähe ſein.

Nein, die ſollten ihn nicht überraſchen und Zeugen ſeines Todeskampfes werden.

„Leb' wohl, Sonne!" ſchrie er heiſer vor Weh, „und du, liebe Mutter, erbarme dich meiner!"

Ihr gehörte ſein letztes Gedenken, ihrem Sterbewort: „Leib und Seele gehen ſchwer auseinander." Das ſpürte er jetzt ſelber, ein Würgen, als ſollte ihm ſein Herz jetzt ſchon brechen, als wäre er ſchon mitten im Sterben drin.

Was nun geſchah, war die Sache eines Augenblicks.

Durch den geknickten Fuß an einem kräftigen Anlauf für den Sprung verhindert, umklammerte er die Riemen des Ranzens und warf ſich den Kopf nach unten in den See. Ueber ihm ſchlugen die Waſſer zuſammen; willensſtark ließ er ſich einen Herzſchlag lang durch das Gewicht des Bündels in die Tiefe ziehen. Wie ihm nun aber die Sinne im Schwinden waren, gab er die Laſt aus unfreiwilligem Selbſterhaltungstrieb los, ruderte mit den Armen nach oben und tauchte mit dem Kopf aus der Flut. Wieder vom Licht der Sonne getroffen, ſpürte er nichts als den mächtigen Willen zum Leben und rang den im Krampf erſtarrenden Gliedern die äußerſten Kräfte zur Rettung ab.

Da lag er auf der Wieſe neben dem Stein, fand den Atem, der ihm vor der Kälte des Waſſers ſchon ins Stocken gekommen war, und hatte nur das eine wonnige Gefühl: „Ich bin — ich lebe — ich danke dir, Gott!" So mächtig durchſtrömte ihn das Gefühl, daß er kaum merkte, wie ihn die Haut brannte, als ob er mit Pfeffer eingerieben worden wäre. — —

Sein Kampf in der langen, langen Nacht war alſo umſonſt geweſen, der Selbſtmordverſuch mißlungen. Er hatte

Digitized by Google

auch keine Luſt, ſich noch einmal in die tödliche Kälte des Sees zu ſtürzen — kam, was kam, von der Selbſtvernichtung hatte er ſo genug, daß er ſie hinterher gar nicht mehr begriff; ihm blieb bloß eine Empfindung von Daſein und Glück, wie vorher in den höchſten Augenblicken ſeiner Jugend.

Mit dem Leben kam aber auch ſchon wieder die Sorge. — Die Kleider! — In ſeiner Blöße war er arm wie kein Menſch auf Gottes Welt! — Und wie ſich endlich aus dem Gebirge herausretten? —

Wenn der ſtruppige Bauer mit den Seinen käme, wollte er ihn anrufen, daß er ihm um Gotteswillen Hilfe aus dem Dorfe brächte. So viel von menſchlicher Pflicht wußte wohl auch der Verwilderte, der den Blick ſtets zu Boden geſenkt hielt.

Achtes Kapitel

Auf der ſonnenwarmen Steinplatte ließ Heinrich den Rücken von der milden Luft umfächeln.

Seine Aufmerkſamkeit war auf die Menſchen gerichtet, die er ſchon vor der mißglückten Verzweiflungstat in der Ferne beobachtet hatte. Sie waren ihm ſo nahe gekommen, daß er ihre Geſtalten deutlich unterſchied. Es waren wieder der Bauer mit dem rauhen Bart, ſein abgerackertes Weib und der Knabe, der auf dem Schlitten ſaß; aber neben ihnen ging ein junges Mädchen oder Weib in einem leichten, ſchwarzen Kleid, das einen ſtattlichen Schnauzerhund bei ſich hatte und einen großen, leeren Korb am Rücken trug. Ihr Geſicht konnte er zwar wegen des roten Tuches, das ſie über Scheitel und Wange geſchlungen hatte, nicht ſehen; aber aus ihrem freien, geſchmeidigen Gang, ihrem geſamten Gehaben ſchloß er, daß ſie nicht zu der armſeligen Bauersfamilie gehörte, ſondern nur ihre zufällige Weggefährtin war.

Das beſtätigte ſich raſch.

Digitized by Google

Bei der Hürde nahm das junge Weſen mit leichtem Gruß von der übrigen Geſellſchaft Abſchied, ſchritt nicht behende, nicht langſam auf die Türe des Stadels zu, entfernte das Querholz, das er beim Austritt vorgelegt hatte, mit ruhiger Sicherheit, als wüßte ſie nicht, daß die Hürde ein Unterſchlupf für fremde Reiſende, vielleicht auch Geſindel ſein könnte. Am allerwenigſten aber hatte ſie wohl eine Ahnung, daß die Augen eines am See hinter den Stein geduckten Mannes jeder ihrer Bewegungen folgten.

Ebenſo aufmerkſam wie auf das Mädchen waren aber die Blicke Heinrichs auf den Hund gerichtet, der in der Wieſe herumſchnupperte. Gott, wenn das Tier ihn, den Bloßen, auskundſchaftete. Welche abgrundtiefe Verlegenheit vor dem Mädchen oder welche Gefahr, daß ihn das Tier überfalle!

Die junge Geſtalt hatte den Korb neben die Tür geſtellt, verſchwand in der Hütte, brachte auf den Armen ein paarmal einen Bündel Heu und ſtopfte ihn in den Korb. Jetzt aber erſchien ſie mit einem Fund. Sie hielt ein kleines Buch in der Hand. Heinrich wußte ſofort, es war ſeine Miniaturausgabe von Goethes Gedichten, in der vorn ſein Name mit der Anmerkung stud. phil. und der Ortsbezeichnung Tübingen eingeſchrieben ſtand. Er hatte das Büchlein während der Raſt in der Hütte unter den Kopf geſchoben. In der Aufregung, mit der er in ſeinem Selbſtvernichtungsentſchluß den Beſitz zuſammengerafft hatte, war es ſeiner Aufmerkſamkeit entgangen. Sonſt läge es ja auch in der Tiefe des Sees.

Was nun wohl das Mädchen damit tat?

Sie ließ ihre Arbeit; ſie ſetzte ſich auf den Dengelſtein bei der Tür und blätterte; ja es ſchien ſogar, daß ſie leſe. Sie gab es aber nach einem Weilchen wieder auf, heftete den Blick auf den Namen, erhob ſich und legte das Werkchen mit einer ſorgfältigen Bewegung, die ihre Achtung für den Fund bewies, auf den Stein. Wenn ſie wohl auch nicht Deutſch verſtand, hatte ſie doch irgend eine Ahnung, daß in dem Buch geiſtige Werte enthalten ſeien.

Digitized by Google

Nun füllte ſie ihren Korb vollends mit Heu auf, drängte aber nicht zum Heimwärtsgehen, ſondern nahm den Goethe wieder zur Hand, der ſie außerordentlich zu feſſeln ſchien, ſetzte ſich damit in die Alpenblumen, betrachtete ihn, legte ihn wieder weg, griff nach einem Handkörbchen, das ſie bei ihrer Ankunft im Korb getragen hatte, baſtelte an einem weißen Tüchlein und langte daraus einen Imbiß, wohl Butterbrot und Obſt. Indem ſie ſich ſelber die kleine Mahlzeit läſſig ſchmecken ließ, lockte ſie den Schnauzer heran, der ſich bettelnd auf die Hinterfüße ſtellte, und fütterte ihn.

„Um Gottes willen, ſchenkt mir ein wenig von dem Brot!“ hätte Heinrich rufen mögen. „Ich habe hundertmal mehr Hunger als Ihr Hund!“ Vielleicht hätte er gar nicht rufen können, ſo würgte ihn der Anblick des Brotes im Schlund. Aus Scham über ſeine Blöße aber regte er ſich nicht.

Mädchen und Tier waren mit dem Imbiß zu Ende gekommen. Eine Zeitlang blickte ſie ſich ruhig in der ſonnigen Seelandſchaft um. Dann begann ſie an der Halde vor der Hütte Blumen zu ſuchen, Soldanellen, die zierlich gefranſten roten Glöckchen.

Wegen des Kopftuches hatte Heinrich das Geſicht des jungen Weſens noch nie recht ſehen können; um ſo mehr gefielen ihm die Wohlgebautheit der Geſtalt und die Anmut ihrer Bewegungen. Das war kein landläufiges Bauernmädchen!

Der Hund, der ſich bis dahin in ihrer Nähe gehalten hatte, ſtöberte irgend einen Vogel auf. Flatternd und ängſtlich ſchreiend, erhob ſich die Wachtel oder das Wildhuhn in die Luft; umſonſt ſuchte der aufbellende Schnauzer ihn zu haſchen; aber es wurde nun ſein Spiel und Vergnügen, daß er überall in Blumen und Geſtein nach Vögeln ſuchte und ſie auftrieb, oft ein halbes Dutzend auf einmal.

Unterdeſſen war das Mädchen mit Blumenpflücken zu Ende gekommen, legte den Strauß in das Handkörbchen, den

Digitized by Google

gefundenen Goethe daneben, hob ihren wohl ziemlich schweren Tragkorb kräftig und gelenkig auf den Dengelstein, bückte sich, schlüpfte in die ledernen Bänder und stieg trotz der Last in aufrechter Haltung von der Hütte hinab auf den Weg.

Nun hatte Heinrich ihren vollen Anblick. Gott, das ist wohl die schöne Doia, von der Fenner gesprochen hat, schoß es ihm durch den Kopf.

Aus dem roten Tuch schaute ein italienisches, feinblühendes Gesicht, strahlten warme, dunkle Augen unter langen Wimpern; dazu besaß sie eine schmale, gerade Nase mit zarten Flügeln und erdbeerrote Lippen. Hatte sie in ihren Bewegungen noch etwas Jungmädchenhaftes, so mochte sie nach einer gewissen Reife des Gesichts doch schon zwanzig sein, vielleicht auch ein oder zwei Jahre darüber.

Nicht Vorfrühling, sondern Frühling, dachte Heinrich und ließ sie mit einem leisen Seufzer vorübergehen.

Da bemerkte er plötzlich den Hund in seiner Nähe. Das Tier bellte einem Bussard nach, der sich mit schwerem Flügelschlag niedrig über den See dahin schwebend der Verfolgung entzog. Nun sah der Schnauzer wohl den Unwert seiner Jagd ein und wollte nach seiner Herrin eilen, die schon etwa hundert Schritte auf dem Wiesenweg gegangen war. Sein Lauf führte ihn an der Felsenplatte vorbei; schon hatte er Heinrich um Leibeslänge hinter sich, da mußte er doch noch die Witterung des reglos Verharrenden bekommen haben; er wandte sich, schnupperte — und stand vor dem Liegenden. Einen Augenblick war das Tier über den Anblick eines nackten, fremden Menschen selber fassungslos; dann bellte und heulte er heftig empor, schwerer, nachdrücklicher als vorhin beim Vogeltreiben; doch war er verständig genug, den Wehrlosen nicht anzugreifen.

Aus einiger Entfernung blickte sich das Mädchen nach dem Tier um — lockte, schalt es; aber der Hund wich nicht von der Stelle und heulte nur lauter, den Kopf hochgereckt, den Schweif gesenkt, in die Stille der Luft. Noch zögerte

Digitized by Google

die junge Herrin, der Urſache ſeiner Aufregung nachzugehen; endlich ſtellte ſie den Heukorb am Wegrand nieder und kam erſt gleichmütig, dann langſamer und vorſichtig ſpähend gegen den Seerand und verſuchte ſtets noch das Tier durch Zurufe „Bello, mio caro Bello" an ſich zu locken. Der Hund aber heulte nur erbärmlicher in die große Stille.

Was ſollte nun Heinrich tun, um dem jungen Weſen mit Schicklichkeit zu begegnen?

Er ließ ſich von dem warmen Stein in den kalten See zurückſinken, der ihm wieder faſt den Atem benahm, hielt ſich mit den Händen am Felſen feſt und ließ nur Kopf und Schultern aus der Flut ragen.

Da trat das Mädchen auf den Block und faßte das erregte Tier am Halsband, ſah aber im Augenblick den Mann im Waſſer noch nicht.

„Signorina", kam aus dem See die flehende Stimme Heinrichs.

Sie ſah — eine Blutwelle des Schreckens ſtürzte ihr ins Geſicht — ein erſtickter Schrei — ſie floh, als hätte ſie ein böſes Wunder erlebt.

Der Schnauzer aber blieb und bellte auf den Flüchtling los.

In einiger Entfernung ſtand das Mädchen ſtill, legte die Rechte auf das vor Schrecken pochende Herz, ſammelte ihre Gedanken, rief nach den Bauersleuten, mit denen ſie gekommen war; als aber jeder antwortende Ruf der nicht mehr Sichtbaren ausblieb, geriet ſie raſch auf die Erwägung, daß ein Menſchenleben in Gefahr ſtehe; mit jugendlicher Tapferkeit gerüſtet erſchien ſie vor Heinrich, der ſich eben wieder ins Waſſer ſinken ließ, und ſtreckte ihm die Hand, um ihn aus dem See zu ziehen.

Er aber ſchüttelte den Kopf; ſie merkte, daß er mit bloßem Leib im Waſſer hing, erkannte in der Tiefe ſeinen Ranzen und erriet halb den Vorgang, der ſich hier abgeſpielt hatte.

Digitized by Google

In seiner abenteuerlichen Lage fand er kein Wort Italienisch, um sich zu verständigen; heiser fragte er: „Sprechen Sie Deutsch?"

„Poco, poco — ein wenig", gab sie verlegen zurück.

„Um Gottes willen lassen Sie mich in Ihre Hütte gehen — ich sterbe vor Kälte!" stöhnte er.

Sie sann — sie begriff; in gebrochenem Deutsch sagte sie: „Ich gehe — ich komme wieder."

Als sie ihren Tragkorb erreicht hatte, ließ sie einen ermunternden Ruf hören, daß er nun seine Unterkunft suchen möge, und stand, als er, von dem weniger scharf bellenden Hund Bello begleitet, nach der Hürde hinkte, wie eine Bildsäule, das Gesicht gegen das Ende des Sees gewendet.

Es dauerte noch eine geraume Weile, bis sie nach dem im Heu Verkrochenen sehen kam, und sie tat es sehr vorsichtig. Obgleich die Türe des Stadels um eine Spalte offen stand, pochte sie an, und als er Antwort gab, fragte sie: „Sind Sie Signor Lansidel di Tübinga?" Sie sprach seinen Namen wie ein italienisches Wort. „Ich habe gefunden Ihr Buch. — Ihnen wiedergeben!" versetzte sie mit tiefer, klarer Stimme.

„Ja, Heinrich Landsiedel aus Tübingen", kam es leise aus dem Heu.

Es schien ihr Vertrauen zu wecken, daß er der Besitzer des Gedichtbandes war. Sie schloß daraus wohl auf seine Bildung; sie öffnete die Tür etwas mehr, trat auf die Schwelle und lehnte an den Pfosten, so daß ihre stolze Gestalt für Heinrich, der den Kopf aus dem Heu hervorreckte, prächtig in die Umrisse trat. Er sah auch, daß an ihrer Hand ein glatter Ring glänzte, sie war also wohl verlobt und vielleicht deswegen nicht mehr so scheu wie ein ganz junges Mädchen. Der Reifen überzeugte ihn vollends, daß er die Syndacotochter Doia von Altanca vor sich hatte. Neben ihr saß beruhigt der Schnauzer.

Digitized by Google

In warmer Neugier versuchte sie halb italienisch, halb deutsch ein Gespräch mit ihm anzufangen, wie er denn in den Ritomsee und in die sonderbare Lage geraten sei.

Indessen war es Heinrich nicht ums Erzählen; vor Hunger und dem Aufenthalt im kalten Wasser des Sees waren seine Kräfte völlig erschöpft.

Er nannte bloß den Namen des Ingenieurs Fenner.

Da wandte sie ihm das Gesicht mit einem Leuchten zu: „Voglio bene a lui ed a sua moglie. E' stato con noi ad Altanca per tre o quattro mesi."[1]

Heinrich hatte das Gefühl, der Name Fenner baue wieder eine gute Brücke von ihm zu ihr, in seiner Schwäche entflogen ihm aber die Gedanken, bis an den einen, daß er fürchterlichen Hunger leide. „Um Gottes willen, Fräulein, Brot. — Nur ein wenig Brot."

Die Stimme war ihm am Versagen.

„Brot — pane", rief sie mit Gebärde des Erschreckens und schüttelte traurig den Kopf. „Madonna — ich haben kein Brot — ich und Bello alles Brot geessen; ma ho qui ancora alcuni fichi; aspetti due minuti."[2] Ein ermunternder Augenschlag begleitete ihr Wort.

Sie lief zu ihrem Korb, kam wieder, trat zu ihm heran und bot ihm mit zierlicher Hand von einer Schnur fünf oder sechs der halb eingetrockneten und platt gedrückten Früchte dar, eine nach der andern. Wohlgefällig sah sie zu, wie köstlich sie ihm mundeten; Heinrich aber kam sich vor wie der junge Rabe, den er in seinen Knabentagen großgefüttert hatte. Am liebsten hätte er seiner Wohltäterin die Finger geküßt; aber das ließ er, schon weil er ihr Zutrauen nicht verscherzen wollte.

„Niente più",[3] versetzte sie mit lebhaftem Ausdruck des Bedauerns; er aber fühlte sich von der kleinen Labsal wunderbar erquickt; dankte ihr aus vollem Herzen und fand

[1] Ich mag ihn und seine Frau wohl; sie hielten sich drei oder vier Monate in Altanca auf. — [2] Ich habe noch einige Feigen; warten Sie zwei Minuten. — [3] Nichts mehr.

Digitized by Google

dafür sogar ein paar italienische Worte, die sichtlich ihre Freude erregten.

„Pover uomo",[1] stieß sie mitleidig hervor und fügte bei, er möge nun Geduld haben; sie werde ins Dorf hinuntersteigen und für ihn Brot und Milch holen. In zwei bis drei Stunden würde sie wieder kommen.

Sie sann dann einige Augenblicke angestrengt vor sich hin. „E i vostri abiti,[2] mussen aus See nehmen! — Meine Vater ist aber auf Markt in Bellinzona gangen — dove il mio fidanzato si trastulla, non so",[3] lächelte sie traurig.

Im nächsten Augenblick raffte sie sich zusammen. „A rivederci, Signor Lansidel. Ich komme gewiß wieder, tornerò presto",[4] und sie bot ihm zum Abschied trostreich die Hand.

„Signorina Doia", stammelte er dankbar.

Sie gab ihm einen mächtig überraschten Blick. Woher wußte der Fremdling ihren Namen?

„L'ingegnere Fenner m' ha parlato di voi, ma solo della vostra bellezza, non già della vostra bontà",[5] sagte er.

Sie errötete, lächelte, ging, nickte unter der Tür noch einmal ermunternd zurück und verschwand mit dem Schnauzer, der ruhig geworden war, sobald sich Heinrich ins Heu gelegt hatte.

Ihm war es, er sei durch das Mädchen gerettet wie der kleine Moses im Nil von der schönen Pharaonentochter. Stets noch wiederholen sich im Leben die Märchen! Das überdachte er mit seligem Staunen und mit der Ueberzeugung, daß sein Los nun in guten Händen liege.

Freilich war es auch die höchste Zeit gewesen, daß eine Wendung in seinem Schicksal eingetreten war; sonst hätte er in einem Elend zugrunde gehen müssen, von dem er vorher

[1] Armer Mann. — [2] Ihre Kleider. — [3] Wo sich mein Verlobter herumtreibt, weiß ich nicht. — [4] Auf Wiedersehen; ich komme gewiß wieder. — [5] Ingenieur Fenner hat von Ihrer Schönheit gesprochen, aber nicht von Ihrer Güte.

Digitized by Google

nichts geahnt hatte; das Heu stach ihm nämlich wie mit tausend Nadelstichen in den bloßen Leib und besonders schmerzhaft in die Schürfwunden.

Er hielt es auf seinem Lager nicht aus. Als er wußte, daß Doia außer Sehweite war, tappte er wieder auf den Stein am See hinunter. Dabei bemerkte er, daß sie den Tragkorb an die Hürde hingestellt hatte, um davon unbeschwert schneller gehen zu können. Das liebe, gütige Wesen! Wenn er an sie dachte, lag es wie ein Dankgebet auf seinen Lippen. Durch seine Seele zitterte die Abbitte gegen den Schöpfer, daß er das wunderbarste Geschenk hatte von sich werfen wollen, das urheilige Leben, und ihm war, seine selige Mutter sei ihm wieder nahe.

Und doch, wie dehnten sich die Stunden, bis Doia wieder kam. Sein Magen knurrte.

Endlich, endlich, dort fern am Ende des Sees tauchte sie auf — sie allein!

Nun wieder in das stachelige Heu! Hoffentlich nicht lange mehr. Auf dem Weg nach dem Gaden lief er zuerst zu ihrem Korb, nahm den neben den Blumen liegenden Goethe, drückte einen ehrfürchtigen Kuß auf das kleine Buch, das ihn bei seiner Retterin in Ansehen gebracht hatte, las einige Strophen, und die freudige Lebensbejahung seines Dichters hatte ihm noch nie in die Seele gesprochen wie in diesem Augenblick.

Neuntes Kapitel

Lächelnd erschien Doia unter der Tür.

Sie trug ein besseres Kleid als am Morgen und statt des Tuches einen runden hellen Strohhut, von dem zwei Sammetbänder über den Nacken hinunterliefen. Auf der Schwelle stellte sie einen kleinern Tragkorb ab, als denjenigen, den sie am Morgen gebracht hatte, und wischte sich mit einem Tüchlein den Schweiß aus der Stirn.

Digitized by Google

„Non potevo venir prima",[1] sagte sie einfach und nahm aus dem Korb mancherlei, namentlich ein von den Schuhen bis zum Hut vollständiges Kleid und legte es hin.

„Ist von mein fidanzato",[2] versetzte sie; „sein Mutter hat mir gegeben. Er nicht daheim — non è a casa, mir nicht helfen. Ich nicht zufrieden mit ihm. Er immer Fische fangen und Vögel schießen, sempre a caccia."[3]

So plauderte sie. Schatten der Trauer liefen über ihr bewegliches Gesicht; dann erzählte sie Heinrich, daß es sonst nicht ihre Arbeit sei, Heu vom Berg in das Dorf hinunterzutragen. Auch der Vater tue es nicht, da er nicht mehr leicht steigen könne. Nun habe sie schon vor vierzehn Tagen den Verlobten gebeten und vorgestern und gestern wieder, daß er das Heu heimschaffe. Er habe es aber nicht getan; er arbeite nicht gern. Um ihn zu beschämen, sei sie selber am Morgen mit dem Tragkorb heraufgestiegen, und so habe nicht der Verlobte, wie es eigentlich hätte sein sollen, sondern sie die Entdeckung gemacht, daß am See ein armer Mensch liege.

Etwas überraschend Natürliches und rührend Offenes lag in ihrer Sprache.

„Mehr besser so", fügte sie mit einem nachdenklichen Lächeln bei. „Lei si vestirà[4] — ich Ihnen Essen hinstellen." Sie deutete ins Freie, gab ihm einen guten Blick, schritt hinaus, nahm den Korb zur Hand und zog hinter sich die Türe zu.

Nun war Heinrich im Begriff, sich, so gut es ging, wieder in einen Kulturmenschen umzuwandeln. Dabei hatte er Zeit, über das Gespräch Doias nachzudenken und war überzeugt, daß der Verlobte des Mädchens, Grimelli, an den ihn Ingenieur Fenner gewiesen hatte, kein anderer als der junge Mann mit der Ringellocke in der Stirn sei, der mit dem Netz, der Angelrute und der Flinte gestern auf dem Bergweg nach Altanca hinunter an ihm vorbeigegangen war. Warum

[1] Ich konnte nicht früher kommen. — [2] Verlobten. — [3] Immer auf der Jagd. — [4] Sie werden sich ankleiden.

Digitized by Google

aber Grimelli die Wünſche ſeiner Braut nicht aufmerkſamer erfüllte, der ſchönen, liebenswürdigen Doia? — Da erinnerte er ſich, daß Fenner mit dem Wirt auf dem Lukmanierhoſpiz von Zwiſtigkeiten geſprochen hatte, die wegen des Hotelbaues am See zwiſchen dem Vater Doias und Grimelli ausgebrochen ſeien. Hier mochte es ſtecken! —

Nun war er wieder ein Menſch! — Die Kleider Grimellis ſaßen ihm leidlich; bloß waren alle Stücke merkbar zu kurz, die Schuhe, die von ſtädtiſcher Feinheit waren, überhaupt zu klein und eng, als daß er ſie hätte anziehen können, das Kleid für ſeinen Geſchmack zu grell, der rote Schlips namentlich; aber nun er der Nacktheit entronnen war, überkam ihn doch ein tiefes Glücksgefühl über die wiedergewonnene Würde.

Wie die Schuhe zu klein, war ihm allerdings der breite, weiche Hut zu groß, er hätte darin den geſamten Kopf verbergen können. Was ihn aber an dem Hut verwunderte, war neben einer Geſchäftsmarke der Stadtname „Baden-Baden", der deutlich lesbar im Innern ſtand. Wie war dieſes Stück wohl von dort hinauf in die Berge gekommen?

Wenn er jetzt einen Spiegel hätte!

Als er ins Freie trat, lachte Doia innig, klatſchte in die Hände und rief mutwillig: „Signor Lanſidel — mir gefallen gut!" Sie kniete neben einem kleinen Herd, den ſie aus herumliegenden Steinplatten zuſammengeſtellt hatte und wärmte einen ſtattlichen Topf Milch über dem Feuer, für das ſie die Holzſpäne mit aus dem Dorf heraufgebracht hatte. Nichts, was für die Wiederherſtellung des Fremdlings notwendig war, hatte ſie vergeſſen, und auf einer großen Steinplatte war ein beblümtes Tiſchtuch ausgebreitet, auf dem Brot, Butter, gedörrtes Fleiſch und eine Flaſche Rotwein ſtanden.

Bei dieſem Anblick meldete ſich Heinrichs Hunger mit unerhörter Wucht; der Mund wäſſerte ihn, daß es ihn ſchmerzte.

Digitized by Google

„Prima il latte",[1] mahnte das Mädchen, über deren Hantierungen ein jugendlich leuchtender Eifer lag.

Sie schüttete den Inhalt des Topfes in eine Tasse und bot sie ihm mit strahlenden Augen hin. „Jetzt trinken — ma piano, piano!"[2]

Dann setzten sie sich auf die Steinplatte, auf der die übrigen Vorräte standen. „Nich viel essen", beriet sie Heinrich, „mangerà più ad Altanca, meglio così!"[3] Und obwohl Heinrich selber wußte, daß man in einen ausgehungerten Magen nicht zu viel Speisen auf einmal bringen soll, war ihre mütterlich beschützende Art gegen ihn nicht überflüssig. So herrlich mundeten ihm Speise und Trank nach den langen Entbehrungen.

Der Hund Bello, der in der Nähe die Vögel aufjagte, bekam auch noch seinen hübschen Teil, und nun Landsiedel Kleider wie andere Menschen trug, faßte das Tier Zutrauen zu ihm, wurden sie Freunde.

Vor allem drängte es Heinrich, der sorgenden Schützerin seinen Dank in bewegten Worten auszurichten. „Angela — Engel — sollten Sie eigentlich heißen!"

„Ich heiße Doia Angela", erwiderte sie lebhaft. „In questo paese molte ragazze si chiamano Angela — ma io sono l'unica Doia.[4] — Vater Namen aus Deutschland mitgebracht."

„Ihr Vater war in Deutschland?"

„Als Steinmetz viele, viele Jahre, und nur in Winter a casa."[5]

Da nahm Heinrich den Hut, den er auf die Seite gelegt hatte und deutete auf die Marke. „Ich habe schon gestaunt, wie ein Hut von Baden-Baden in Ihre Berge kommt."

„Wir haben ihn dort gekauft", versetzte sie einfach. „Ich habe keine Hut von meine fidanzato gefunden, e ho portato questo."[6]

[1] Zuerst die Milch. — [2] Langsam. — [3] Sie werden in Altanca mehr essen; es ist besser so. — [4] In diesem Land nennen sich viele Mädchen Angela — ich aber bin die einzige Doia. — [5] Zu Haus. — [6] Darum habe ich diesen gebracht.

Digitized by Google

„Sie waren also selbst in Baden-Baden?"

„Ein paar Monate", erzählte sie. „Ich Deutsch lernen für l'Hotel, ma mi prese la nostalgia." [1]

„Das Heimweh", unterbrach sie Heinrich.

Sie nickte und fuhr fort: „War nicht nötig — l'hotel non si farà mai [2]—"

Ein Seufzer begleitete das Wort. Dabei fiel ihr Blick, wie schon wiederholt, auf die nur mit Strümpfen bedeckten Füße Heinrichs.

„Sciocca me!" [3] lachte sie in raschem Umschlag der Stimmung, „nicht rechte Schuh bringen! — Ihre Schuh aus See ziehen!"

„Womit?" stand die Frage auf Landsiedels Gesicht.

Sie erriet und lief an die Hürde hin. Dort hob sie eine lange, dünne Stange empor, an deren Ende ein eiserner Haken befestigt war, wie ihn die Bauern brauchen, um das Heu auseinanderzureißen. „Ich habe mitbringen das für Ihre Schuhe und Kleider", rief sie stolz auf ihre Findigkeit.

Auch Heinrich hatte für ihre Umsicht eine ehrliche Bewunderung. Er war schon bereit, mit der Stange an den See hinunter zu laufen; sie aber sagte: „Non c'è fretta! Mi racconti prima, perchè ha gettato le scarpe nel lago? [4] — warum Schuhe im See?"

Da gestand er ihr rot werdend seinen Selbstmordversuch aus Not.

„Sie molto cattivo — viel bös!" versetzte sie mit Nachdruck und ließ die dunklen Augen vorwurfsvoll blitzen. — Nun hatte sie eine Menge Fragen für ihn. „Muß an Vater erzählen von Sie, wenn er wiederkommen morgen, aber nicht sprechen von suicidio. [5] Wir gehen quando fa notte ad Altanca. [6] Leute nicht sehen Sie, nicht sehen mit abito del mio fidanzato [7] — nicht gut!"

Sie plauderten und erzählten sich noch eine Weile.

[1] Aber das Heimweh hat mich gepackt. — [2] Das Hotel kommt nicht zustande. — [3] Törichte ich! — [4] Das drängt nicht. Erzählen Sie mir zunächst. — [5] Selbstmord. — [6] Wenn es Nacht ist, nach Altanca. — [7] Kleider meines Verlobten.

Digitized by Google

Da rief sie plötzlich: „Ecco mio sposo!"[1] sprang empor und deutete gegen das Ende des Sees.

Freute sich Doia über die bevorstehende Ankunft Grimellis? Sie sprach nicht davon, sondern eilte mit der Hakenstange an den See, und Heinrich folgte ihr hinkend. Sie versuchten Ranzen, Bündel und Schuhe mit dem äußerst geschickt gewählten Werkzeug aus der Tiefe zu häkeln. Den Ranzen hatten sie bald auf dem Trockenen; aber die zwischen die Waldstämme hinabgesunkenen Schuhe waren schwierig zu greifen; endlich geriet es ihnen, den einen zu heben; nun waren sie aber auch so müde von der Arbeit, daß sie eine Weile Atem holen mußten. Darauf trug Doia die geretteten Stücke hinweg und verbarg sie im Heukorb.

Als sie an den See zurückkam, flüsterte sie Landsiedel zu: „Nicht sagen, Kleider im Wasser, sagen Kleider bei Ingegniere viel verrissen, Schuhe bei Baden von Füße in See fallen, — Mich nicht sagen Doia, mich sagen Signorina o Signorina Cesari — Carlo sempre di cattivo umore,[2] viel bös."

Das sagte sie alles im Tone einer reizenden Mahnung, ließ nun Heinrich, ging ihrem Verlobten entgegen und sprach mit ihm stehend eine Weile.

Landsiedel, der am See geblieben war, hatte den Eindruck, daß ihn Doia Cesari von Herzen möge, daß ihr aber der Gedanke an seinen Selbstmordversuch und wie sie ihn in seiner Blöße entdeckt hatte, äußerst zuwider sei und sie die Hintergründe ihres Erlebnisses dringend als Geheimnis zwischen ihnen betrachtet wissen wollte.

Nun kam das Paar lebhaft italienisch plaudernd heran, und Heinrich hinkte Grimelli einige Schritte entgegen.

Es war der junge Mann mit der Napoleonsähnlichkeit, der schwarzen Stirnlocke und der einseitig aufgekrempelten Hose, den er schon gestern am Bergweg von Altanca gesehen hatte.

[1] Dort mein Verlobter. — [2] Fräulein Cesari. Carlo ist immer bei schlechtem Humor.

Digitized by Google

Der Verlobte Doias, der wieder das Vogelrohr bei ſich trug, grüßte ihn mit vornehmer Läſſigkeit und wartete mit kühler Neugier ab, was nun weiter geſchehen würde; auch hatte Heinrich den Eindruck, es ſei Grimelli unangenehm, einen Fremden in einem ſeiner Kleider zu ſehen, und er begann in ſeiner Verlegenheit von Fenner zu berichten.

„Warum ſind Sie denn nicht zu mir gekommen?" fragte Grimelli in etwas wärmerem Ton.

„Weil ich mich der zerriſſenen Kleider ſchämte", erwiderte Heinrich.

Grimelli ſprach das Deutſche, wenn auch mit italieniſchem Klang, doch fließend, und als ihm Landſiedel darüber ſeine Verwunderung ausdrückte, verſetzte der Teſſiner etwas ſpöttiſch: „Man braucht es hie und da — ich mag es eigentlich nicht. Es tönt ja wie ein Wagen, der über ein ſchlechtes Pflaſter knarrt."

Die Geringſchätzung ſeiner Mutterſprache, die er ſelber ſo hoch hielt, war für Heinrich ein heimlicher Schmerz, wie er denn die Empfindung nicht los wurde, daß ihn Grimelli als einen tief unter ihm ſtehenden Menſchen betrachtete.

Nun, ſeine Lage, diejenige eines eben vom Tod Geretteten, geſtattete es dem Einheimiſchen ja auch.

Doia verſuchte den einen Schuh Heinrichs, der noch im Waſſer lag, heraufzuziehen; es gelang ihr auch, ihn zwiſchen den Stämmen hervorzuhäkeln; aber jedesmal, wenn ſie ihn ſchon über den Seeſpiegel gehoben hatte, glitt er ihr zurück ins Waſſer und entfernte ſich im Sinken mehr und mehr vom Ufer, daß ſie ihn mit der Stange faſt nicht mehr zu erreichen vermochte.

Grimelli, der mit dem Hund Bello ſpielte, beobachtete ihre Hantierung ohne den Drang ihr zu helfen.

Heinrich wollte einſpringen; aber da bat ſie: „Carlo — sei tanto abile; aiutami un po'!"[1]

[1] Carlo, du biſt ſo geſchickt; hilf mir ein wenig.

Digitized by Google

Mit einiger Ueberwindung ergriff er nun die Stange, und mit der ſpieleriſchen Leichtigkeit eines Anglers zog er den Schuh im Nu ans Land. Als Doia den Wiedergewonnenen ergriff und daraus ein paar Steine kollerten, flog eine leichte Röte über ihr Geſicht; Heinrich wurde bis ins Herz verlegen; aber Grimelli, der den Vorgang bemerkte, fragte nicht, wie die Steine in die Schuhe gekommen ſeien. Das Mädchen rieb ſie mit Heu aus, reichte ſie Landſiedel, und nun war er wieder ein vom Kopf zum Fuß gekleideter Mann.

Die Sonne lag im Sinken. Um aufzuräumen wandte ſich Doia, von den beiden Männern begleitet, nach dem Stein, auf dem noch der Reſt des Eſſens ſtand.

Grimelli, der einen heimlich ſpöttiſchen Blick darüber gleiten ließ" fragte: „è permesso?"[1] und ſchenkte allen drei, die verſchiedenen Gefäße dazu benutzend, Wein aus der noch halbvollen Flaſche. Sie ſtießen mit ihren Geſchirren an, und der Trunk wäre eine kleine Abendidylle geweſen; aber ſo leichthin und oberflächlich wie Carlo ſein Becherchen an das Glas Landſiedels klingen ließ, lag für dieſen wie Doia offenbare Unherzlichkeit, über die ſie ſchweigend hinweggingen.

Grimelli, wohl durch das Beiſpiel des Schnauzers dazu gelockt, forſchte im Gelände nach Vögeln; zweimal nacheinander knallte ſein Rohr; er kam mit ein paar toten Wachteln zurück und wollte ſie Doia ſchenken: „Für dich und Herrn Landſiedel ein Abendbrot!" Sie wies aber die Vögel zurück. „Du weißt, Carlo, daß ich die Jagd nicht mag." Heinrich, dem die Weigerung des Mädchens gefiel, erinnerte ſich dabei, wie die Mutter ſeine Forellen aus der Oberaach nicht wollte, und fand ein Herzensband zwiſchen der Verſtorbenen und ſeiner Retterin.

Sie waren zum Aufbruch bereit, und auf die Bitte Doias übernahm Grimelli etwas verdroſſen, den vollen Heukorb ins Dorf hinunter zu tragen, während ſie ſelber den kleinen Korb mit dem Eßgeſchirr und den überflüſſigen Schuhen an

[1] Iſt's erlaubt?

Digitized by Google

den Rücken hängte. Heinrich ſchleppte ſich auf dem ſchmalen Weg zwiſchen den beiden und verbiß die Schmerzen in ſeinem wunden Fuß, die auf dem Steilweg am Bach wieder größer wurden.

Zwiſchen den Verlobten kam es zu einem lebhaften Geſpräch, wie Landſiedel, der nicht alles verſtand, merkte, über ſeine Unterbringung im Dorf. Grimelli mochte es offenbar nicht, daß dieſer im Hauſe Doias Quartier finde, und meinte, der Findling ſolle ſich bei ſeiner Mutter verpflegen laſſen; aber Doia widerſtand, er — Carlo — ſpreche ja das Deutſche doch nicht gern und ſeine Mutter verſtehe davon kein Wort. Wenn aber morgen abend ihr Vater zurück ſei, ſo habe Landſiedel eine Ausſprache, und wahrſcheinlich freue ſich auch der Vater, wenn er ſich mit einem Deutſchen über ſeine Erinnerungen an Deutſchland unterhalten könne.

Sie blieb Siegerin, und Landſiedel freute ſich darüber. Unterhalb des unbewohnten Dörfchens In Valle winkten aus der Tiefe die Dächer von Altanca durch die Nacht.

Ein für den Geretteten merkwürdiges Einwandern in einen fremden Ort unter dem Schutz eines ihm ebenſo fremden Menſchenpaares! Dazu am ſpäten Abend!

Es gibt doch etwas Menſchliches, was uns verbindet von Volk zu Volk, was über der Sprache ſteht, urſprüngliche Seele unſeres Geſchlechtes, das Mitgefühl für den Bedürftigen!

Heinrich trat wieder in den Kreis der Menſchheit, aus dem er ſich hatte ſchließen wollen. Doch tat er es nicht mit leichtem Herzen. Seine Wunden brannten hölliſch; wie eine Wunde empfand er auch, daß er mittellos war. Nur das grenzenloſe Vertrauen, das er in die Sindacotochter Doia Ceſari gefaßt hatte, blieb ſein Troſt. —

Noch am Abend wurden ihm die Geſchwüre durch die herbeigerufene Mutter Grimellis, die ſich auf ihre Behandlung zu verſtehen ſchien, unterſucht, gereinigt und verbunden. Als er ſich am Morgen in ſeiner Kammer regte, wartete ſie ſchon wieder vor der Tür, um ihn zu pflegen.

Digitized by Google

Die ſchwarzgekleidete Frau, der das dunkle Kopftuch einen nonnenhaften Ausdruck gab, vermied jedes Wort der Unterhaltung und ging nach der Beſorgung Heinrichs mit einem leiſen Gruß wie ein Schatten aus der Kammer.

Wie ſehr bedurfte er ihrer Hilfe! Die wunden Stellen ſeiner Haut hatten ſich durch den Heuſtaub, der darein geraten war, entzündet; er fieberte und dachte mit Schaudern daran, wie es um ihn ſtände, wenn er die Nacht mit bloßem Leib in der Hürde hätte verbringen müſſen. Wahnſinnig wäre er geworden vor Schmerzen.

Widerwillig ſchlüpfte er in das Kleid Grimellis. Als er aber aus der Kammer trat, die in die Küche führte, wurde ihm auch dafür Troſt zuteil. In der Nähe des Herdes ſaßen zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere, die ſein Gewand reinigten und flickten. Die Alte, die wie eine Sibylle ausſah, zeigte ihm ihre Arbeit; es war die mit ungemeiner Sorgfalt zugenähte Angel am Knie, die kaum mehr zu erkennen war. Sie erzählte, daß ſie noch geſtern in der Nacht beſtellt worden wären, die Kleider für einen geſtürzten Herrn auszubeſſern, und lobte, mit einer liebkoſenden Bewegung über das Tuch fahrend, die Güte des Stoffes.

Er fragte nach Fräulein Ceſari, und ſie deutete auf die Stubentür.

Doia ſaß in der Morgenſonne am Tiſch; das dunkle Haar ſchimmerte in kräftigen Wellen; das vornehm geſchnittene Geſicht, das Heinrich an irgend ein ſchönes italieniſches Bild erinnerte, hielt ſie in ein Buch gewendet. Sie erhob ſich mit einem Lächeln und bot ihm die Hand zum guten Tag, ſah aber gleich, daß es um ihn nicht gut beſtellt war. Sie ſprach von einem Arzt in Airolo; doch meinte er, daß die Mutter Carlos die Behandlung von Wunden genügend verſtehe.

„Sie hier bleiben, bis ganz geſund!" redete ſie ihm zu.

Landſiedel erwiderte etwas verwirrt, daß er eine ſo große Gaſtfreundſchaft nicht annehmen dürfe.

Digitized by Google

Der Eintritt der dralldicken ältlichen Magd Lesa, die zwei sehr scharfe Augen im Kopf hatte, unterbrach das Gespräch. Sie trug ein reichliches Frühstück auf.

Als sie wieder gegangen war, versetzte die Syndacotochter: „Viel Deutsch vergessen; ich will ausgraben wieder, ricominciar lo studio."[1] Sie bot ihm den auf dem Tisch liegenden Band und ein grünes Heft. Jener war ein badisches Schulbuch mit einfachen Sätzen und Geschichten, dieses eine Sammlung von italienisch-deutschen Gesprächen für den Alltagsverkehr.

„Geben Sie sich meinetwegen nicht zu viel Mühe mit dem Deutschen", sagte Heinrich höflich; „ich glaube, daß ich ziemlich Italienisch verstehe, wenn mir auch oft die Wörter zum Sprechen fehlen — doch erzählen Sie, bei wem waren Sie denn in Baden-Baden?"

Sein Blick hing an einem vortrefflichen Stahlstich, der das Schloß Hochbaden darstellte und mit ein paar andern, wie Schloß Heidelberg und Straßburger Münster aus den Auswanderjahren des Herrn Cesari stammen mochte.

„Ich werde schon sagen", erwiderte sie mit leichter Schelmerei, „aber anders hervor."

„Vorher", verbesserte sie Heinrich gelassen, und sie lachte: „Ja — vorher!" und fuhr fort: „Ich frei gewesen — ich Sachen von Ihnen ausgetan — gestern — klein Buch für Bleistift kaput — Spiegel kaput — Passaporto[2] kaput."

Obgleich die Meldung für Heinrich unerfreulich war, mußte er ein Lachen verbeißen. Ernst, wie es Doia vorbrachte, ahnte sie nicht, wie spaßhaft das Wort auf deutsche Ohren wirkte.

„Und Signor Lansidel di Tubinga haben nicht viel Geld", versetzte sie halb schämig, halb fröhlich. Heinrich wurde rot wie ein Krebs.

[1] Ich beginne das Studium von neuem. — [2] Reisepaß.

Digitized by Google

„Alles.“ Sie schob ihm den kleinen Betrag hin. „Und borsellino[1] nicht gefunden; aber Bote von Post bringen, porterà altro da Airolo.“ [2]

Verlegen erzählte ihr Landsiedel von dem Diebstahl in Chur und unter welch traurigen Umständen er an den Ritomsee geraten sei.

Es war ihm eine Herzenserquickung, als sie ihm gläubig zuhörte, dann und wann für sich sein Deutsch ins Italienische übersetzte und zum Schluß sinnend sagte: „Gli uomini son cattivi, ma il Signor Lansidel brav, mehr brav als Carlo — molto più degli altri.“ [3]

Sie erhob sich, verließ die Stube, kam aber gleich wieder, ein Perlmutterbeutelchen in der Hand. „Ich noch Geld haben von Baden. Vater nicht weiß.“ Sie legte aus den glänzenden Schalen drei Zwanzigfrankenstücke, zwei goldene Zehner und etwas Silber auf den Tisch hin. „Ich noch genug Geld.“ Sie zeigte ihm, daß in dem Täschchen noch ein Zehnfrankenstück steckte. „Vater nicht sagen; er denken, Ihr selberes Geld — Notwendig! — Vater nicht mag, wer hat nicht Geld.“

Heinrich hatte sich auf einen Stuhl fallen lassen. Von dem Vertrauen und der Güte des fremden Mädchens erschüttert, hielt er den Kopf weit vorgebeugt. Er sprach nicht; er rührte das Geld nicht an.

Da nahm sie es und schob es ihm in die halbgeschlossene Hand. „Wenn gut geht, Signor Lansidel me lo renderà[4] — halten, so lang will“, erleichterte sie ihm die Annahme mit bittenden Worten.

Da schloß er die zitternde Hand über den Goldstücken, stand auf, wollte ihr in die ruhig strahlenden Augen blicken, konnte es aber nicht. Vor innerer Bewegung über seine Erlösung aus bitterer Not wandte er sich zum Fenster. Eine

[1] Geldtäschchen. — [2] Bringt ein anderes von Airolo. — [3] Die Menschen sind schlecht. Herr Landsiedel ist besser als andere — als Carlo. — [4] Zurückgeben.

Digitized by Google

dicke, klare Träne rollte ihm die Wange hinab; aus seiner Brust entrang sich ein Schluchzer.

Plötzlich spürte er ihre weiche Hand in der seinen. „Nicht weinen, Herr Lansidel", bat sie und ließ ihm die Hand. So sahen sie nebeneinander eine Weile stumm ins Gotthardtal hinab.

Da fand Heinrich das Wort: „Mögen Sie mit Herrn Grimelli ein wunderbar glückliches Weib werden!"

„Giammai!"[1] stieß sie mit inbrünstiger Stimme hervor und zuckte zusammen; erst nach einer Weile setzte sie hinzu: „Er geht auch mit andern."

Das Leid rollte durch ihre tiefe Stimme.

Heinrich war es, ein Abgrund von Schmerzen öffne sich ihm — dieses vornehme Mädchen nicht glücklich!

„Non parliamo di Carlo",[2] sagte sie einfach und fragte: „Haben Sie in Deutschland ein Fräulein lieb?"

„Es war", erwiderte Heinrich gedankenvoll. „Sie ging mit einem andern. Darum bin ich hinaus in die Welt gewandert."

Sie spürten aber wohl beide, daß sie in eine verfängliche Unterhaltung hineingeraten seien; leise entzog ihm Doia die Hand, ging, nahm ein Bild von der Wand und brachte es ihm.

„Das ist ein deutsche Frau, die mein Vater hat geliebt."

Die etwas verblaßte Photographie wies ein junges, schönes Weib mit blonden Haaren, dem offenen Gesicht der Alemannin, und das eines ebenso hübschen, etwa zweijährigen Kindes auf ihrem Schoß.

„Le racconterò della Signora, ma in italiano",[3] versetzte Doia, „sagen, wie verstehen Sie."

Sie sprach langsam, sehr deutlich, und der Versuch gelang für beide Teile befriedigend. „Als der jetzige Syndaco von Altanca ein achtzehnjähriger Steinmetzlehrjunge war,

[1] Niemals! — [2] Sprechen wir nicht von Carlo. — [3] Ich werde Ihnen von der Frau erzählen, aber in Italienisch.

Digitized by Google

arbeitete er unter der Obhut eines Onkels, eines vortrefflichen, doch jähzornigen Mannes in Bern. Eines Tages gab der Alte dem Neffen eine unverdiente Ohrfeige, und Cesari lief ihm davon. Da er gehört hatte, daß in Baden-Baden ein Baumeister Ettlinger sei, der tüchtigen Arbeitern hohe Löhne bezahle, wandte er sich über Basel ins deutsche Land hinein; zu Fuß, die Eisenbahn war ihm zu teuer. Ehe er aber sein Ziel erreichte, hatte er die Füße geschwollen und mit Blasen bedeckt. So schleppte er sich an einem heißen Sommerabend durch das Städtchen Bühler und ein Stück darüber hinaus.

Auf der Bank vor einem Bauernhaus saßen Mutter und Tochter und hielten Feierabend. Das Mädchen rief: „Sieh dort den fremden Jungen, wie schlecht er geht!" Als er schon etliche Schritte vorüber gewandert war, winkte ihm die Bäuerin zurück: „Zeig mir deine Füße, Bursche, da setz dich auf die Bank!" Er wollte die Schuhe selber ausziehen; aber das Mädchen kniete vor ihm nieder und löste sie sorgfältig. „Du kannst heute mit deinem bösen Gehwerk nicht weiter, Junge", versetzte die Mutter und wandte sich an das Luisle: „Lege Kamillen in heißes Wasser und bringe eine Gelte halbvoll heraus." Die Tochter wusch ihm die Füße, salbte seine Wunden mit Lilienöl und band sie mit Linnen ein. Und die guten Leute hielten ihn über Nacht.

Er kam wirklich im Baugeschäft Ettlinger in Baden-Baden unter, und als er im Spätherbst in die Heimat kehrte, war es mit der freundlichen Einladung seines Herrn, im Frühling wieder Arbeit bei ihm zu nehmen. So kam's. Am Feierabend aber dachte der schwarzhaarige, flinke Tessiner an das blonde, dienstfertige Mädchen, und als er das zweite Mal gegen den Winter hin wieder die Heimreise antrat, stieg er in Bühler aus der Bahn, um die Bauersleute zu besuchen und die Hand der Tochter zu erbitten.

Frau Hochuli, die Mutter, war allein zu Haus. Obgleich sie ihn früher nur als armseligen Wanderburschen

Digitized by Google

geſehen hatte, erkannte ſie in dem jungen, wie ein Herr angezogenen Reiſenden ihren Gaſt wieder, empfing ihn freundlich, und auf ſeine Nachfrage nach Luiſe erwiderte ſie ihm, daß die Tochter dem Vater auf dem Feld Rüben einheimſen helfe. Da war ihm ihre Abweſenheit eben recht. Er erzählte nun Frau Hochuli von ſeinem Wohlergehen und legte ihr als Beweis die Brieftaſche vor, in der ſich ſeine Erſparniſſe befanden, und bat ſie, ſeine Werbung zu unterſtützen. Die gute Frau erſchrak bis ins Herz. „Wenn Ihr doch im Frühling ſtatt im Herbſt gekommen wäret!“ rief ſie. „Jetzt aber iſt Luiſe ſeit Mai mit einem jungen Bauern verlobt, den auch wir Eltern wohl mögen.“

Nun war es an Alberto Ceſari, traurig zu ſein. Er bat um die Erlaubnis, Luiſe noch einmal durch einen Händedruck ſeinen Dank für die empfangene Wohltat bezeugen zu dürfen. Die Mutter wehrte aber dieſem Wunſch ab. „Es iſt jetzt beſſer, wenn Euch die Luiſe nicht ſieht. Ich weiß, ſie hat Euer Bild lange im Herzen getragen und iſt im Plaudern beim Spinnrad noch oft auf den jungen, ſchönen Italiener zurückgekommen. Das Wohlgefallen war alſo gegenſeitig. Wozu jetzt aber einen Kampf in ihre Seele tragen?“

„So wurde mein Vater höflich abgewieſen“, fuhr Doia fort. „Nach manchen Jahren jedoch hatte er für ein paar Wochen an einem Bau in Bühler Steinmetzarbeiten zu beſorgen und ſah bei dieſer Gelegenheit doch wieder nach den gütigen Menſchen. Die Mutter war geſtorben; von Luiſe aber, die jetzt Frau Schirmer hieß, wurde er freundlich empfangen, und aus der Liebe, die hatte ſterben müſſen, wuchs die edle Blume einer Freundſchaft auf, die dauerte.

„Zweiunddreißig Sommer arbeitete mein Vater in Baden-Baden“, ſchloß Doia ihre Erzählung. „Jedes Jahr beſuchte er die Familie Schirmer, und noch einmal mit mir, als er mich nach Baden-Baden brachte. Dabei ſchenkte mir die Frau, die kein Bild aus ihren Mädchenjahren beſaß,

Digitized by Google

dieſes. Und ich denke gern an die artigen Mädchen und Jünglinge zurück, die mir dort begegnet ſind." Doia nahm das Bild und hängte es wieder unter das Dutzend andere, die ihre Erinnerungszeichen oder die des Vaters bildeten.

„Warum ich Ihnen die Geſchichte erzählte?" wandte ſie ſich wieder zu Heinrich. „Damit Sie daraus ſehen, daß ich an Ihnen nur handle wie jenes badiſche Mädchen ſchon vor vierzig Jahren an meinem Vater, und damit Sie mein Geld mit gutem Gewiſſen auf ſich tragen. Sie werden meinem Vater ein ebenſo lieber Gaſt ſein wie mir. Bei dem vielen, ſchönen Gedenken, das er aus Deutſchland beſitzt, wird er ſich freuen, darüber mit Ihnen zu plaudern."

„Ich habe mir ſchon gedacht, daß Ihr Vater ein ausgezeichneter Mann ſein muß", verſetzte Landſiedel. „Ueber dreißig Jahre im gleichen Geſchäft, das iſt nicht häufig; es ehrt Ihren Vater wie das Haus Ettlinger."

„Er ſtand erſt im Dienſte des Vaters Ettlinger, und als dieſer geſtorben war, des Sohnes, mit dem ihn beinahe freundſchaftliche Beziehungen verbanden", verſetzte Doia. „Und Herr Ettlinger der jüngere trägt die Schuld, daß ich mit Carlo ins Unglück gekommen bin, allerdings die unfreiwillige Schuld!"

Schmerz und verhaltene Leidenſchaft zitterten durch ihre Stimme.

Da pochte es. Die alte Näherin mit dem Sibyllengeſicht meldete, daß Heinrichs Anzug ſoweit wieder hergeſtellt ſei, als es die Mitgenommenheit des Tuches geſtattet hätte.

In ſeiner Freude ſchenkte ihr Heinrich die paar Franken, die er noch aus Eigenem beſaß, und die Alte rief den Segen aller Heiligen auf ſein Haupt herab.

Eine Viertelſtunde nachher ſtand er mit ſtrahlendem Geſicht vor dem Spiegel. Vom Kopf zu Fuß ſteckte er wieder in den eigenen Kleidern. Die Frauen hatten wunderbar ſorgfältig gearbeitet; nur die neuen, glänzenden Metallknöpfe, mit denen ſie die urſprünglichen, dunkeln Horn-

Digitized by Google

knöpfe am Rock ersetzt hatten, waren nicht nach seinem Sinn. „Und über Nacht frische Wäsche!" wandte er sich an Doia.

„Das ist die Arbeit der Lesa", erwiderte sie. „Sie hat die ganze Nacht durch Ihre Sachen gewaschen und getrocknet, damit niemand im Dorf von Ihren nassen Kleidern erfahre. Sie Böser, Sie!"

„Meine Verzweiflungstat war der Weg zu Ihnen", versetzte Heinrich.

Sie zerdrückte ein schelmisches Auflachen. „Nun darf man sich ja mit Ihnen ins Freie wagen; ich will Ihnen, wenn es Ihr Fuß gestattet, einmal unser Dorf zeigen. Es ist nicht groß und vielleicht für Ihre Augen auch nicht schön."

Sie traten aus dem von der Sonne braungesengten Haus, das mit einem prächtigen Blick in die Tiefe des Gotthardtales, nahe der uralten Kirche am Ende des Ortes gelegen war. In den grünen Abgrund deutend, sagte Doia: „Der schäumende Fluß ist unser Tessin; die Dörfer in der grünen Spalte sind Ambri und Piotta, das weiße Band die Gotthardstraße, und daneben sehen Sie schon den Damm der Gotthardbahn, die jetzt gebaut wird. Tausende von Menschen arbeiten daran, viele Hunderte allein an dem großen Tunnel. Airolo ist wie ein beständiger Jahrmarkt anzusehen; wir hier oben aber merken nicht viel von dem Getümmel. Unser Dorf ist geblieben, wie es vor vielen hundert Jahren war, und wird so bleiben, bis die Welt vergeht."

„Eine entzückende Heimat!" rief Heinrich hingerissen von der Schönheit der in Tiefen und Höhen spielenden Landschaft. „Wie funkeln Ihre Wiesen von Blumen; was sind Ihre Wälder frisch und ernst. Ist es nicht, als ob die Pilgerscharen der Tannen hinauf auf die Berge steigen wollten, alle beseelt von dem Gedanken: „Empor — empor!" — Und dort über grünem Tal und dunkeln Wäldern die mächtigen silbernen Firne, so glänzend, als kämen sie eben frisch geschaffen aus Gottes Hand!"

Ueber das Gesicht Doias lief die Freude. „Es sind die

Digitized by Google

Gotthardberge, die Pize Rotondo und Lucendro und die Fibbia! Wir ſind uns zwar an den Anblick der weißen Schilde gewöhnt und denken nicht viel dabei; aber wenn wir in andere Länder gehen, müſſen wir am Himmel ſtets die Schneefelder ſuchen. Der Himmel aber iſt leer. Nirgends ein weißes Spitzchen! Da kriecht das Heimweh in die Seele, und wir merken, daß die ſchneeigen Berge doch ein Stück von uns ſelber ſind!"

Sie kamen ins Gehen.

Nein, ein eigentlich ſchönes Dorf war nun Altanca nach Heinrichs Sinnen nicht, aber doch voll Eigenart und Stimmung. Wie ein Schwalbenneſt klebte es am Berg, ruhte es mit eng zuſammengedrängten Häuſern, ſteinbeſchwerten Dächern, grauem Gemäuer, tiefbraunem Holzwerk, mit einem Gewirre von ſchmalen, holperigen Gäßchen, bei jedem Haus Brennholz und altes Gerät die Menge, auf einem Geſimſe des Abhanges; tiefrote Nelken blühten unter vielen der kleinen Fenſter. Und höher als die Firſten des Dorfes ragten ſeltſam verwitterte Stangengerüſte.

„Wozu die?" fragte Heinrich.

„Das ſind die Hiſten", belehrte ihn ſeine Führerin. „Wir hängen im Herbſt die Garben aus unſern Aeckerchen daran, damit ſie völlig ausreifen. Wenn die kleinen Getreidefelder um das Dorf im Angolden ſind, dann gewährt der Bergabhang ein beſonders warmes Bild. Und die reifen Maiszapfen ſchmücken die Hauswände auch ſo ſchön."

Sie rief einem Häuflein ſpielender Kinder ein Scherzwort zu und wechſelte ein freundliches Wort mit ein paar Frauen am Brunnen, die, auf einem Brett kniend, ihre Wäſche kneteten und aus dunklen Augen ſcheue Blicke nach dem Fremden warfen.

„Sie ſehen", wandte ſich Doia wieder an ihren Begleiter, „daß es eine bloße Spottrede iſt, wenn die Leute unten im Tale behaupten, wir in Altanca binden unſere Kinder mit Seilen an die Häuſer, damit ſie beim Spiel

Digitized by Google

nicht den Berg hinunter in den Teſſin rollen, oder wir ziehen unſern Hennen Säcklein zum Auffangen der Eier an, damit dieſe nicht von den Leuten in Ambri und Piotta zuſammengeleſen würden. Nur aus der Tiefe ſcheint unſer Dorf ſo ſteil zu liegen. — Doch nicht wahr, unſere Kinder ſind hübſch! Leider aber die meiſten Frauen nicht. Die Aermſten müſſen zu viel arbeiten; denn die Männer halten ſich entweder in der Fremde auf oder, wenn ſie daheim ſind, greifen ſie nicht zu. Die Sorge für unſere Bergäckerchen liegt auf den Weibern. Ihr Leben iſt ein fortwährendes Hinauf und Hinab auf den jähen Wegen. Und ſtets mit ſchweren Laſten auf dem Kopf oder Rücken. Da zerfallen ſie früh. — Meine Mutter aus dem Haus Teſta, deſſen Frauen für die anmutigſten im Tal gelten, machte eine Ausnahme. Sie ſah aufmerkſam zu ſich ſelber, damit der Vater, wenn er aus dem Badener Sommerdienſt heimkomme, wieder eine blühende Frau finde. Das war ſeine Freude!"

„Und ein Segen für Sie", verſetzte Heinrich.

Ueber dieſe Bemerkung lächelte Doia ſtill in ſich hinein. An einer Umbiegung des Gäßchens verſetzte ſie: „Dort in dem Haus mit dem Torbogen wohnt Carlo. Wir wollen ihm guten Tag ſagen."

Eben trat ſeine Mutter, die ein kupfernes Henkelgefäß trug, zum Brunnen aus dem kleinen Tor. „Carlo iſt auf die Poſt gegangen und ſitzt wohl in der „Croce biancha" beim Frühtrunk", berichtete die wie in eine ſtille Traurigkeit eingehüllte Alte.

Doia hatte keine Luſt nach dem Wirtshaus zu gehen; ſie ſchlug mit Heinrich durch eines der ſchmalen Gäßchen wieder den Heimweg ein und ſagte: „Ich will Ihnen noch unſern Viehſtand zeigen. Er iſt nicht groß, eine Kuh, ein Kalb und zwei Schafe. Seit ich Kind war, durfte ich Lämmer halten."

Sie führte ihn in den Stall. Auf ihren Ruf hoben die Tiere freudig die Köpfe, und ſie liebkoſte jedes.

Digitized by Google

„La buona pastora!"[1] lachte er.

„Die Tiere waren mir stets Kameraden", erwiderte sie schlicht. „Sie sind auch ein Kapitel, in dem ich mich mit Carlo nicht verstehe, er ist grausam und denkt nur ans Töten!" —

Sie hatte das Wort kaum gesprochen, so trat der, den es anging, unter die Türe des Stalles, Grimelli, die Taschen vollgestoßen mit Zeitungen und mit einem Büschel Blättern in der Hand.

„Aus den Blättern merken Sie, daß Carlo ein großer Politiker ist, mit seinen Gedanken mehr in Rom und Paris als in Altanca", scherzte Doia.

Grimelli lachte mit. „Nein, wahrhaftig, für unser Nest bin ich nicht stumpfsinnig genug." Er reichte mit der ihm eigenen spielerischen Höflichkeit Heinrich leicht die Hand. „Ich habe mich nach Ihrem Befinden erkundigen wollen. Sie sind ja schon wieder gut zusammengestellt." Sein Ton klang wärmer als gestern.

Von dem Stall hinweg schritten sie langsam gegen die etwas außerhalb des Dorfes gelegene uralte Kirche, die auf einem stotzgäh ins Tal abbrechenden Felsenhügel inmitten eines kleinen, von roten Gebirgsnelken überwucherten Friedhofes steht.

„Seit wann sprichst du denn mit Herrn Landsiedel Italienisch", wandte sich Grimelli an Doia.

„Wenn er es auch selber nicht spricht, so versteht er es doch!" erklärte sie dem Verlobten.

„Wenigstens das Meiste", bestätigte Heinrich.

„Bereiten Sie sich vor im Tessin wohnen zu bleiben?" fragte Grimelli mit eigenartiger Schärfe.

Heinrich begriff den Sinn der Frage nicht; aber Doia spürte darin für ihren Gast etwas Beleidigendes. Das Rot stieg ihr in die Wangen.

[1] Die gute Hirtin.

Digitized by Google

„Wenn die Teſſiner ſelber ſo wenig arbeiten wie du", erwiderte ſie dem Verlobten mit verhaltener Heftigkeit, „ſo haben wir ſchon Fremde im Lande notwendig. Vielleicht ſitzt in der Zeichenſtube des Bahnbaues, in der du dein großes Talent nützen könnteſt, auch ein Fremder."

Wie ſie, erzürnte ſich jetzt Grimelli. Er warf ſich in die Bruſt: „Du weißt am beſten, warum ich die Bahn nicht mag. Man hat mir den Bau des Hotels verſprochen, und wäre es da, ſo möchte ich ſie leiden. Das Hotel iſt aber immer noch ein Luftſchloß, und ſo lange es nicht ſteht, bin ich ihr Feind und mag nicht Hand anlegen an ein Werk, das dem Teſſin nichts als die germaniſche Ueberſchwemmung bringt."

Er wandte ſich zu Heinrich. „Ich ſpreche nicht gegen Sie; bei uns iſt der Gaſt wie in jedem andern Land heilig, nicht gegen die Tauſende von Fremden, die im Sommer über unſere Seen fahren; ich ſpreche bloß gegen jene, die kommen und ſich einniſten, die erſt in Haufen kommen werden, wenn die Bahn gebaut iſt. Werden ſie unſere klingende Sprache nicht mit einer andern verunreinigen, die uns in den Ohren ſchmerzt, unſere lateiniſchen Sitten verderben, unſere Religion untergraben, nicht mehr zufrieden ſein mit ihren eigenen plumpen Weibern, ſondern ihre groben Hände nach unſerer Raſſe ausſtrecken, in der das edle Blut des alten Roms fließt. Der Teſſin den Teſſinern. Italien den Italienern. Selbſt wenn Blut fließen muß! Wir können noch mehr als Wachteln im Fluge niederknallen." —

„Aber Carlo", unterbrach Doia den merkwürdigen Redner, der ſich in eine brennende Glut hineingeſprochen hatte und mit den Händen bald an die Bruſt ſchlug, bald ſie weit in die Luft verwarf. „Du biſt jetzt nicht in deinem Klub in Bellinzona oder Locarno. — Und dort kommt ja der Herr Pfarrer zu uns herüber!"

Von den Worten Grimellis überraſcht, vermochte Heinrich ſeine Gedanken nicht gleich zu ſammeln. Er ſpürte bloß,

Digitized by Google

daß in dem Napoleonskopf eine unheimliche Leidenschaft lebte, irgend eine Wildheit, die wie ein reißendes Tier hervorbrechen konnte.

Das Erscheinen des Pfarrers änderte das Bild.

Grimelli begrüßte ihn mit Unterwürfigkeit, auch Doia neigte sich demütig.

Im Gesicht und an der Gestalt des Geistlichen war nichts, was zu besonderer Ehrfurcht herausgefordert hätte. Jenes war etwas dick; junge und alte Züge gingen darin durcheinander; die Augen lagen ihm tief, und die Nase bildete ein kurzes, scharf geprägtes Dreieck. Sobald er aber zu sprechen anfing, gewann seine Erscheinung an Bedeutung, spürte man den Gebildeten.

Er kam eigentlich nur um Landsiedel zu begrüßen, von dessen Unfall er gehört habe, und wünschte ihm Wohlergehen.

Aus den Rundbogenfenstern des Turmes tönte die Mittagsglocke; schon löste sich die kleine Gesellschaft wieder auf. Der Pfarrer ging mit der höflichen Frage, ob er den Gast des Sindacohauses einmal besuchen dürfe, und als sich Grimelli am Eingang des Dorfes auch verabschiedete, sagte dieser noch einmal: „Ich habe mich nicht gegen Sie wenden wollen, Herr Landsiedel. Im Gegenteil, ich darf Sie wohl einladen, einmal auch in mein Haus zu treten, vielleicht morgen vormittag gegen elf."

Heinrich versprach es aus Höflichkeit, obgleich ihm der junge Mann unheimlich geworden war.

„Da haben Sie sein überspanntes Wesen", bebte die Stimme Doias hinter Grimelli. „Das Land und Volk will er leiten und verhilft sich selber nicht zu Arbeit und Brot."

TAYLOR INSTITUTION UNIVERSITY 18 JUL 1960 OF OXFORD LIBRARY

Digitized by Google

Zehntes Kapitel

So mancherlei Eindrücke Heinrich am ersten Morgen seines Aufenthaltes in Altanca empfangen hatte, einen unvergeßlich schönen von der gütigen Doia, die wie eine Mutter für ihn sorgte, und einen häßlichen von ihrem Verlobten, meldete sich am Nachmittag bei ihm doch die Abspannung und der Schlaf. Die Erlebnisse am Ritomsee waren weder an seinem Leib, noch in seiner Seele überwunden.

Als er wieder in die Stube und vor Doia trat, hatte sie einen Stoß Wäsche vor sich auf dem Tisch und durchging sie. Es war die seine.

„Kein Mängelchen", sagte sie, legte die Arbeit auf die Seite und seufzte: „Ich habe ein schweres Herz wegen Carlo; er sprach auf dem Friedhof abscheulich. In meinem Vater werden Sie einen besseren Mann kennen lernen! Er wird wohl seine Heimkehr so einrichten, daß er in der Dämmerung hier eintrifft. Und ich werde ihm entgegen gehen, um ihm zu erzählen, daß wir unerwartet einen Gast im Hause haben."

Sie schwieg eine Weile; ihre Gedanken schienen einen dunklen Weg zu wandern; dann versetzte sie: „Ich wollte Ihnen eigentlich nicht von Carlo sprechen, da mir doch niemand helfen kann; aber nun Sie selber schon tiefer in sein Inneres gesehen haben, so will ich Ihnen doch erzählen, wie ich seine Verlobte geworden bin. Und was mein Vater und ich unter diesem Verhängnis leiden."

Landsiedels Augen baten, und sie dankte mit einem leisen, traurigen Lächeln.

„Es sind nun fünf Jahre", begann sie, die Hände ineinanderfaltend, „daß mein Vater sich aus dem Dienst des Architekten Ettlinger, des jüngern, zurückgezogen hat, um sich nur noch an seiner Bergheimat zu freuen. Damals lebte

Digitized by Google

meine Mutter noch, eine Airoleſin, eine gebildete, ſanfte und fromme Frau, die keinen andern Lebenszweck kannte als den Ihren zu dienen!"

„Wie meine Mutter", flüſterte Heinrich.

„Meinen Eltern waren nur noch zwei kurze Abſchiedsjahre vergönnt; in den Sonnenſchein, der darüber lag, miſchte ſich die Trauer um einen ſiebzehnjährigen hoffnungsvollen Sohn, meinen Bruder Amadeo. Ich allein bin dem Vater für ſein Alter übriggeblieben."

„Nun war die Zeit wieder gekommen, in der er ſonſt die Reiſe nach Baden-Baden angetreten hatte. Da lief ein Brief des Herrn Ettlinger ein, er leide Mangel an tüchtigen Arbeitskräften, der Vater möchte doch ja wieder bei ihm als Steimetz eintreten, wenn es auch nur für einen Sommer ſei. Ein Blick auf die Mutter, die ſeit dem Winter kränkelte, genügte dem Vater, auf die dringende Einladung einen Abſchlag zu geben. Ein paar Tage ſpäter erſchien unerwartet Architekt Ettlinger, ein ſtattlicher, breitgebauter Mann, ein paar Jahre jünger als mein Vater, bei uns. „Wenn Sie ſchon nicht ſelber wieder kommen können, Herr Ceſari, ſo helfen Sie mir doch in Ihrem Kanton herum ein oder zwei Dutzend tüchtige Bauarbeiter aufzutreiben", bat er. Die beiden Männer verſchoben dieſes Geſchäft auf den andern Morgen, benützten den Nachmittag zu einem Gang an den Ritomſee und verplauderten den Abend bei einer Flaſche Wein in dieſer Stube.

Herr Ettlinger war vom See und ſeiner Umgebung, die er in lachender Sonne geſehen hatte, begeiſtert und ſagte: „Warum dort oben kein Hotel ſteht, begreife ich nicht. In dieſe wunderbare Landſchaft ſtrömten ja Leute aus der weiten Welt herzu. Das wäre ein Wurf für Sie, Herr Ceſari! Sie ſind ein Mann von Erſparniſſen und noch nicht alt genug, um die Hände ruhen zu laſſen. Legen Sie das Kapital in das Unternehmen und es wird ſich Ihnen in etlichen Jahren verdoppeln."

Digitized by Google

„Es iſt ein Gedanke", erwiderte mein Vater; „aber für ſeine Verwirklichung wird es doch beſſer ſein, wir laſſen erſt die Gotthardbahn laufen."

„So kaufen Sie wenigſtens den Boden", riet Ettlinger, „damit Ihnen keiner zuvorkommt." Bis tief in die Nacht ſprachen die Männer über das Hotel.

Am andern Morgen begleitete mein Vater den Herrn, der auch gegen mich ſehr freundlich geweſen war und mich bereits zu einem Beſuch in Baden eingeladen hatte, auf die Suche nach Arbeitern und kehrte nach etlichen Tagen wieder heim.

Das Krankenlager der Mutter und ihr Hinſchied, der um die Neujahrszeit erfolgte, drängte die Gedanken des Vaters von dem Plan ab; erſt als die Frühlingsſonne wieder ſchien, betrieb er ihn, damit er in ſeiner Trauer um die treue Lebensgefährtin eine Zerſtreuung finde. So kaufte er am Ausfluß des Baches aus dem See eine ſtattliche Fläche Boden, wobei ihm auch das Grundſtück mit der Hürde zufiel, die Ihr ſchlechtes Obdach war.

Obgleich er ſeine Abſichten geheim hielt, erriet ſie aber doch einer, Emilio Grimelli, der Vater Carlos. Er war wie mein Vater ein geweſener Steinmetz, nur mit dem Unterſchied, daß er ſein Vermögen ſtatt in Deutſchland in Frankreich verdient hatte. Er ſchlug meinem Vater vor, daß ſie in der Sache des Hotelbaues am Ritomſee halbpart machen wollen. Dieſer freute ſich, daß noch ein anderer kluger Kopf die Vorteile ſeines Planes einſah, und nahm das Angebot Grimellis an, wobei er ſich allerdings das gekaufte Land als alleiniges Eigentum vorbehielt. Als der Winter wieder kam, war auch Carlo im Dorf und nahm an den Beratungen der beiden Alten teil. Zuletzt überraſchte mich der Vater mit der Eröffnung, der Plan ſei nun dahin ausgetragen, daß Carlo und ich uns verloben und uns für den Wirteberuf vorbereiten ſollten, damit wir als verheiratetes Paar das Hotel übernehmen und führen könnten.

Digitized by Google

Fast über Nacht wurde ich also die Braut Carlos und hatte nichts dagegen einzuwenden. Sein Vater und er selber waren voller Aufmerksamkeit, Liebe und Güte zu mir.

Was wußte ich von Carlo, der um vier Jahre älter ist als ich? — Daß er als Junge ein leidenschaftlicher Vogelsteller gewesen war, später die Schulen von Lugano und mehrere Jahre ein Technikum in der deutschen Schweiz besucht hatte, um dort sein großes Zeichentalent für das Baufach auszubilden. Und daß er nachher gute Unterkunft auf einer Architekturstube in Paris gefunden hatte.

Der Gedanke, statt Bauzeichner Hotelier zu werden, begeisterte ihn. „So werde ich schon in jungen Jahren mein eigener Herr", rief er und sprach von großen Reichtümern, die sich durch das Unternehmen einbringen ließen, auch von herrlichen Reisen, die er mit mir unternehmen wolle.

Zunächst aber brachte die Wahl des neuen Berufes eine recht unangenehme Wendung in seinen Freiheitsdrang. Sein Vater, der die Vorbereitungen für den künftigen Beruf des Sohnes eifrig betrieb, schloß mit dem Luzerner Sommer, der als hervorragender Fachmann bekannt war, einen Vertrag ab, daß Carlo in seinem Haus zu einem in allen Teilen kenntnisreichen Hotelier ausgebildet werden solle. Wenige Tage nach unserer Verlobung verabschiedete sich Carlo und trat in die Stelle ein.

Aehnliche Pläne wie für ihn hatte sein Vater für mich ausgeheckt. Ich sollte Sprachen lernen, Französisch und Englisch, und später in Luzern oder Interlaken als Abschluß meiner Vorbildung die Stelle einer Saaltochter bekleiden. Da schob mein Vater aus guten Gründen unter den Sprachen die deutsche ein, und auf einen Brief an seinen ehemaligen Geschäftsherrn antwortete Herr Ettlinger, daß er mich mit großer Freude in sein Haus aufnehme. Der Gedanke an die bevorstehende Trennung war für uns beide, den Vater und mich, ein großer Schmerz. Wenn ich auch des Reisens nicht ganz ungewohnt war — ich hatte mit ihm

Digitized by Google

außer den teſſiniſchen Städten doch ſchon Mailand, Zürich, Luzern, Lauſanne und Genf geſehen — entſchloß er ſich doch, mich nach Baden zu begleiten. In Luzern ſahen wir auf eine halbe Stunde Carlo; er ſagte mir im heimlichen, er gedenke den verrückten Vertrag, den ſein Vater für ihn abgeſchloſſen habe, nicht zu halten. In Bühler beſuchten wir jene Familie Schirmer, von der ich Ihnen bereits geſprochen habe.

Es war am erſten März, als wir in Baden ankamen, goldiger Vorfrühling in den vielen Anlagen der Stadt, die Aufnahme durch die Familie Ettlinger ſehr lieb. Mein Vater entſchloß ſich, acht Tage zu bleiben. Da erhielten wir gegen den Schluß der Woche hin ein Telegramm von Carlo aus Airolo, das uns tief niederſchlug. Eine Lungenentzündung hatte ſeinen Vater, der bei unſerer Abreiſe nur leicht erkrankt geweſen war, plötzlich dahingerafft. Um dem Freund die letzte Ehre zu geben, reiſte der Vater zwei Tage früher heim als verabredet war. Aus dem Wort: „Gottlob, das Hotel iſt ja noch nicht gebaut", merkte ich ſeine ſtillen Sorgen. Als er abgefahren war, konnte ich bloß weinen.

Ohne das Heimweh hätte ich in der Familie Ettlinger ein ſchönes Leben gehabt. Es waren zwei liebe Töchter da, die mich mit großer Mühe im Deutſchen unterrichteten. Ein reizender geſelliger Verkehr herrſchte im Haus. Weit entfernt, daß man mich als Fremde behandelte, begegnete mir jedermann mit Aufmerkſamkeit, und die wenigen, die Italieniſch ſprachen, nahmen ihre paar Brocken zuſammen, um mir etwas Artiges zu ſagen. Nur durch den Hinſchied meines künftigen Schwiegervaters war ich von der Teilnahme an den letzten, glänzenden Bällen der Stadt und dem Theaterbeſuch entbunden; aber ich habe doch prächtige Konzerte gehört, den herrlichen Frühling in den Gärten der Stadt geſehen, an Ausflügen teilgenommen, das erwachende und ſtets höher ſchwellende Fremdenleben bewundert und war glückſelig, wenn ich daraus einmal einen italieniſchen Ton hörte.

Digitized by Google

Vielleicht hätte ich ſogar das Heimweh nach den Bergen überwunden, wenn ich aus den Briefen meines Vaters nicht einen verhaltenen Kummer geſpürt und mich diejenigen Carlos nicht gekränkt hätten, ſowohl durch ihre Flüchtigkeit wie durch den Inhalt, eine ſtete Schimpferei auf ſeine Anſtellung in Luzern. Auch ſchrieb er mir immer ſeltener, und ich begann über meine Verlobung allerlei zu denken. Da Mitte Juli kam die Wendung! — Herr Ettlinger erhielt von meinem Vater einen Brief, der meine Heimkehr wünſchte, und der gütige Herr wandte ſich an mich: „Arme Doia, es wird ſchon das klügſte ſein, wenn Sie Ihre Verlobung auflöſen.“ Ueber dieſes Wort erſchrak ich; aber mein ſtärkſtes Gefühl war die unendliche Vorfreude, mich auf dem Bahnhof in Luzern in die Arme des Vaters werfen zu können. Und nie im Leben habe ich einen heißeren Kuß von ihm bekommen.

„Und Carlo, holt er mich nicht ab?“ fragte ich. Worauf der Vater mit zitternder Stimme antwortete: „Der Elende! Ich ahnte es längſt, daß er ein Schuft iſt, wie ſehr, dafür habe ich aber die Beweiſe doch erſt durch den Hotelier Sommer erhalten.“ So groß war der Zorn des Vaters, daß er ſich keine Zurückhaltung auferlegte und mir die volle Wahrheit geſtand über das Weſen meines Verlobten. Seit Carlo durch den Tod ſeines Vaters Herr ſeines Vermögens ſei, benehme er ſich, dem es ſonſt nicht an ſchöner Befähigung für den künftigen Beruf fehle, gegen ſeine Vorgeſetzten unverſchämt und führe einen liederlichen Lebenswandel. Anfang Juli ſei er mit irgend einer abenteuernden jungen Amerikanerin durchgegangen und habe ſich mit ihr auf Rigi und Pilatus, da und dort am Vierwaldſtätterſee umhergetrieben, bis ſich die bei Herrn Sommer eintreffenden Eltern wieder der Tochter bemächtigten. Der Hotelier ließ Carlo wiſſen, daß es um ſeine Stellung geſchehen ſei und der Taugenichts kam heim zu ſeiner Mutter nach Altanca. „Er wird ſich aber ſchon noch einmal nach Luzern bemühen müſſen. Sommer iſt ent-

Digitized by Google

schlossen, ihn wegen Vertragsbruchs gerichtlich zu belangen, wenn es der Davongelaufene nicht vorzieht, sich mit ihm gütlich zu verständigen, wozu namentlich gehört, daß er noch einmal vor dem Hotelier erscheint und demütig Abbitte leistet." So berichtete der Vater.

Wir hatten eine traurige Heimkehr. Auf dem Vierwaldstättersee regnete es; auf dem Gotthard fiel Schnee. Kaum daheim, sandte ich Carlo den Verlobungsreifen mit einem Geleitbrief zurück. Da brachte mir seine trostlose Mutter den Ring zurück und beschwor mich, wie den Vater, daß wir die Verlobung aufrecht erhalten, sonst gebe es ein großes Unglück. Darauf erwiderte der Vater zornig: „Wenn sich ein solcher Taugenichts auch erschießt, was tut's?" Die arme Frau aber warf sich vor mir nieder und umklammerte meine Knie: „Ich flehe dich nur deinetwegen an, Doia, nimm den Ring zurück und stecke ihn wieder an den Finger! Denke, wenn deinem Haupt ein Leid geschähe oder dem deines Vaters — das ist meine Todesangst — darum bete ich Tag und Nacht zur Madonna und den Heiligen. Carlo hat gewiß große Fehler; aber er liebt dich, wie auf Erden noch kein Mädchen geliebt worden ist." Die Frau rührte uns in ihrem Jammer!

Wir ließen sie aber ungetröstet gehen und waren nun selber in großer Not. Wessen war der abgründige Carlo fähig? — In der Aufregung sprach der Vater davon, daß er mich, um mich vor dem Verlobten zu bergen, wieder nach Baden bringen wolle, sogar von gemeinsamer Auswanderung nach Amerika, und ich selber war so traurig, daß ich am liebsten wieder zu den Karmeliterinnen in Como zurückgekehrt, bei denen ich zwei unvergeßliche Jahre zugebracht habe, und unter ihnen Nonne geworden wäre."

„Wie konnten Sie einen solchen Gedanken fassen", fuhr Heinrich empor. „Sich aus der Welt flüchten — Sie mit Ihrer Jugend — Sie mit Ihrem beglückenden Wesen?"

Digitized by Google

„Ich glaube, daß es doch einmal mein Weg ist", erwiderte Doia mit geheimnisvoll nach innen gewendetem Blick. „Doch will ich Ihnen jetzt meine Geschichte zu Ende erzählen. Einige Tage nach dem Besuch der Mutter Grimelli brachte uns der Pfarrer die Nachricht, daß Carlo an einem schweren Fieber erkrankt sei. „Natürlich von seinen Ausschweifungen", grollte der Vater; der Pfarrer aber versicherte uns, daß die Ursache Liebeskummer meinetwegen sei, schilderte mir die großen Schmerzen des Kranken und, wie er keinen inbrünstigeren Wunsch hege, als mich an seinem Lager zu sehen. Ich Törin gab gegen den Willen des Vaters den Bitten nach. Als ich Carlo besuchte, sprach er mit herzlicher Reue von seinem liederlichen Lebenswandel und flehte mich um Verzeihung an. In tiefem Mitleid steckte ich seinen Ring wieder an den Finger.

Nun war es Herbst geworden, Carlo wieder genesen und von einem so guten Betragen, daß wir wieder Hoffnungen auf ihn zu setzen begannen. Da kam ein Brief von Sommer, daß Grimelli in den nächsten Tagen vor ihm erscheinen und ihm friedlich Genugtuung für den Vertragsbruch geben möge, widrigenfalls er in Bellinzona Klage gegen ihn erheben werde.

Carlo, der Eigensinnige, ließ es zum Prozeß kommen; der Vertragsbruch mußte von ihm gesühnt werden; dazu kamen die beiderseitigen Gerichtskosten; doch noch Schlimmeres. Er hatte durch seinen Anwalt häßliche Dinge über Sommer aussagen lassen; neue Klage; die von ihm aufgerufenen Zeugen versagten; die Richter verurteilten ihn wieder zu einer empfindlichen Buße, und die beiden Urteile genügten, daß Carlo, der früher doch auch manche gewinnenden Eigenschaften besessen hatte, völlig den guten Boden unter den Füßen verlor.

Manchmal schien es sogar den gesunden Menschenverstand! — Um bei den Leuten den üblen Eindruck der Prozesse zu verwischen zeichnete er für das Hotel kostspielige Pläne, wie sie nie in der Absicht seines noch meines Vaters

Digitized by Google

gelegen hatten, zeigte sie da und dort und ließ sich als der junge Mann mit dem großen Unternehmungsgeist und der Tatkraft bewundern, von dessen Schöpfung einmal die gesamte Gegend Gewinn zöge, jedermann in seiner Art. So kam er stets mehr ins Prahlen hinein, begegnete aber unter den gescheidtern Leuten auch einem wachsenden Unglauben und, über ihr Mißtrauen verärgert, schalt er die Dörfler Dummköpfe und zurückgebliebene Trottel. Deswegen hat er außer seiner Mutter in Altanca keinen guten Menschen mehr; jedermann weicht ihm aus; jedermann fürchtet ihn. Mein Vater aber begrub darüber die Hotelpläne."

Einen Augenblick schwieg Doia.

„Und wie stehen wir, Carlo und ich?" versetzte sie mit zitternder Stimme. „Wir leben so nebeneinander her, und keines von uns weiß, was kommen soll. Er verlangt von mir die Treue, doch unterhält er aber noch Liebschaften in den Städten. Das Schicksal drängt jedoch zum Entscheid; der Vater weiß sich einen guten Käufer für das Baulland am See und stellt bloß noch darauf ab, wie sich mein Verlobter in vierzehn Tagen benimmt. Da finden im untersten Tessin in zwei Dörfern Schützenfeste statt. Geht dann Carlo als Mitglied des Klubs „der junge Tessin", der dem Vater wie vielen rechtschaffenen Bürgern, die treu an der Schweiz hängen, ein Dorn im Auge ist, an die Feste, so schlägt der Vater das Land los; die letzte Spur des Hoteltraumes ist zertrümmert, und wir müssen sehen, was mein Verlobter weiter tut. — Ich zittere vor dem Tag, vor der Besorgnis, meinem Vater könnte ein Leides geschehen — oder mir. Ich habe wahrhaftig durch Carlo schon so viel gelitten, daß ich nicht mehr stark am Leben hänge." —

Doia hatte sich heiß gesprochen; die Wangen glühten und die Brust wogte ihr.

„Gott, so viel Unglück", versetzte sie, raffte sich aber im nächsten Augenblick empor: „Ich will mir das Gesicht etwas kühlen und dann dem Vater entgegengehen."

Digitized by Google

Nach einer Weile kam sie in die Stube zurück, ein venetianisches Spitzentuch um den Kopf geschlungen, aus dessen zartem Rahmen ihr inniges Gesicht mit den dunklen Augen in madonnenhafter Schönheit hervorblickte.

Sie nahm einen Augenblick Heinrichs Hand zwischen ihre Finger.

Ergriffen von ihrer Erzählung, brachte er erst jetzt ein Wort hervor. „Seien Sie nicht so tief traurig, Doia. Ihnen, die Sie selber so gütig sind, muß es ja doch noch einmal recht gut gehen!"

Indem sie den Kopf mit einer sanften Bewegung wiegte, hob sie die Augen tiefgläubig zu ihm empor. Ihm war es, er habe in seinem Leben nie eine schönere Gebärde an einem Frauenwesen gesehen.

„Ich weiß nicht, habe ich Ihnen zu viel aus meinem Leben verraten", sagte sie; „ich weiß bloß, daß ich ein unendliches Zutrauen zu Ihnen gefaßt habe. Mir selber wunderbar! Obgleich Sie Böses haben tun wollen, spüre ich, daß Sie das volle Gegenteil von Carlo sind, ein guter, reiner Mensch, wie selten einer über die Erde wandert. Mir ist, das Schicksal habe Sie eigens durch Ihr Abenteuer am See zu mir geführt, daß mir Trost werde in meinem Leid. Und wenn Sie wieder von Altanca gegangen sind, so werde ich doch jeden Tag an Sie denken und zu Gott beten, daß er Sie einen schönen und lichten Weg führe!"

Nun war sie gegangen.

Heinrich blickte der geschmeidigen Gestalt nach, wie sie an der Kirche vorüber bergabwärts stieg.

Wie konnte er wieder von ihr scheiden? — Nun war er erst einen Tag da und liebte das schöne Mädchen aus dem ihm fremden Stamme doch schon. Sonderbar! Wäre sie glückliche Braut gewesen, nie hätte er seine Gedanken zu ihr erhoben; gerade aus ihrem Leid kam aber jene Süße, die ihn bewegte. Er konnte sich selber nicht fassen. Der Abend, die Berge, das Tal, die goldgeränderten Wolken redeten zu

Digitized by Google

ihm von ihr. In seinen Ohren klang der tiefe Glockenton ihrer Stimme und verriet ihm eine Seele, die stärker schwang, als das Wort ihres Mundes ahnen ließ. Und über diesen weichen Metallklängen, über den Auf- und Niederschlag der dunkeln geheimnisreichen Augen, kamen ihm die Stunden, die er mit Rösle verlebt hatte, wirklich nur wie eine Spatzenliebe vor. Doia war die Weihin, von der seine Mutter gesprochen hatte.

Die Weihin? — Wie, das wußte er selber nicht; nur daß er vor ihr wie vor einer Offenbarung stand, die ihm den Reiz weiblichen Wesens mit einem ihm bisher noch unbekannten Zauber erschloß.

Er wagte nicht weiter zu denken. Während sein Herz Doia entgegen wallte, durchzuckte ihn mit blitzartiger Helle doch auch das Bewußtsein, was für ein gefährliches Abenteuer es wäre, wenn er dieser Liebe Raum und Wort geben wollte.

Grimelli! —

Elftes Kapitel

Nun war Sindaco Alberto Cesari daheim, ein groß und schwer gebauter Mann mit gesund gerötetem Gesicht, silberglänzendem Schnurrbart und ruhigen, klugen Augen. Der alte Steinmetz erinnerte Heinrich an einen ausgedienten Offizier, den er in seiner Jugend gekannt hatte; sein Wesen stand nicht weit von deutscher Art.

Signor Cesari begrüßte den ins Haus geschneiten jungen Gast sehr artig, entschuldigte sich aber zum Imbiß, da ihn der Aufstieg von Airolo ermüdet habe, und verschob ein eingehendes Gespräch auf den Morgen; zu Doia gewendet, bemerkte er noch, daß er auf zehn Uhr vormittags einen andern Gast, Odoardo Testa, erwarte.

Digitized by Google

„Wegen des Landverkaufes?" fragte Doia die Farbe wechselnd.

„Ja, aber ich schließe morgen noch keinen Vertrag", erwiderte der Vater und bot einen freundlichen Gutenachtgruß. Heinrich folgte seinem Beispiel. Draußen in der Küche wartete auf ihn die Mutter Carlo Grimellis, die ihm die Wunden neu zu verbinden gekommen war.

Am andern Tag erwachte er früher als Herr Cesari und mit dem wohltuenden Gefühl fortschreitender Genesung. Er suchte Doia, fand sie aber nicht. Da sagte ihm Lesa, daß sie zur Messe gegangen sei. Ja, dort schritt sie von dem althochwürdigen Gotteshaus mit einer Truppe anderer schwarzgekleideter Frauen und Mädchen, ein demütiges Kind ihres Glaubens, das kleine, silberbeschlagene Gebetbuch und einen Rosmarienzweig in der Hand. Sie plauderte mit Grimelli; er war unter den wenigen Männern, die dem Gottesdienst beigewohnt hatten. Heinrich spürte, daß er ihn tief haßte. Nicht so sehr weil sich der junge Mann beleidigend über deutsche Sprache und Deutsches Wesen geäußert, sondern weil er Doia so furchtbar ins Unglück gebracht hatte.

Da trat sie in die Stube und bot Landsiedel den guten Tag. Sie bemerkte gleich, daß sich sein Aussehen über Nacht gebessert hatte, und freute sich darüber.

„Na — und ich erwäge schon Pläne", erzählte er ihr.

„Sie denken an Rom — in einigen Tagen gehen Sie — unter den Römerinnen bin ich Ihnen nur noch ein Traum. — So seh' ich's kommen."

Ein feines Zittern ging durch ihre Stimme.

„Nein, Doia", erwiderte er, über ihre Worte selber verlegen; „meine Gedanken reichen nur bis Airolo hinunter. Ich will versuchen, ob ich dort nicht auf einer Schreibstube des Bahnbaues Unterkunft finde und das Geld verdienen kann, um Ihnen das Darleihen zurückzugeben."

„Wenn es nur das ist", versetzte sie enttäuscht, „so gehen Sie ruhig nach Rom."

Digitized by Google

Da wurde er noch verlegener.

„Der Gedanke kam mir aus einem andern Grund", verſetzte er mit ſchwerem Atemzug. „Ich kann nicht mehr aus Ihrer Nähe fort. Mir iſt, ich müſſe es miterleben, daß Sie den Ausweg aus Ihren Beklemmungen finden."

Ihre Augen blitzten ihn freudig und hoffnungsreich an; aber gleich darauf flog ein Schatten darüber. „Ich fürchte, daß Sie eher den Durchſchlag des großen Tunnels erleben, als daß es mir gut geht", ſtieß ſie bitter hervor. „Und was hülfe mir Ihr Opfer? — Wir können uns doch nichts ſein. Wollten wir uns aber etwas ſein, auch nur in Freundſchaft, ſo würde Carlo Ihr Todfeind, und Sie wiſſen, er iſt ſchlimm wie ein Bravo!"

Heinrich ſenkte den Kopf tief nachdenklich.

Eine geraume Weile ſchwiegen beide. Da hörten ſie von der Küche her ein Räuſpern.

„Der Vater", verſetzte Doia; „er darf von unſerem Geſpräch nichts merken."

Der Alte im ſilbergrauen Schnurrbart kam mit einer leichten, ſprechenden Würde und geriet beim Frühſtück, zu dem ein goldgelber Maiskuchen auf dem Tiſche prangte, mit Landſiedel bereits in ein lebhaftes Geſpräch über das Woher, Wohin und die Umſtände ſeiner Reiſe.

Heinrich ſtellte manches Erlebnis harmloſer dar, als es geweſen war; doch klangen ſeine Antworten frei, und als der Sindaco fragte: „Was wollen Sie denn in Rom?", erwiderte er: „Wir Deutſchen ſchätzen es nun einmal als ein notwendiges Stück unſerer Bildung, daß wir Italien und im beſondern Rom, die von Goethe, unſerm erhabenſten Dichter verherrlichte ewige Stadt, kennen lernen. Aus ſeinen Werken ſchöpft jeder von uns die Sehnſucht nach den Gegenden, in denen bereits Kunſt und Wiſſenſchaften blühten, als die andern Länder noch im Dunkeln lagen, und Denkmäler und Werke entſtanden ſind, die für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes unvergängliche Werte beſitzen."

Digitized by Google

Landſiedel brachte, was er über Rom und Italien ſprach, mit Schwung und jugendlichem Feuer vor, und ſeine Rede erfreute Vater wie Tochter.

„Ja, Rom", verſetzte der Sindaco mit zuſtimmendem Nicken. „Ich bin zwar nie hingekommen; wir Steinmetze aus den Bergen haben im Süden keine Arbeitsgelegenheit zu ſuchen, da es dort genug Leute unſeres Berufes gibt; aber auch in Deutſchland baut man jetzt eine Menge Gebäude, namentlich öffentliche, die ihre Vorbilder entweder in der italieniſchen Klaſſik oder Renaiſſance haben. Sie wurden mir in den Städten am Rhein geläufig. Freilich erſt in meinen ſpäteren Jahren; denn wie ich als Junge in Baden einwanderte, war es noch ein ziemlich armes Land, das ſich keine kunſtreichen Bauten gönnte. Aber ſeit dem ſo glücklich durchgeführten Krieg mit Frankreich! Und den Anfang dieſer Blüte miterlebt zu haben, iſt mir eine beſonders angenehme Erinnerung. Ich konnte mich noch etliche Jahre im Figürlichen betätigen, das für mich vorher ein nur ſelten befriedigter Wunſch geweſen war. Ich habe eine Anzahl Photographien von Bildwerken, die unter meinem Meißel entſtanden ſind."

Er erhob ſich, öffnete einen Schrank, nahm aus dem oberſten Fach eine Mappe und legte ſie vor den Gaſt hin.

„Dieſen geflügelten Merkur habe ich im Auftrag meines Bauherrn Ettlinger für ein Kaufmannshaus in Straßburg erſtellt. Da iſt eine Karyatide, deren ich ein Dutzend für ein Bankgebäude in Mannheim ſchuf, da eine moderne Geſtalt."

„Die iſt ja wunderbar ſchön", unterbrach ihn Landſiedel. Mit einem prüfenden Blick auf Doia ſagte er: „Sie haben dabei an Ihre Tochter gedacht — Herr Sindaco, wie nennen Sie ſich Steinmetz, wo Sie doch Künſtler ſind, Bildhauer?"

Der Alte ſchmunzelte: „Künſtler — das iſt ein edles Wort, das man gern hört. Wir haben uns aber ſtets nur

Digitized by Google

Steinmetze genannt. Ein Künſtler iſt, wer ein Kunſtwerk aus eigener Kraft entwirft; wir aber haben auf dem Hauerplatz doch nur nach Vorbildern und nach der Schablone gearbeitet. Und dennoch, wenn das Wort „Künſtler" an mein Ohr ſchlägt, ſo bewegt es mir noch das alte Herz. Bei den jetzigen Geſichtern waren wir nicht ſo ſtreng an die Vorlage gebunden; gewiß habe ich etwas von meiner Tochter in das Geſicht einfließen laſſen. Welcher Alte denkt in der Ferne nicht an ſein Kind!"

In dieſem Augenblick pochte es an die Tür. Es war Teſta, der von Airolo heraufgeſtiegen kam, der Liebhaber für das Bauland auf Val Piora. Der ſtädtiſch gekleidete Mann mit dem lichtbraunen Geſicht, den regelmäßigen Zügen und dem ſchwarzen, ſorgfältig gepflegten Bart, ſprach den Sindaco und Doia als Verwandte an, ließ ſich eine Erfriſchung gefallen, beſah ſich auch flüchtig die Photographien und warf einen forſchenden Blick auf Landſiedel.

„Ein Gaſt aus Deutſchland", erklärte der Sindaco mit einiger Wichtigkeit, „ein ſehr gebildeter Mann, der das Unglück hatte, in unſern Bergen den Fuß zu verſtauchen."

Er und Teſta brachen bald nach dem See auf und nahmen das Mittageſſen im Murmeltierranzen mit, um ungeſtört bleiben zu können.

Als Heinrich mit Doia allein war, erzählte ſie: „Odoardo Teſta iſt, wenn ſchon doppelt ſo alt wie ich, von der Mutterſeite her zu mir Geſchwiſterkind. Er hat ſeinen Weg gemacht. Als Steward auf einem Schiff hat er faſt alle Erdteile geſehen, ſich das Vermögen erſpart, um ein kleines, aber von den Fremden viel beſuchtes Hotel in Genua zu erwerben; dort hat er wieder ſo viel verdient, um, wenn es ſoweit kommt, das Hotel am See ohne fremde Hilfe bauen zu können. So ſind unſere Teſſiner. So lange ſie jung ſind, iſt ihnen kein Dienſt in der Fremde zu hart, um dort ein Stück Brot zu verdienen. Wenn aber einmal die Vierzig kommen, dann heim! Auch Odoardo, dem es bei ſeinem Reichtum in

Digitized by Google

Genua wohl genug ſein könnte. Er hat keinen Grund, das Hotel am See zu bauen, als daß er ſein letztes Geld in der Heimat verdienen will. Und die zärtliche Liebe zum angeſtammten Boden iſt wohl der ſchönſte Charakterzug an unſerm Volk. Daneben hat es große Fehler, doch wozu darüber ſprechen? — Sie kennen ſie ja von Carlo. — Nein, reden wir nicht von ihm." —

Sie nahm Heinrichs Hand.

„Was ich Ihnen eigentlich ſagen wollte, das war mein Dank für die große Freude, die Sie meinem Vater durch Ihr Geſpräch bereitet haben. Ihn mit einem Künſtler zu vergleichen, das war ein Sonnenſtrahl in ſein Herz, in das ſonſt wenig Freude fällt. Wenn er nur anregende Freunde beſäße; aber faſt alle ſind dahin, oder ſeit der Jugendzeit als Kleinbauern ſo verknorrt, daß er keinen Gefallen mehr an ihrer Unterhaltung findet. Deswegen ſitzt er viel zu viel daheim, überdenkt ſeinen Kummer wegen Carlo und hat zu wenig Bewegung, der große, ſchwere Mann, dafür allerlei kleine Leiden, die ihm niemand anſieht. Der Arzt in Airolo, der dann und wann bei uns vorſpricht, hat ihm eindringlich ins Gewiſſen geredet, er müſſe ſich durch Arbeit jung erhalten; ſonſt laufe er Gefahr, daß ihn ein Schlaganfall dahinraffe. Daß er nach Bellinzona auf den Markt ging, habe ich erwirkt. Und heute muß er doch mit Odoardo zu Berge ſteigen, das iſt gut. Früher hat er das Heu in der Hürde, in der Sie ſchliefen, immer ſelber ins Dorf heruntergetragen; dieſes Jahr müſſen es Leſa und ich tun, weil er über ſchwere Beine klagt. So habe ich auch um den Vater ſtille Sorgen."

Sie ſann tief und ſchwer. Plötzlich aber hob ſie den Kopf. „Es geht gegen elf", verſetzte ſie, „und Sie haben Carlo einen Beſuch verſprochen. Ich fürchte zwar, Sie gehen nicht gern hin, nachdem er Ihnen geſtern ſo häßlich begegnet iſt; aber erweiſen Sie ihm mir zuliebe die Ehre. Soll ich Ihnen noch einmal den Weg zeigen?" —

Nein, Heinrich getraute ſich dieſen ſelber zu finden, und

Digitized by Google

er traf Grimelli, der ihn erwartete, unter dem Torbogen des Hauſes, mit dem Auseinanderwinden von Netzen beſchäftigt.

Auf die Garne deutend, ſagte der junge Mann mit dem Napoleonskopf: „Dieſe Unterhaltung kennt man in Deutſchlend weniger. Man fängt bei Ihnen nicht viele Vögel."

„Vogelnetze ſind das?" rief Heinrich. „Nein, bei uns kennt man die Vogelſtellerei nicht. Das Geſetz verbietet ſie."

„Bei uns auch", lachte Grimelli ſpöttiſch und hängte die Garne an die Hauswand. „Wir fragen aber nicht nach den Geſetzen, die uns die Schweizer jenſeits des Gotthards aufzwingen wollen. Im übrigen iſt mir das Vogelſtellen ſelber nur eine Kurzweil; ich treibe es am liebſten deswegen, weil mein künftiger Schwiegervater, Herr Ceſari, mit dem ich ſeit einiger Zeit nicht ſehr gut ſtehe, ein Feind des Vogelfanges iſt. Als Gemeindevorſteher hätte er die Pflicht, mich dafür zu büßen; er wagt es aber nicht!"

Ein ſchlaues, überlegenes Lächeln ging über das Geſicht Grimellis.

Landſiedel war es in der Geſellſchaft des boshaften Menſchen nicht wohl, und er ſpähte ſchon nach einem günſtigen Augenblick, um ſich zu verabſchieden.

„Darf ich Ihnen raſch noch meinen zoologiſchen Garten zeigen", verſetzte aber Grimelli; „nachher, wenn es Ihnen angenehm iſt, gehen wir zur Poſt, die ungefähr um halb zwölf kommt. Sie iſt das Stelldichein der Altancaneſen, die eine Zeitung halten oder einen Brief erwarten, das große Ereignis des Tages, nach dem ſich in unſerm Neſt nichts mehr ereignet, als daß dann und wann noch eine Henne gackert. Im übrigen, im „Grand Café", dem Wirtſchäftchen nahe der Poſt findet ſich auch ſtets einer ein, der die andern raſiert. Vielleicht dient das Ihnen."

Ja, das diente Heinrich.

Sie traten durch den Torbogen in einen anſehnlichen Flur. Das war wohl, was Grimelli ſeinen zoologiſchen Garten nannte. Die Köpfe ausgeſtopfter Vögel, Wild- und

Digitized by Google

Raubtiere ſchmückten die Wände, namentlich viele Gemsköpfe. Jedem war der Tag des Abſchuſſes beigefügt.

„Ich habe mir die Sammlung ein hübſches Stück Geld koſten laſſen", erzählte der Jäger; „jedes erlegte Tier mußte an einen Präparator in Mailand geſandt werden; ich dachte, die Köpfe würden einmal ein hübſcher Schmuck für das Hotel; das Haus aber ſteht ſtets noch auf dem Papier. Das iſt das Zerwürfnis mit Herrn Ceſari."

Die Augen Heinrichs hatten ſich an das Halbdunkel des Flurs gewöhnt. Da entdeckte er eine Menge ganz kleiner Käfige, die an der Wand aufeinander geſtapelt ſtanden, darin die Singvögel, die er aus der Heimat kannte, Zeiſige, Rotkelchen, Finken und Meiſen.

„Warum bringen Sie die Tierchen nicht ans Licht, an die Sonne?" rief er zitternden Herzens; „hier müſſen ſie ja verderben."

„Nein, ſie verderben nicht", erwiderte Grimelli ruhig; „an der Sonne aber würden ſie hingehen. Sie ſind friſch geblendet."

„Friſch geblendet!" ſchrie Heinrich leiſe auf und ſah, wie die Tierchen ſtatt der Augen friſchgeſchwollene rote Tupfen trugen. „Um Gotteswillen, warum blenden Sie die Vögel?"

Uebelkeit wollte ihn befallen.

„Meine Mutter beſorgt es", verſetzte Grimelli gleichmütig. „Sie weiß mit der glühenden Nadel umzugehen, daß ihr ſelten ein Vögelchen daran ſtirbt. Ein paar Tage muß man die Tiere füttern und tränken; nachher finden ſie ſich von ſelber wieder zum Waſſer- und Futternapf; in zehn Tagen fangen ſie ſchon wieder an leiſe zu pfeifen; in drei Wochen ſingen ſie ſchmelzender, fleißiger und lauter als zuvor und ſind die beſſeren Locker als die ſehenden Vögel. Darum machen wir ſie blind."

„Gott, mich erbarmen die kleinen Sänger", ſtieß Heinrich hervor; „wie ſitzen ſie zitternd und todestraurig auf den Holzſtengelchen."

Digitized by Google

Grimelli blieb entweder gegen seine Worte unempfindlich, oder weidete sich heimlich an seinem Schmerz.

Er öffnete die Stubentür. Auch drinnen saßen dreißig oder fünfzig Vögel, die wie im Traum vor sich hin piepten und sich in den engen niedrigen Käfigen die Stirne kahl, die Schwung- und Schwanzfedern in Fetzen gestoßen hatten. Als Grimelli aber die ersten Takte eines munteren Liedes pfiff, erhoben die armen Schelme ihre Stimme zu einem ohrbetäubend lauten Gemenge von Melodien.

„Hören Sie", lachte er sieghaft; „sie singen schmelzender als die Vögel, die ihre Augen noch haben!"

„Warum haben sie aber so schrecklich kleine Bauer", forschte Heinrich.

„Wir können zum Locken nur Käfige brauchen, die sich im Grünen leicht verstecken lassen; vor großen würden uns die aus der Luft hernieder steigenden Vögel, die ihren Spielkameraden auf der Erde suchen, wieder davonfliegen. — Aber gehen wir jetzt auf die Post zu warten, die bald da sein wird."

Wie gern verließ Heinrich das Vogelelend!

Er fühlte sich tief unglücklich, daß er es gesehen hatte; er wußte, es würde nach Jahren wieder schaudervoll in seinen Träumen aufleben, empfand ein Grauen vor Grimelli und haßte auch die Mutter des Vogelstellers, die stille, sanfte Frau, die ihm die Wunden so vortrefflich pflegte. Gottlob, das Schicksal hatte ihn nicht in dieses Haus geworfen, in dem er es keinen Tag ausgehalten hätte!

Sie saßen vor dem Wirtschäftchen „Croce biancha" und schlürften durch Strohhalme ein grünliches Getränk, das Heinrich neu war.

„Den Absinth habe ich aus Paris hier eingeführt", erzählte Grimelli. Noch ein paar Leute nahmen Platz an dem Tische.

„Die Redoute von Altanca", spottete er. „Oft beteili-

Digitized by Google

gen sich daran zwei, wenn es hoch kommt, fünf oder sechs Köpfe."

Hallo entstand unter den etlichen Gästen: „Wir machen Fortschritte! Die Post braucht schon ein Maultier; das kommt von deinen vielen Zeitungen, Carlo. Wenn aber einmal dein Hotel steht, sind vier Maultiere notwendig."

„Vier — nein acht", versetzte er mit lachendem Spott.

Heinrich hatte von der Post nichts zu erwarten; er wandte sich an den blassen Mann, der ihm als der Rasierkunst mächtig bezeichnet worden war, und ohne besondere Umstände fiel der unfreiwillige jugendliche Bart, verwandelte sich der Gast von Altanca wieder in den Jüngling, wie er durch die Straßen Tübingens gegangen war — Schnurrbart und zur Seite der Schläfen ein Ansatz von Backenbart, beide dunkelblond.

So kam die Mittagszeit.

Doia wartete schon am Fenster auf ihn; sie nickte ihm zu und lächelte über die vorteilhafte Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, über sein frisches Gesicht. Als sie ihn aber zu Tische lud, stöhnte er: „Ich kann nicht essen; ich habe zu Gräßliches gesehen. — Wie kann ein Mensch, ein Weib den kleinen Vögeln die Augen ausbrennen? — O, wäre mir dieser Anblick erspart geblieben — ich fasse es nicht, ich habe ein Grauen vor Carlo Grimelli."

Bei seinem bebenden Schmerz verlor auch Doia die Freude am Essen; um so eifriger sprachen sie.

„Uns in Schwaben", rief Heinrich, „sind die Vögel etwas Heiliges. Wenn die Tannen und Häuser im Schnee fast versunken sind, so bahnen sich Bauer und Bäuerin doch einen Weg und schaffen sich einen Raum, um die armen hungernden Tierchen zu füttern. An ihre Obstbäume hängen sie im Frühling die kleinen Kästen aus Rinde auf, damit die Singvögel leichter nisten, und entdecken sie beim Mähen ein Nest, so lassen sie das Gras weit darum her stehen, damit

Digitized by Google

den alten und jungen Vögeln kein Leid geſchehe. Hier aber tötet man die Sänger, die uns den Lenz vom Himmel rufen."

„Nun, wir ſind doch nicht alle ſo ſchlimm!" erwiderte Doia beklommen. „In unſerm Haushalt werden Sie nie Reis oder Mais mit kleinen Vögeln auf dem Tiſch ſehen. Und der Vater würde für ihren Schutz gern mehr tun, wenn es möglich wäre. Es iſt aber nicht möglich. Als vor etlichen Jahren die großen Roccoli auf einen Befehl von Bern aus in unſerer Gegend abgeſchafft wurden, war der Teſſin nahe an einem Aufſtand. Da haben Hunderte einen unauslöſchlichen Haß gegen die deutſche Schweiz, von der ſie ſich vergewaltigt fühlten, in ſich eingeſogen. Denn Vogelſteller wie Carlo ſind viele, viele. Schon den kleinen Knaben liegt die Leidenſchaft im Blut, und ſie wiſſen nicht, daß ſie Böſes tun."

„Was iſt denn ein Roccolo?" fragte Heinrich.

„O, unten in den italieniſchen Landſchaften können Sie noch an jedem Hügel Roccoli ſehen, Türme, um die her niedrige, breitſchirmige Bäume oder Gebüſche ſtehen. In dieſe werden die Lockvögel geſetzt, ſingen, erwecken damit die Neugier der Vögel, die in den Lüften ziehen, und in Flügen ſteigen die Wandernden hernieder. Wie nun die Geſellſchaft, Gefangene und Freie, einträchtig jubiliert, fliegen aus der Höhe des Turmes, vom Roccoliere mit geſchickter Hand geworfen, die Netze, und die vor Schrecken aufſtiebenden freien Vögel bleiben darin hängen, bis ſie der Vogelſteller herausnimmt und ihnen den Hals umdreht. Ein großer Fang iſt eine Freude für jung und alt, für Nachbarn und Freunde; da wird ein Gartenfeſt mit venetianiſchen Laternen abgehalten, geſchmauſt und getrunken; zur Laute klingen die Lieder und die Jugend tanzt. Darum hangen die Leute ſo ſtark an der Vogelſtellerei; ſie ſehen die Grauſamkeit daran nicht; ſie kennen nur die Luſt an der geſelligen Mahlzeit." –

„In Ihrer Gegend ſind aber keine Roccoli mehr?" fragte Heinrich.

Digitized by Google

„Genug! — Jeder Baum kann als Turm dienen, wenn darunter nur Gesträuch steht, gewachsenes oder künstlich eingestecktes, das die Lockvögel verbirgt. Ist kein Roccolo möglich, fängt man die Vögel in Schlingen."

„Und die Gebildeten?"

„Sind die größten Leckermäuler", erwiderte Doia. „Wer ißt die meisten Vögel, die Carlo in seinen Roccoli fängt? Gewiß nicht er oder seine Mutter, sondern seine Gesellschaft, „der junge Tessin". Als Carlo in die beiden Prozesse mit Hotelier Sommer geriet, lernte er eine Anzahl junger Advokaten kennen, die ihm zwar in der Gerichtssache nicht helfen konnten, von denen er sich aber in die Politik hineinziehen ließ, in eine Politik, die jedem rechtschaffenen Tessiner eine Verlegenheit ist. Seine Freunde sind eine Gruppe von Heißspornen, meist die Pflastertreter von Bellinzona, Locarno, Lugano, die gerne ein Amt hätten und keines finden. Statt dessen haben sie ihren Klub und ihr Blättchen, predigen darin den Haß gegen alles, was deutsch heißt, namentlich gegen die deutsche Schweiz, lassen Italien und Frankreich hoch leben und schwärmen von lateinischer Kultur und Verbrüderung. Sie haben ja Carlos Rede auf dem Friedhof gehört. Wenn sie sich aber die Köpfe mit Politik und Wein erhitzt haben, vergessen sie, daß diejenigen Bürger, die nicht zu ihren Anschauungen stehen, auch Lateiner sind, belästigen die Andersdenkenden auf der Straße oder dringen zu ihnen in die Cafés und reißen Händel vom Zaun. Nachher gibt es zerschlagenes Geschirr zu bezahlen und Gegner für blutige Köpfe zu entschädigen. Das ist die Gesellschaft, die Carlos Vögel verzehrt. Er ist unter ihr einer der heftigsten Redner. Die Zugehörigkeit zu dieser Partei ist für den Vater der stärkste Grund, daß er über Carlo so schwer verstimmt ist."

„Doch wozu Ihnen so viel Schlimmes aus unserm Lande melden?" unterbrach sich Doia. Nur noch eines! Gerade das Schutzgesetz für die Vögel dient der kleinen,

Digitized by Google

schlimmen Gesellschaft Carlos das Volk gegen die übrige Schweiz anzustacheln. „Seht ihr", rufen die Hitzköpfe in die Dörfer hinaus, „die von Bern zwingen uns, daß wir die Vögel vorüberfliegen und sie den Italienern zur Beute fallen lassen. Im Königreich lebt man freier und besser als in der Republik!" Bei der Freude, mit der unser Volk am Vogelfang hängt, ist das eine Verhetzung seiner Leidenschaften, die mein Vater fürchtet, und weil er treu zur Schweiz steht, wählt er das kleinere Uebel, sieht er als Sindaco der Vogelstellerei ziemlich durch die Finger und wirkt dafür sonst den Plänen des jungen Tessins entgegen. Dabei aber sind er und ich ganz Ihrer Meinung; es ist eine Schande, wegen etwas Leckerei die Vögel zu töten!"

Während Doia sprach, war Heinrich nachdenklich ans Fenster getreten. Mit den Bildern, die er heute gesehen hatte, war ein Teil seiner Begeisterung für Italien verflogen; als ein großes Glück empfand er aber, daß Doia den Vogelmord nicht verteidigt hatte. Es wäre ihm ein tiefes Leid gewesen, einen Flecken auf ihrer lieben Gestalt zu sehen.

Da kam sie leise zu ihm herüber.

„Heinrich Landsiedel", flüsterte sie und ergriff seine Hand, „Ihr Gedanke, in Airolo zu bleiben, gefällt mir doch. Verachten Sie mich deswegen nicht", stammelte sie furchtbar verwirrt; „ich bin so grenzenlos unglücklich mit Carlo und habe auch ein Herz, das nach Glück und Liebe schreit. Ich kann Sie nicht wieder ziehen lassen — Gott helfe mir!"

Schamrot hielt sie vor ihm das Haupt gesenkt.

Er drückte ihr bloß die Hand. „Nicht jetzt — dort kommen die beiden Herren wieder. Ihr Vater und Testa", mahnte er.

„Schon!" rief sie.

Die Eintretenden waren gut gelaunt und luden ihn zu einem Vesperimbiß ein.

Digitized by Google

Dabei merkte er, daß ihn der weltmännisch feine Testa mit Wohlgefallen betrachtete. Er selber faßte Zutrauen zu dem Manne, der in klingendem Italienisch von seinen Seereisen erzählte, Länder und Völker und namentlich auch Schiffspassagiere, mit denen er bekannt geworden war, in knappen, scharfumrissenen Zügen schilderte. „Die Welt gesehen zu haben, das ist doch ein lebenslänglicher Besitz, der von keinem andern aufgewogen wird", schloß der ehemalige Steward seine Erzählung und strich sich den ins Viereck geschnittenen schwarzglänzenden Bart, in den sich schon ein paar weiße Fäden mengten.

„Und Sie gehen aus unsern Bergen nach Rom?" richtete er die Frage an den Gast des Hauses.

Eine Unsicherheit überkam Heinrich. Etwas zögernd antwortete er: „Ich erwäge, ob es mir nicht von Vorteil wäre, wenn ich, bevor ich nach Rom ginge, zuerst besser Italienisch lernte, da ich in Rom das Brot selber verdienen muß. Die Studien haben leider mein kleines ererbtes Vermögen aufgezehrt. Deshalb frage ich mich, ob ich mich nicht bei der Verwaltung des Gotthardbahnbaues in Airolo um eine Schreiberstelle bewerben sollte. Auch aus dem Grund, daß es uns Studierten sehr bekömmlich ist, wenn wir statt Bücher ein Stück großer menschlicher Arbeit miterleben. Immerhin würde ich nur ein paar Monate bleiben."

Er beachtete es nicht, daß bei diesen Worten etwas wie eine Enttäuschung über das aufmerksame Gesicht des Sindaco ging; er hielt seine Augen erwartungsvoll fragend in die dunkelblitzenden Testas gerichtet.

Das Erschrecken Doias aber sah er.

„Da könnte ich Ihnen freilich dienen", erwiderte der Hotelier; „ich habe Beziehungen mit den verschiedenen Leitern der Unternehmung; doch weiß ich Ihnen vielleicht einen bessern Vorschlag als den, in eine Baustube zu sitzen." Er schwieg einen Augenblick und betrachtete Landsiedel prüfend.

Digitized by Google

„Ich will nachdenken, kommen Sie, wenn Sie frisch sind, bei mir in Airolo vorbei."

Heinrich dankte ihm, und die Unterhaltung nahm eine andere Wendung. Die beiden Tessiner sprachen von den Parteischützenfesten ihres Kantons, die eigentlich einen Widerspruch in sich trügen, da sie doch zu Ehren desselben Vaterlandes veranstaltet würden. Dabei fiel der Name Grimellis, und Heinrich spürte, daß auch Testa kein Freund Carlos war.

Der Airolese rüstete zum Aufbruch.

„Ich bin dir also bei dem Angebot für das Land sehr weit entgegengekommen, Onkel", versetzte er; „vierzehn Tage binde ich mich. Wenn ich diesen Sommer nicht bauen kann, verzichte ich endgültig auf die Erwerbung."

„Auf dem Weg noch ein Wort", sagte Cesari und gab Testa das Geleit.

Nun waren Doia und Heinrich wieder allein.

„Wir hätten über Ihre Absicht wegen Airolo noch schweigen sollen", sagte sie betrübt. „Ich fürchte, mein Vater hörte nicht gern davon. In seinen Gedanken waren Sie der junge, wohlhabende Mann, der zum Weiterstudium nach Rom geht. Und er kennt Sie noch zu wenig."

Als Landsiedel nun etwas erschreckt dasaß, versetzte sie lieb: „Und doch, wie danke ich Ihnen von Herzen, daß Sie mir das Opfer bringen, ich bin darüber so glücklich!" Ein weiches Leuchten kam in ihre Augen.

Er erhob sich, und eine Weile ruhten ihre Blicke ineinander.

Sie begann an allen Gliedern zu zittern; sie schlang ihren Arm um seinen Hals und flüsterte mit heißem Atem: „Heinrich, was hast du aus mir gemacht? — Meine Mutter hat mich gelehrt, daß ein Mädchen keinen Mann ansehen darf als ihren Verlobten, dich aber kann ich nicht genug ansehen und finde nichts Böses dabei. Wie hast du heute schön von den Vögeln gesprochen! — Wenn ich frei wäre,

Digitized by Google

ich ginge mit dir nach Rom oder wohin du willſt. — Aber auch ſo muß ich dich lieben, ſelbſt wenn ich darüber durch Carlo ſterben ſollte."

Sie zog den Ring Grimellis vom Finger, warf ihn auf den Boden, daß er klirrend in eine Ecke ſprang und ſchrie: „Heinrich — ich möchte bei dir vergeſſen!" Die Tränen traten ihr in die Augen; ſie ſank rückwärts in ſeinen Arm; ſie ließ den Kopf in den Nacken gleiten; ihre Zähren benetzten ſeine Wangen; mit ihren dunklen Sternen lächelte ſie ihn herzinnig und gläubig an.

Wie er die Laſt des jungen, ſchönen Weſens ſpürte, vergaß er ſich — er küßte ihr den roten Mund — wieder — und wieder. Sie aber ſtammelte: „Komme, was wolle, ich bereue es nicht! — Nein, bei der Madonna und den Heiligen nicht — nein! Wußte ich, was Liebe iſt, als ich den unglücklichen Bund mit Carlo ſchloß?" —

In ihrem Liebesſturm lebten ſie beide jenſeits der Wirklichkeit.

Erſt der Eintritt Leſas, die das Abendbrot brachte, gab ſie der Beſinnung zurück, der verwunderte Blick, den die ſchlaue Magd auf den am Boden liegenden Ring Grimellis warf.

Die Magd ging wieder, ohne ein Wort zu ſprechen.

Doia wurde rot wie eine ertappte Diebin; ſie hob verwirrt den Ring auf und ſteckte ihn wieder an den Finger. „Ich traue Leſa ſchlecht über den Weg", ſtotterte ſie; „morgen wiſſen es gewiß ſchon der Pfarrer und Carlo, daß wir uns gut ſind."

Der Schrecken lag ihr in den Gliedern.

Unterdeſſen kam Herr Ceſari wieder; gleich nach dem Abendbrot zog ſich Doia zurück und ließ ſich nicht mehr blicken. Und der ermüdete Sindaco ſprach auch nicht mehr viel.

In Heinrichs Seele aber erwachte ein nagendes Schuldbewußtſein, der Selbſtvorwurf, er habe die Gaſtfreundſchaft

Digitized by Google

Doias und ihres Vaters mißbraucht, das wallende Gefühl, er ſollte gehen und nicht noch mehr Wirren in das ſchon durch Grimelli ſo ſchwer geprüfte Haus tragen. Im Traum der Nacht erſchienen ihm die geblendeten, todestraurigen Vögel, und er bebte in der Furcht, durch ſeine Schuld könnte ein Unglück über das Haupt Doias kommen! —[1]

Zwölftes Kapitel

Ja, er ſollte gehen! — Was waren Doia und er bei ihren Küſſen für unvorſichtige Kinder geweſen!

Er ſcheute ſich am Morgen aus der Kammer und unter das Angeſicht des Sindaco zu treten; er atmete auf, als ihm Doia erzählte, der Vater ſei ſchon vor einer Weile mit dem Spaten in ein Aeckerchen hinabgeſtiegen, in dem er das Gemüſe pflanze. „Er ſprach von Ihnen; er erzählte, daß Odoardo Teſta Sie ſehr wohl möge; er gibt viel auf deſſen Menſchenkenntnis. Alſo iſt es nicht ſo ſchlimm, daß Sie geſtern von Ihrer Abſicht ſprachen, ſich eine Weile in Airolo aufzuhalten."

Um Doias Weſen lag ſtille Verträumtheit; auf die Küſſe des geſtrigen Abends kam ſie nicht zurück; erſt als Heinrich das Frühſtück beendigt hatte, ſagte ſie: „Der Herr Pfarrer wird Sie dieſen Vormittag beſuchen, er iſt ſehr neugierig auf unſern Gaſt!"

Landſiedel ſpürte eine Unruhe in ihrem Ton.

[1] Anmerkung des Verfaſſers: Das in dieſem Kapitel geſchilderte Vogelelend habe ich im Teſſin mit eigenen Augen geſehen. Es ſind aber über dreißig Jahre ſeither. Obgleich man jetzt noch Jahr für Jahr die Berichte lieſt, wie unſere auch mit dem Vogelſchutz betrauten eidgenöſſiſchen Zollwächter Tauſende von Vögeln aus den Schlingen an der italieniſchen Grenze erlöſen, bin ich doch überzeugt, daß ſich das Verſtändnis unſerer teſſiniſchen Freunde für das deutſchſchweizeriſche Mitgefühl mit der Tierwelt außerordentlich gehoben hat. Ich kam ja noch oft in jene Landſchaften, einer Vogelblendung wie vor dreißig Jahren bin ich nicht mehr begegnet.

Digitized by Google

„Sie sind Protestant?" fragte Doia.

„Ja, hoffentlich schadet es mir in Ihren Augen nicht."

„In unserm Haus ist Ihnen Ihr Bekenntnis kein Nachteil. Mein Vater hat ja dreißig Sommer unter Protestanten gearbeitet und oft zur Verwunderung meiner strenggläubigen Mutter erzählt, daß die Leute ebenso friedlich und rechtschaffen dahinleben wie wir. Und ich selber war ja in Baden in einem protestantischen Haus. Ich habe darin nur Liebe und Güte erfahren. Bloß hier im Dorf erregte es damals Anstoß, daß ich in einer andersgläubigen Familie weilte; es gibt unter den Unsern etliche unduldsame Leute. Es lebte aber noch der alte, milde Pfarrer, der selber die Murrenden beruhigte. Sein Nachfolger ist in Religionsdingen eifriger." —

„Ich verstehe nicht, wie sich Gebildete über Glaubensdinge streiten mögen", erwiderte Landsiedel und übersetzte ihr, so gut es ging, die Parabel Lessings von den drei Ringen.

„Das Gedicht ist schön und hat einen tiefen Sinn", versetzte Doia andächtig; „aber darf ich es Ihnen sagen, Heinrich, ich bin doch am liebsten Katholikin. Mir ist, keine Kirche habe so heilige Gebräuche und Einrichtungen wie die unsere. Ich nenne die Klöster! Ein Menschenherz sei noch so arm und zerrissen, es findet darin Zuflucht und den Frieden."

„Ob alle den Frieden?" warf Landsiedel ein.

„Ich fände ihn", erwiderte sie nachdrücklich. „Als ich sechzehn- oder siebzehnjährig war, träumte ich davon, mich bei den Karmeliterinnen einkleiden zu lassen und in einer ihrer Waisenschulen die mütterliche Lehrerin der ärmsten und verstoßensten Kinder zu werden, vielleicht der Blinden oder Krüppel. Es machte einen tiefen Eindruck auf mich, als meine einzige Freundin, Maria-Angela Potolomäo, die vornehme Locarnesin, an der ich schwärmerisch hing, diesen Weg ging. Zuweilen höre ich von ihr; sie ist Taubstummenlehrerin geworden und liebt ihre Pflicht." —

Digitized by Google

„Der Gang ins Kloſter iſt aber ein unwiderruflicher Schritt", verſetzte Landſiedel ernſt.

„Der letzte", erwiderte Doia ſchmerzvoll. „Nun ich dich kenne, Heinrich, wäre ich dazu nicht ſtark genug — nein — nein — nur aus Verzweiflung über Carlo kam mir etwa der Gedanke: Dort hätteſt du vor ihm die Ruhe!"

Sie errötete über das „Du", das ſie an Landſiedel gerichtet hatte, faltete die Hände, und eine Weile war es ſtille zwiſchen ihnen.

Da erſchien der Pfarrer.

Gabriele Gini, ſo hieß der Geiſtliche, konnte das vorangegangene ſeelentiefe Geſpräch Doias und ihres Gaſtes nicht ahnen. Er ſcherzte mit ſeinem Beichtkind, auf dem er große Stücke zu halten ſchien, und wandte ſich dann erſt Landſiedel zu, fragte liebenswürdig nach ſeinem Ergehen und bot ihm, wenn er ihm nützlich ſein könne, ſeine Dienſte an. Im weitern Verlauf des Geſprächs, das um ſeine Studien und Zukunftspläne handelte, überkam aber Heinrich das Gefühl, daß ihn der Pfarrer eigentlich doch nur beſuche, um tiefern auszuforſchen, was für eine geiſtige Bewandtnis es mit dem Fremdling im Sindacohauſe habe; er erſchien ſich ein wenig wie der Prüfling in der Schulbank.

Auf die Frage nach ſeinem Bekenntnis antwortete Heinrich freimütig, daß er wie jedermann in ſeiner Heimat Proteſtant ſei. Der Pfarrer zwinkerte ſeltſam mit den Augen, die tief hinter der etwas zu ſtark gewölbten Stirne ſteckten, und fand nicht gleich Antwort.

„Katholiſches Weſen habe ich zum erſtenmal bei dem Beſuch der Kirche in Diſentis kennen gelernt", überbrückte Landſiedel die Stille und erzählte dem Pfarrer vor der liebevollen Begegnung mit Pater Placidus.

Der Geiſtliche hatte ſein unruhiges Mienenſpiel überwunden.

„Als ich in der Kloſterſchule von Einſiedeln deutſch lernte", entgegnete er, „war Pater Placidus mein Lehrer.

Digitized by Google

Nur wenige Jahre älter als wir Zöglinge, war er doch schon eine Zierde des Stiftes, und vor seinem hochgebildeten Geist neigten wir uns alle in Fleiß und Gehorsam." Und der Pfarrer ahmte die Bewegung des Sich-Beugens unter den Willen eines Höhern unfreiwillig nach.

Eine Weile noch sprachen sie von Pater Placidus. Schon halb zum Gehen bereit, fragte der Geistliche: „Und die Bergzinne von Altanca, gefällt sie Ihnen? — Werden Sie freundliche Erinnerungen daran mitnehmen?"

„Wenn ich an die mir unvergeßliche Gastfreundschaft in diesem Hause denke sicherlich", erwiderte Heinrich; „aber —"

Da hielt er inne.

„Aber?" wiederholte der Pfarrer.

„Ich habe gestern etwas Gräßliches gesehen, geblendete Vögel!" stieß Landsiedel fast jammernd und in plötzlicher Aufwallung hervor: „Wenn Sie durch Ihr hohes Amt die Grausamkeit verhüten könnten, daß man die Vögel der Augen beraubt?"

Doia gab ihm einen erschreckten Blick. In das Gesicht des Geistlichen kam etwas Steifes; er erwiderte hochmütig: „Ich bin kein Pfarrer für die Tiere, sondern für die mir anvertrauten Seelen. Die Tiere haben keine Seele, und der Schöpfer hat sie uns zur Verfügung gestellt, damit wir mit ihnen tun, was wir wollen. Was gehen mich die Vögel an?"

„O gewiß haben auch die Tiere eine Seele, die Vögel voran", ereiferte sich Heinrich; „wie hätten sie sonst die wundervollen Lieder in der Brust!"

Dazu nickte Doia.

Der Pfarrer aber reichte ihm die halbe Hand. „Wir sind verschiedenen Geistes", versetzte er kühl; „wenn Sie aber Altanca verlassen, wünsche ich Ihnen Glück auf den Weg."

Damit ging er.

Digitized by Google

Nachdem ſie dem geiſtlichen Herrn das Geleite bis vor die Türe gegeben hatte, ſagte Doia, den Kopf in die Hand geſtützt: „Das war kein guter Beſuch und kein gutes Geſpräch. Der Herr Pfarrer ißt nämlich ſelber gern Vögel und hat auf ſeinen Gängen hin und wieder ſelber das Rohr unter der Soutane."

Auch Heinrich hatte den Eindruck, er habe ſich in ſeinem Erbarmen mit den Vögeln an dem Pfarrer einen Gegner geſchaffen.

Er und Doia kamen aber zu keiner Ausſprache darüber. Herr Ceſari war vom Acker heimgekehrt, und raſch darauf wurde die Aufmerkſamkeit der drei durch das herannahende Spiel einer Mundharmonika gefeſſelt.

„Das iſt Fenner, der fröhliche Ingenieur, den Sie ja kennen", rief Doia, über dieſe Wendung froh. „Der iſt immer friſch wie ein Bergbach!"

Mit Stock und Rucksack kam der ſonnverbrannte Topograph heran.

„Daß ich Sie hier wieder begrüßen kann, Landſiedel, iſt mir eine Ueberraſchung", ſagte er und ſchüttelte ihm herzlich die Hand. „Doch keine völlige. Ich habe ſchon an Sie gedacht, als mir oben am See der Geißhirt begegnete und erzählte, im Dorf weile ein abgeſtürzter Fremder. Und das Nähere weiß ich von Carlo Grimelli, den ich bereits angetroffen habe. Nun aber eine große Neuigkeit für Sie, die Sie freuen wird. Seit ich Sie nämlich in der Hürde am See verließ, war ich wieder einmal unten in Santa Maria. Da zeigte mir der Wirt zwei Telegramme des Polizeiamtes Chur; das erſte war eine Anfrage, ob ein junger Deutſcher, den man am Splügen umſonſt geſucht habe, über den Lukmanier gegangen ſei, das zweite ein Auftrag, Sie an die Saſſi Roſſi hinauf wiſſen zu laſſen, daß die Verhaftung eines Diebes Forta gelungen ſei und Ihnen das Geld zur Verfügung ſtehe."

Digitized by Google

Ueber das Geſicht Heinrichs ging ein Sonnenſtrahl; auch dasjenige des Sindaco, der mit einem neugierigen Mißtrauen vom Polizeiamt Chur hatte ſprechen hören, hellte ſich: die Nachricht berührte die Ehre ſeines Gaſtes nicht.

„Es iſt ein Zufall, daß ich Ihnen die Auskunft geben kann", fuhr der Ingenieur fort; „ich bin nämlich auf dem Weg zur Taufe meines Buben. Dieſen Abend geht es über den Gotthard und in der Nacht noch bis Altorf."

Landſiedel mußte dem Sindaco das Abenteuer in Chur berichten; Fenner aber wandte ſich Doia zu: „Meine Frau wäre nicht zufrieden, wenn ich ihr nichts von Ihnen zu erzählen wüßte. Sie ſpricht ſtets noch häufig von dem vorjährigen gemeinſamen Sommer in Altanca, von den liebenswürdigen Dienſten, die Sie ihr erwieſen haben, und ſchwärmt für den Teſſin, meint aber dabei Sie, Fräulein Ceſari."

„Sie aber haben nun durch die Geburt des Jungen die treue Gehilfin Ihrer Arbeit verloren", verſetzte Doia, „die Bergſteigerin, wie man hier noch keine geſehen hat."

Die Freude flog über das Geſicht Fenners. Zu Heinrich gewandt ſagte er: „Meine Frau iſt nämlich die Tochter eines Bergführers aus Grindelwald und war ſelber Bergführerin. Als ich ſie kennen lernte, kam ſie juſt mit zwei Engländerinnen vom Wetterhorn. Unſere Ehe blieb drei Jahre kinderlos; da war ſie meine Gehilfin, und in Eis und Schnee haben wir beſſer zuſammen gelebt als manche, die in der Stadt alle Vergnügungen um ſich haben."

„Tragen Sie ſtets noch die drei Mundharfen bei ſich wie hier", ſcherzte Herr Ceſari.

„Stets! Ich kann, wenn es ſein muß, in der Einſamkeit das Fleiſch, den Wein, den Tabak entbehren, aber niemals das bißchen Muſik. Einmal hat ja ſogar das Spiel mir und meiner Frau das Leben gerettet."

„Das Mundharmonikaſpiel?" fragte Landſiedel.

„Meine Frau und ich", erzählte Fenner, „verlebten die Flitterwochen im Monteroſagebiet, ſtets drei- oder vier-

Digitized by Google

tauſend Meter über Meer, und verließen es erſt im Herbſt. Bei wunderſchönem Wetter kamen wir nach Zermatt hinunter und beſchloſſen, zur Krönung der Freuden unſeres Bergſommers noch das Matterhorn zu beſteigen. Ohne Fährde erreichten wir die Spitze. Kaum waren wir aber oben, ſo ſahen wir im fernen Weſten eine ſcharf und dunkel heranrückende Wetterwand, Schneeſturm! Eilender Abſtieg mit Kletterpartien. Schon hatten wir einen Drittel des Berges über uns, da ſtaken wir im Rachen des Unwetters. Keine Wahl, als auf dem vereiſten Felsband, über das wir eben ſchritten, ſtehen zu bleiben und das Geſicht gegen den Berg zu wenden, damit uns der Hagel nicht die Augen aus dem Kopf ſchlage. Aus dem Hagel wurde dann freilich Schnee; aber ein Von-der-Stelle-rücken gab es nicht, wenigſtens nicht an dieſem Tag oder in der darauffolgenden Nacht, ſiebzehn Stunden nicht. Keinen Augenblick wußten wir, wann uns der Sturm in die Tiefe werfe, eins allein oder beide zuſammen. Da griff ich zur Mundharmonika. In ſchweren Wollhandſchuhen, damit wir das Inſtrument überhaupt halten konnten, die Handſchuhe noch mit Taſchentüchern umwickelt, ſpielten wir abwechſelnd, beide nach und nach mit wunden Lippen. Es gibt keinen Tanz, kein uns bekanntes Lied, wir bliesen es, den Tod vor Augen, eins dicht am Ohr des andern, damit uns der Sturm nicht überheulte und wir nicht ſtehend einſchliefen und erfroren. Durch das Spiel überſtanden wir die Nacht; im Laufe des Vormittags gab ſich der Sturm; etwas ſpäter waren wir auf einem für uns Ingenieursleute nicht zu ſchwierigen Abſtieg; aber ſeit jener Nacht weiß ich, was mir das Liebſte iſt in der Welt — nächſt meiner Frau die Mundharmonika — nein, das Inſtrument kommt jetzt erſt an dritter Stelle — zwiſchen hinein hat ſich mein Bube Julius geſchoben. Wie freue ich mich auf den Jungen!"

In federnder Bewegung ſprang Fenner empor und rief: „Hinunter nach Airolo."

Digitized by Google

Cesari aber hielt ihn zum Mittagessen fest; eine fröhliche Stimmung waltete über dem kleinen Menschenkreis; mit Heinrich freute sich Doia über die Botschaft, daß er wieder zu seinem Geld gelange; der Sindaco versprach seine Mithilfe dazu, und die frohe Laune des Topographen tat allen wohl.

Nun aber drängte der Ingenieur zum Aufbruch und gab Landsiedel einen Wink, daß er ihn noch ein Stück Weges begleiten möge.

Als sie auf dem steilen Weg bergab aus dem Blick des Dorfes gekommen waren und in den Schatten des Waldes traten, sagte Fenner: „Nein, Sie sollen Ihren schwachen Fuß nicht ermüden! Ich kann mir für Sie schon noch ein Viertelstündchen absparen. Da setzen wir uns. Ich gab mich vor Doia und ihrem Vater fröhlicher als ich bin; ich wollte Sie nicht merken lassen, daß ich um Sie, Landsiedel, Sorge trage. Darf ich Ihnen einen Rat geben?"

„Ich bitte Sie", erwiderte Heinrich aufhorchend.

„Gehen Sie aus der Gegend, ehe es zu spät ist", versetzte Fenner mit nachdrücklichem Ernst. „Es läßt sich für uns andere unter der Bevölkerung des Tessins recht angenehm leben; sie ist gutmütig, gastfreundlich und dienstfertig, doch nur, so lange wir einige Dinge nicht vergessen: uns nicht in ihre reichlichen politischen Händel mischen, zu der schändlichen Vogelstellerei beide Augen zudrücken und" — hier hob er die Stimme — „nicht mit verliebten Augen nach den schwarzen Mädchen schielen. Auch nicht nach Doia! — Vergessen wir das, so ist das Stilet bald aus dem Stock, und die Gewehre gehen hier leichter los als anderswo."

Landsiedel war bei der Erwähnung Doias das Blut in die Wangen geschossen.

„Sie müssen fort, lieber heute als morgen", mahnte Fenner eindringlich; „im Dorf schleicht sich das Gerücht herum, daß Sie von Doia und Grimelli bei einem Selbstmordversuch überrascht worden sind."

Digitized by Google

„Denken Sie, ohne Geld, die Kleider zerſchliſſen, den Leib voll Beulen und Wunden", entſchuldigte ſich Heinrich ſchamvoll.

„Ich bin nicht Ihr Richter", verſetzte Fenner, „aber ich weiß, wie man im Bergvolk denkt. Wenn jetzt zufällig den Hirten dieſer Gegend eine Ziege ſtürzt oder ein Heuſtadel niederbrennt, ſo iſt Ihr Aufenthalt in Altanca daran ſchuld, oder der Sindaco durch die Gaſtfreundſchaft, die er Ihnen gewährt. Und hüten Sie ſich vor Grimelli! Er iſt in fürchterlicher Wut; er weiß, daß Teſta wegen des Landes am See bei Ceſari war; er weiß auch, daß Ihnen Doia gut iſt, oder bildet es ſich wenigſtens ein. Und wenn ich mich mit ihm auch gut vertrage, halte ich ihn doch für einen Deſperado. Damit habe ich Sie gewarnt, Landſiedel, — geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie gehen! — ich wünſche es nicht nur Ihretwegen, ſondern auch wegen Doia Ceſari.

Der ſonſt fröhliche Fenner ſprach furchtbar ernſt. Er hatte ſich heiß geredet, und mit einem flammenden Blick auf den wie von einem Donnerwetter getroffenen Landſiedel erhob er ſich.

Heinrich mit ihm. Er reichte dem Warner die Hand. In ſeiner Stimme bebte das Herz: „Nein, meinetwegen ſoll ſich im Haus des Sindaco kein Trauerſpiel ereignen! — Ich gehe noch heute."

Mehr konnte er nicht ſprechen. Sie ſchieden.

Er blickte dem raſch durch den Wald vorwärts Schreitenden in zitternder Bewegung nach. Ihm ging es wie einem Trunkenen; er ſah alle Dinge in der Natur anders, als ſie wirklich ſind. Hatte ihm denn Fenner ſo große Neuigkeiten gebracht? — Nein, nur was er aus eigener Seele dunkel ſpürte, klar ins Licht geſtellt. Doia war es alſo doch nicht gelungen, ſeinen mißratenen Selbſtmordverſuch zu verheimlichen! —

Digitized by Google

Die innere Qual trieb ihn im Wald einsam hin und her; bald ging er, bald setzte er sich am Pfad auf eine Wurzelknorre und stützte den Kopf.

Durch seinen Schmerz leuchtete nur ein Licht: Das Geld, das er wieder bekommen würde, gab ihm die Freiheit der Entschlüsse zurück; er war doch nicht mehr so von der Güte des Zufalls und der Menschen abhängig wie in diesen leid- und lustvollen Tagen.

Da kamen zwei Frauen und ein paar Kinder, die, nach ihren vollen Tragkörben zu schließen, in Airolo Lebensmittel eingekauft hatten und nun wieder in ihre Bergheimat hinaufstiegen, an ihm vorüber. Eines der Weiber schlug vor ihm das Kreuz, von links nach rechts, von oben nach unten. Ihrem Beispiel folgte die gesamte Gesellschaft, und mit Blicken, als würden sie in ihm das böse Wunder sehen, hasteten sie zischelnd von ihm hinweg und schauten halb entsetzt nach ihm zurück.

Das war also sein Ruf im Bergdorf.

Schon spürte er das Herannahen der blauen Abendschatten. Da raffte er sich empor mit dem Entschluß, von Doia und ihrem Vater noch diesen Abend zu scheiden.

Furchtbar weh tat das Lassen der Liebe, die urplötzlich und wie eine sengende Flamme über ihn gekommen war.

„Doia!" stöhnte er vor sich hin.

Auf der Höhe der Kirche hielt sie Ausschau nach ihm. Schon von weitem erkannte er die schlanke Gestalt.

„Endlich!" begrüßte sie ihn mit einem lieben Lächeln. „Wo bist du so lange geblieben, Heinrich? — Der Vater ist ausgegangen. Im Schulhaus findet eine Versammlung der Alpleute statt über Rechte an Weiden und Vieh. Und nachher sitzen sie in der „Croce biancha" beisammen. Das ist jedes Jahr so."

Unterdessen hatten sie das Haus erreicht.

Heinrich pochte das Herz. Jetzt war der Augenblick gekommen, sich mit Doia über das Sichtrennen auszusprechen.

Digitized by Google

Sie aber ſagte: „Weil wir ſo ungeſtört ſind, erzähle mir von dem deutſchen Mädchen, das du geliebt haſt. Ich weiß von ihr noch ſo wenig und muß ſo viel an ſie denken.“ —

Die Bitte kam ihm nicht gelegen; aber er konnte ſich ihr auch nicht entziehen; ſie war ein Aufſchub für Schwereres, was ihm zu ſagen blieb. Zögernd begann er, und als Doia die Lampe angezündet hatte, geriet er in Beichtſtimmung.

Sie horchte, den Kopf in die Hand geſtützt und unterbrach ihn nicht. Allmählich röteten ſich ihre Wangen; ein ſtarker Glanz kam in ihre Augen; ſie legte ihre Hand auf die ſeine, und er ſpürte darin das Rieſeln des Blutes.

„Und du trauerſt ihr nicht mehr nach?“ fragte ſie leiſe.

„Nein!“ erwiderte er feſt. „Ich ſchäme mich dieſer Liebe — ich ſchäme mich ihrer wegen meiner verſtorbenen Mutter — mehr noch deinetwegen. Wie konnte ich mein Herz an ein ſo unbedeutendes Mädchen hängen! Ich faſſe es nicht mehr. — Du biſt die Weihin! — Mit dir möchte ich den Flug des Lebens wagen.“

Er ſchwieg, das Geſicht verdüſtert.

Doia hatte ſich in wildem Aufruhr der Sinne erhoben. Die Hände vor dem Geſicht gefaltet, rief ſie: „Die Törin — die Törin! Wofür ich meine Seligkeit gäbe, das hat ſie weggeworfen. — O Heinrich, warum können wir nicht zuſammen kommen?“

„Nein, das können wir nicht“, erwiderte er dumpf; „ich muß gehen, Doia.“

„Nein, nein, Heinrich“, ſchrie ſie; „wenn du gehſt, ſo gehe ich mit dir, und Carlo mag kommen und mich töten; ich ſterbe ja gern für dich!“

Mit einer wunderſchönen Bewegung des Hauptes neigte ſie ſich zu ihm hernieder. Sie umſchlangen ſich; ſie küßten ſich — und dachten nicht daran, daß ihre Schatten ſich auf den gezogenen Fenſtervorhängen abſpielen möchten.

Sie koſten in leiſem Flüſtergeſpräch.

Digitized by Google

Da knallte der Schuß; da praſſelte ein Fenſter hernieder, ſprang das Glasrohr der Lampe entzwei und klirrte auf dem Tiſch. Mit aufſteigender Flamme erloſch das Licht.

Die Dunkelheit erhöhte den Schrecken des Paares.

„Carlo!“ ſchrie Doia. Sie klammerte ſich an Heinrich. In der Küche ſchrie Leſa.

Da ziſchte und blitzte ein zweiter Schuß in die dunkle Stube.

Im nächſten Augenblick hörten die Zitternden aber auch ſchon Stimmen auf der Straße, diejenigen der erſchrockenen Nachbarn und das Brüllen Grimellis: „Ich erſchieße ſie beide.“

Den Pfarrer hörte man auch: „Geben Sie mir das Gewehr, Carlo, Sie Unglücklicher!“ —

Er war der Erſte, der in die dunkle Stube trat; der folgende war der Sindaco. Ceſari konnte die brennende Kerze faſt nicht halten, die er aus der Küche brachte.

Landſiedel und Doia ſtanden engumſchlungen in einer Ecke der Stube, zitternd, leichenblaß — ſchuldbewußt.

Der Pfarrer ſchritt mit zornrotem Geſicht auf das Paar zu; Doias Hand ergreifend, trennte er die blaſſe Geſtalt von der Heinrichs, drängte ſich vor ſie hin und ſchrie dem Fremden zu: „Sie Verdammter, durch Ihre Tat am See gezeichnet mit der Klaue des Teufels, was ſchänden Sie dieſes Haus? — Was ſtrecken Sie die Hand, die räudige, nach einer Tochter aus, die ſchon verlobt iſt — Sie gemeiner, abſcheulicher Ketzer!“

Seine Geſtalt hüpfte, indem er ſprach, und ſeine Stimme krächzte im Zorn.

„Gott, mein Kind blutet — es iſt getroffen“, ſchrie der Syndaco.

Vom Haaranſatz lief Doia eine Träne Blutes in die Stirn.

„Es iſt nichts, Vater“, tröſtete ſie; „es iſt höchſtens ein Glasſplitter der Lampe, der mich getroffen hat.“

Digitized by Google

Da wandte ſich der Pfarrer ihr zu.

Milder als zu Landſiedel ſprach er: „Und du, innig geliebtes Kind, du, bisher die getreue Magd unſerer Kirche, wie kannſt du dich mit dem fremden Böſewicht ſo ſchwer verirren! Sage ihm, daß du bereueſt; ſage ihm, daß du ihn verabſcheueſt."

„Niemals!" kam es leiſe und trotzig von ihren Lippen, und die in zitterndem Leid Daſtehende drängte wieder mit raſcher Bewegung zu Heinrich.

Der Pfarrer wies ſie mit erhobener Hand von ihm zurück.

Ceſari mengte ſich in bebender Erregung ebenfalls in die Gruppe. „Herr Pfarrer, gehen Sie doch lieber hinaus; ſchicken Sie die Gaffer zur Ruhe! Was hier in der Stube vorgeht, will ich als Familienangelegenheit betrachten, und werde mit den beiden ſchon fertig. Sie, Herr Landſiedel, verlaſſen ſobald als möglich mein Haus!"

„Ich füge mich Ihrem Wunſch", erwiderte Heinrich in unſäglicher Verwirrung.

Da ein Schrei Doias: „Nein, Heinrich!"

Gini, der ſich durch die Worte Ceſaris und den Trotz Doias beleidigt fühlte, wollte gehen.

In dieſem Augenblick ſtürzte ſich Grimelli in die Stube, mit wilden, roten Glotzaugen und die Flinte in der Hand.

Nun war die Anweſenheit des Pfarrers doch ein Glück. Er entwand dem Raſenden, der die Achtung vor dem geiſtlichen Gewand nicht ganz vergaß, das Gewehr, und kundig entfernte er die Ladung.

„Verräterin", keuchte Grimelli, dem die dunkle Locke bis mitten ins Geſicht hing, Doia entgegen. „Erdkrebs!" ſchrie er in ohnmächtiger Wut Landſiedel zu und ſchlug ein wildes Gelächter an: „Kaum hat man ihn aus dem See gezogen, ſo will er über unſere Vögel befehlen — ſo — —"

Die Sprache verſagte ihm; mit funkelnden Augen ſtand er wie ein ſprungbereites Raubtier da.

Digitized by Google

„Geh in deine Kammer, Doia; laß uns allein!" befahl der Sindaco seiner Tochter.

Gehorsam, demütig und stolz in einem Zug ging sie.

„Elender", wandte er sich mit geschwollener Zornader an Grimelli, „was hast du hier zu tun? — Durch deinen schlechten Lebenswandel hast du jedes Recht auf meine Tochter verwirkt; dort ist die Tür!"

Grimelli ging aber nicht, sondern ließ das Zischen seiner Zähne hören.

Da fiel der Blick Cesaris auf Landsiedel. Selbst im Zorn noch höflich, sagte er: „Es ist wohl am besten, auch Sie ziehen sich zurück."

Das tat der verwirrte Gast.

Noch eine Weile dauerte der Streit der Männer. Ein paarmal hörte er die Stimme Grimellis wie das Brüllen eines Tiers. „Ich schieße ihn nieder, den Hund. — Ja, verkaufe das Land an Testa! — Ich bringe Doia um, wenn sie sich weigert, mit mir über Meer zu gehen!"

So hörte Heinrich dann und wann einen abgerissenen Satz, endlich wie erst Grimelli und dann der Pfarrer das Haus verließen.

Auch die Stimmen der Dörfler beruhigten sich draußen auf dem Weg.

Seit einer Viertelstunde waltete Stille. Da pochte es an die Tür Landsiedels.

„Heinrich, du sollst zum Vater in die Stube kommen", flüsterte Doia leidvoll. Ihre Wangen waren gerötet von Tränen. Sie führte ihn an der Hand.

Der Alte, der am Tische saß, strich sich den silbernen Schnurrbart und gab beiden einen schweren, grollenden Blick aus seinen starken Augen. „Nehmen Sie Platz, Herr Landsiedel!" Sein Ton sollte ruhig sein; aber die Brust keuchte ihm. Stumm bedeutete er Doia, daß auch sie sich setze; dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, und seine Augen schauten geraume Zeit nach innen.

Digitized by Google

Als Heinrich einmal die ſeinen hob, blickte er in das zerſtörte Geſicht Doias, die ihm gegenüber ſaß, und über ihren Scheitel nach dem Ofen. Dort waren die Schüſſe Grimellis hineingegangen und von zwei Kacheln die Glaſur heruntergefallen. Mit Schaudern dachte er an die Schüſſe. Wenn Doia —

„Wir haben nicht lange Zeit", begann der Sindaco ſchwer und dumpf. „Ich will euch keine Vorwürfe machen. Weil ich auch jung war und das Leben kenne, erfaſſe ich, wie die törichte Liebe zwiſchen euch hat kommen können. Ich verſtehe dich, Doia; ich begreife, daß du Carlo nicht mehr magſt. Was aber geſchehen iſt, iſt doch ein Unglück. — Was ſoll aus meinem Alter werden — aus dir, Kind! —"

Seine Stimme ſchütterte.

„Nehmen Sie von Doia für immer Abſchied, Herr Landſiedel; ich bitte Sie aus bedrängtem Herzen", ſtieß er hervor.

„Ich ehre Ihre Worte, Herr Ceſari; ich flehe Sie um Verzeihung an!" ſtammelte Heinrich tief niedergeſchlagen, die Seele voll Achtung für den Mann, der ſelbſt in dieſer furchtbar ſchweren Lage ſeine Würde behielt. Er wollte mehr ſprechen; aber das Wort blieb ihm im Hals. Er neigte ſein Haupt auf die Hand des Alten; er küßte ſie unbewußt.

Da ging ein Zittern durch die große Geſtalt Ceſaris.

„Ich glaube, daß Sie ein guter Menſch ſind", verſetzte er mit Rührung; „aber es gibt nichts anderes, Sie müſſen aus den Blicken Carlo Grimellis! In einer Viertelſtunde werden der Pfarrer und ich Sie nach Airolo hinunterbegleiten. Wir ſind einig, daß kein Blut fließen darf! Wir bringen Sie zu Teſta, der Ihnen helfen ſoll, Ihre Angelegenheit mit dem Polizeiamt in Chur zu ordnen. Wohin Sie ſich nachher wenden, das ſteht bei Ihnen. Ueberall gibt es ein Glück, überall ein Leid, und über Ihren Aufenthalt in Altanca laſſen Sie Gras wachſen."

Blaß und ſtarr wie eine Bildſäule war Doia bei den

Digitized by Google

Männern geſeſſen; nur das Zucken ihrer Lippen verriet, daß in ihr noch Leben war.

Jetzt weinte ſie laut auf.

Als ſich Heinrich erhob und in ſeine Kammer taumelte, um den Ranzen zu ſchnüren, ſchwankte ſie ihm nach. Sie neſtelte aus ihrer Bruſt ein kleines Medaillon. „Es iſt von Baden. Mein Bild iſt darin!“ flüſterte ſie mit halb erſtickter Stimme. „Du Lieber, du, laß mir auch ein Andenken zurück.“

Da reichte er ihr den kleinen Goethe. „Etwas Beſſeres beſitze ich nicht!“

Sie dankte ihm mit einem wunderbaren Augenaufſchlag; ſie berührte das Buch mit einem feurigen Kuß; ſie ſtammelte: „Dein Name ſteht darin; ich will ihn küſſen jede Nacht und an dich denken. —“ Sie ſank in ſeinen Arm. „Heinrich — Heinrich — Heinrich!“

Und der Sindaco wehrte ihren Küſſen erſt, als Frau Grimelli ins Haus trat.

„Der Pfarrer hat geſagt, ich ſolle bei Doia wachen“, erklärte die Alte, die vor Trauer ſchier in den Boden ſank. „Auf ſeine Mutter werde Carlo nicht ſchießen; der Pfarrer wartet vor der Tür.“

Da winkte Herr Ceſari Landſiedel.

Ein Schrei Doias.

Der Vater ging auf ſie zu und ſtrich ihr mit der Hand über das halbgelöſte, dunkle Haar. „Mein armes Kind, ich leide ja mit dir!“ —

Er zog den beſinnungsloſen Heinrich mit ſich ins Freie.

Von Altanca hernieder ſchritten die drei Männer, Landſiedel in der Mitte. Ueber den Bergen, die nur in Schemen zu erkennen waren, zogen die Sterne; aus dem tiefen, dunklen Tal drang in auf- und abſteigenden Tönen das Rauſchen des Teſſins an den ſtillen Hang empor. Jeder der Männer hing ſtumm ſeinen Gedanken nach; erſt als ſie den Wald und den Weiler Brugnasco hinter ſich hatten, brach Ceſari das

Digitized by Google

Schweigen. „Ihre Pflicht ruft Sie früh, Herr Pfarrer; kehren Sie zurück. Wir haben nichts mehr zu befürchten, ich bleibe im Tal übernacht."

Der Geistliche ließ sich bereden und nahm kühlen Abschied von Landsiedel.

In der Tiefe schimmerten schon die Lichter von Airolo, wie ein Feuerbrand die Arbeitsstätte vor dem Tunnel.

Dann und wann kam ein herztiefer Seufzer über die Lippen des Sindaco; endlich sagte er: „Sie sind noch jung; Ihnen gehört die Welt; aber was soll ich? — Wir stehen so schlimm, daß ich gedenke, Doia wieder nach Baden zu schicken, ihr, wenn meine Sachen geordnet sind, nachzufolgen und über Meer zu gehen. Wir finden daheim doch keinen Frieden. Es ist hart, nach einem arbeitsreichen Leben über die Wasser sterben gehn!" —

Heinrich, erschüttert von den Erlebnissen des Tages, tat es um den bekümmerten alten Mann so weh, daß er in Tränen ausgebrochen wäre, hätte er zu sprechen versucht.

Als sie Airolo erreichten, war es schon spät; nur die Fackeln des Bahnbaues warfen grelle und geheimnisvolle Lichter an den Sternenhimmel empor. —

Dreizehntes Kapitel

Heinrich erwachte im Hause Testa. Das gestrige Erlebnis zitterte ihm noch durch die Glieder.

Er fühlte sich in den Räumen fremd. Die Zimmer mit den rotgetünchten Wänden und hohen Fenstern, die Gänge mit den festen Gewölben sprachen aber für die Wahlhabenheit des Besitzers, ebenso die Möbel und Bilder, die von Testa in aller Welt gesammelten Merkwürdigkeiten, Waffen, Teppiche, Stickereien und Nippsachen. Eines drängte das andere. Das war wohl italienischer Geschmack.

Digitized by Google

Zuerſt ließen ihn die Kinder des Hauſes ein wenig heimiſch werden, zwei Knaben von ſechzehn und dreizehn und zwei Mädchen von neun und ſieben Jahren, wohlgezogene friſche Jugend; ſie bewunderten in ihm den in den Bergen geſtürzten, deshalb bemitleidenswerten Fremden.

Nach dem Frühſtück, bei dem auch Ceſari gegenwärtig war, ſchenkte ihm der Hausherr eine Viertelſtunde. „Wir haben Sie alſo früher hier, als jemand erwarten konnte! Was nun das Ihnen geſtohlene Geld betrifft, ſo erſuchen Sie das Polizeiamt Chur einfach um Zuſendung. Ihre Unterſchrift laſſen wir beim Notar beechtigen. Haben Sie einen Heimatſchein oder Paß vorzulegen?" —

Da war die Verlegenheit Landſiedels groß. Er dachte an das vom Waſſer verdorbene Schriftſtück und ſtotterte ein erſchrockenes „Nein!"

„Nun, dann muß ich mit Ihnen zum Amt gehen, damit wir das Siegel erhalten", warf Teſta raſch hin. „Wie kann man aber ohne Ausweiſe in die Welt wandern? — Sie gehören doch zu einem Reiſenden wie Hut und Geldbeutel. Bei den vielen Fremden, die ſich jetzt wegen des Tunnelbaues in Airolo aufhalten, überwachen die Behörden die Zugewanderten ſcharf, und, wenn Sie ſich vielleicht doch nach Italien wenden, ſo bedürfen Sie der Schriften unbedingt. Alſo ſchreiben Sie in Ihre Heimat um einen Paß. Ich habe jetzt Geſchäfte mit Herrn Ceſari; wir ſehen uns am Mittag und Abend wieder; in einer ruhigen Stunde können wir auch über Ihr weiteres Fortkommen ſprechen, vorher aber doch einmal über Ihre Erlebniſſe in Altanca. — Guten Vormittag!"

Die Art des weltgewandten Mannes gefiel Heinrich.

Den Brief an das Polizeiamt Chur hatte er bald geſchrieben; mehr Kopfzerbrechen verurſachte ihm derjenige an Schwager Wilhelm und Schweſter Elſe, denen er den verdorbenen Paß mit der Bitte um raſchen Erſatz ſandte. Wie viel von ſeinem Groll gegen ſie war über ſeiner Irr- und

Digitized by Google

Abenteuerfahrt verflogen! In der Erinnerung, daß er im Zorn von den beiden gegangen war, mußte er sich hüten, daß das Schreiben nicht zu herzlich ausfiel. Von seinen wirklichen Erlebnissen sprach er darin nicht, sondern bloß von schönen Wandertagen in den Alpen, wobei ihm allerdings das Mißgeschick begegnet sei, daß ihm ein Regensturm auf schutzlosem Gebirgsübergang den Paß so übel zugerichtet hätte.

Nachdem er den gezwungenen Brief geschlossen hatte, überkam ihn ein Gefühl der Leere, des Heimwehs. Er sehnte sich nach einem Freund, dem er, wenn auch nur schriftlich, sein Herz hätte ausschütten, seine unglückliche Liebe zu Doia bekennen können. Vielleicht Ulrich Zeusler! Nein, gerade dieser helle Kopf hätte gewiß nur wenig Sinn für die Liebesromantik von Altanca; Ulrich stand dafür mit beiden Füßen zu kräftig auf schwäbischem Heimatgrund.

Sehnsüchtig durchging Heinrich die Reihe seiner Jugendgenossen. Da fiel ihm die schöne Begegnung mit Pater Placidus in Disentis wieder ein, die ihn unter seinen mancherlei Erlebnissen stets anmutete wie ein edles Gedicht; vor ihm stand die vornehme, friedevolle Gestalt des Mönchs, an dem nichts vom Staub der Welt klebte und der doch ein hohes Begreifen für alles Menschliche besaß. Wenn er sich dem anvertraute!

Der Einfall überraschte ihn selber. Doch nein! Er konnte auch nicht an Pater Placidus schreiben. Der Benediktiner hatte ihm ja bloß seine Dienste für Bücherangelegenheiten in der vatikanischen Bibliothek angeboten.

Heinrich ließ den Gedanken. Was in der weiten Welt sollte er jetzt überhaupt beginnen? — Wenn er sein Geld wieder besaß, sich davontrollen, nach Rom oder heimwärts? — Welchen Sinn hatte es, daß er in der Gegend blieb, wo er gewärtigen mußte, daß ihm Grimelli gelegentlich eine Kugel durch den Kopf schoß? — Seit gestern abend quälte

Digitized by Google

ihn doch eine tiefinwendige Furcht vor dem abgründigen Menschen.

Ein Feigling wollte er aber nicht sein. Und es war an seinem Herzen keine Faser, die ihn nicht wieder hinauf zu Doia gerissen hätte.

Da weckte ihn ein Pochen an der Tür aus dem unruhigen Sinnen. Die beiden Jungen Testas Leo und Camillo standen davor. „Wir sollen Ihnen das Postgebäude zeigen und das Dorf Airolo!"

Die Einladung war ihm eine willkommene Auslösung.

Der größere Teil des Dorfes, durch das sich die Gotthardstraße schnurgerade dahinzieht, war aus einem Brande neu erstanden, und die zutunlichen Jungen wußten noch viel aus der Schreckensnacht zu erzählen, wie der heulende Föhn die Flamme von Giebel zu Giebel gejagt und die brennenden Schindeln bis empor an die Berge getragen habe, an denen einzelne Tannen ebenfalls im Feuer aufgingen.

Im übrigen glich der Ort, wie schon Doia erzählt hatte, einem Feldlager, und zum erstenmal bekam Heinrich den starken Eindruck des buntbewegten Lebens, das ein großer Tunnelbau mit sich bringt.

Auf der Straße standen die Gruppen der aus dem Süden heraufgewanderten Arbeiter, die Beschäftigung am Bau erhofften, gelbliche und braune Gesichter, piemontesische Blondlinge und Rotköpfe voll Sommersprossen und dunkle Sizilianer, denen die weißen Zähne blitzten, Leute aller Altersstufen vom halbwüchsigen Knaben zum Graukopf. Die einen schauten mit hoffnungsvollen Gesichtern und Augen, die andern mißtrauisch nach den dunkeln Bergwänden und den weißen Schneefeldern des Gotthardes, und die an einen breiten Himmel Gewöhnten fürchteten sich davor. Manche lagen in ihren Mänteln und greller neapolitanischer Zipelmütze schlafend am Straßenrand; manche saßen auf ihren gestreiften Reisesäcken und verzehrten das trockene Brot. Jede

Digitized by Google

Gruppe hatte ihren Anführer, der ordnend, ratend, befehlend durch die Reihen ging, oft auch ihren schwärzlichen Kaplan aus der Heimat mit sich, daß er denjenigen die Sakramente reichen könne, die fern vom sonnigen Vaterland in der schattenschwarzen Bergwelt als Opfer der Arbeit stürben. Und dort zogen Gruppen Enttäuschter ab; sie wanderten mit Sack und Pack den Gotthardweg hinauf, um jenseits des Berges ihre tapfern Hände anzubieten.

In jedem Auge, das Landsiedel begegnete, stand die Frage, die ihn selber bewegte: „Was soll werden?" — Neben schönen und gescheidten Gesichtern entdeckte er andere, die so verworfen aussahen, als ob sie eben aus dem Gefängnis oder Strafschiff kämen. Da kroch es ihm über die Seele: „Wenn jetzt aus dem Menschenschwarm plötzlich Grimelli racheschnaubend vor ihm erschiene?" —

Die Söhne Testas ahnten nichts von seinen Gedanken. Sie tummelten sich durch das Gewirre von Menschen, als sei es ihnen eine vertraute Welt. Der ältere, der schlanke Leo, fast schon ein junger Herr, war Führer und geleitete den Gast aus dem Kern des Dorfes durch ein Gemenge alter kleiner Häuser an den Tessin hinunter, in das Barackenlager der Arbeiter, Wohn- und Werkstätten, Vorrats- und Erholungsräume. In allerlei Magazine guckten die Jungen und machten Heinrich aufmerksam, was ein italienisches Herz an Eßwaren und Kleidern begehren kann: Salami, Mortadellawürste und Speckseiten, kleine und große Leiber von Käse und die mit Stroh umflochtenen, dickbäuchigen und langhalsigen Flaschen voll dunkelroten Chiantiweins, Mützen, Hemden, Schuhe, Unter- und Ueberkleider. Allenthalben Jahrmarkt und grelle italienische Farben, allenthalben lockende Schilde oder mit ungefüger Hand geschriebene und gemalte Aufschriften! Dazwischen flatterte im frischen Bergwind mancherlei Wäsche, die von den mit ihren Zoccoli klappernden Weibern in den Wellen des Tessins besorgt wurde. Hämmern und Dröhnen, Surren und Loko-

Digitized by Google

motivenpfiff kam aus der Mitte des Lagers, und Wolken von Qualm stiegen unaufhörlich in die Luft.

„Dort ist der Eingang in den Tunnel", erklärten die Jungen Landsiedel voll Wichtigkeit. „In der Halle davor laufen, von den Wasserkräften des Tessins getrieben, die surrenden Maschinen, die die zusammengepreßte frische Luft bis ans Vorwerk in den Berg hineintreiben. Die Luft jagt den Dynamitdunst und Qualm aus dem Tunnel, darum der unaufhörliche Rauch am Eingang. Spüren Sie den süßlichen Geruch? — Der kommt vom Dynamit! Der Dynamit wird dort in dem abseits liegenden Gebäude aufbewahrt, auf dem die drei schwarzen Fahnen wehen. Flöge ein Funken hinein, müßte man Airolo zersprengt von den Gletschern des Gotthards auflesen. Dort die Baracke mit der Rotkreuzfahne ist das Spital; man hat erst vorgestern wieder drei Arbeiter hineingetragen. Sehen Sie den alten Mineur! Der hat schon am Mont Cenis und andern Tunnellen gearbeitet. Er besitzt über ein Dutzend Ehrenmedaillen von allerlei Durchschlägen her; er ist stolz darauf und verkauft sie nicht."

In einer mit Ehrfurcht gemischten Neugier betrachtete Heinrich die Gruppe, die mit dem von Leo bezeichneten Vorarbeiter aus dem Berg kam, abgezerrte Gestalten mit ledergelben Gesichtern und tiefliegenden Augen. Rauchgeschwärzt und schwer beschmutzt schritten sie in ihren hohen Stiefeln, in der Hand die qualmenden Grubenlichter. Eine beredte Größe lag über diesem Werktag, über den stillen, stolzen Helden der Arbeit.

Heinrich spürte den gewaltigen Pulsschlag der Tapferkeit unseres kleinen Geschlechts, das seine Meißel und Bohrer in die urmächtigen Berge treibt, um sich den Pfad von Meer zu Meer zu bahnen. Wie ein fremdartiges Lied, aber doch wie ein Lied empfand er das unendlich bewegte Treiben am Fuß der mächtigen weißen Berge, und es hob ihn hinaus über die eigene Sorge.

„Sehen Sie, dort kommt die Post, die um Mittag in

Digitized by Google

Airolo eintrifft; mit den Fourgons, auf die das Gepäck verladen ist, sind es zwölf Wagen", rief Leo und deutete an den Gotthard empor.

Der Berg lag halb in Wolken; durch ihre Risse drang sonniges Schneeleuchten herab ins Tal; wie ein Geheimnis schaute der Alte aus Licht und Nebel. Aus einem Felsental wand sich die Paßstraße von hoch herab und in langen Kehren nach der Tiefe von Airolo. Halb in Staubwolken gehüllt kam die Mittagspost, ein langer Wagenzug mit schräg eingelegten Pferden, das weiße Band herniedergesaust. Ein packendes Bild aus dem Weltverkehr, das mit der Eröffnung der Bahn verschwinden würde!

Mehr noch fesselte Heinrich der alte, grob gepflasterte Reitweg, der vom Ausgang des Val Tremola scharf ins Dorf hinuntersteigt. Da waren wohl die frühern Jahrhunderte gegangen. In seiner Einbildung sah er aber nur einen den Pfad heruntersteigen, eine vornehme, hohe Gestalt, die den sonnenhaften Blick freudig in den Süden gewendet hielt. — Dieser eine war Goethe!

Die Erinnerung weckte in Heinrich das Heimweh nach seinen Studien. Nein, er durfte sich nicht in Abenteuern verschwenden!

Mit den jugendlichen Begleitern wohnte er noch dem Menschen- und Pferdewirbel des Postwechsels bei. Lauter fremde Gesichter und darunter keine Tilla Scheck! Wie es wohl der lieblichen jungen Frau neben ihrem Sauerampfer von Gemahl erging? —

Beim Mittagtisch im Hause Testa lernte er auch die Mutter der Knaben, eine dunkle, zurückhaltende Genuesin kennen. Nachher wünschte Cesari, der eine merkbare Aufregung hinter ziemlicher Wortkargheit verbarg, eine Besprechung unter vier Augen mit ihm. Sie bewegte den Alten so tief, daß seine Hände zitterten, wenn er sich den Schnurrbart strich.

Digitized by Google

„Ich will nicht fragen, wie in den wenigen Tagen, die Sie in Altanca weilten, zwiſchen Ihnen und meiner Tochter eine Liebe hat entſtehen können", begann er. „Junges Blut iſt raſch und hat das Wort bald auf der Zunge. Ich nehme auch an, daß Doia ebenſo ſchuldig iſt wie Sie! Nach den Schüſſen von geſtern abend könnte ich Grimelli auf Hausfriedensbruch und Lebensgefährdung einklagen und die Verlobung durch das Gericht aufheben laſſen. Was iſt aber damit gewonnen? — Daß wir, wenn ſeine Gefängnisſtrafe abgelaufen wäre, ſeiner Rache ausgeliefert ſind! — Man kennt das hier zu Land. Er würde uns finden, ſelbſt wenn wir nach Amerika auswanderten. Das iſt alſo kein Weg!"

Der Sindaco ſchöpfte Atem.

„Nein, ich habe eigentlich nicht von uns mit Ihnen ſprechen wollen, Herr Landſiedel, ſondern bloß Sie bitten, daß Sie möglichſt raſch die Gegend und unſer Land verlaſſen und den Traum von Doia begraben, wie auch ſie die Liebe zu Ihnen wird begraben müſſen. Wie wollten Sie mit ihr einen Hausſtand gründen, Sie, der Gelehrte, der, wie Sie ſelbſt bekannt haben, die Mittel nicht beſitzt, ſeine Studien zu Ende zu führen?" —

Da hob Landſiedel den Kopf. „Ihr Wunſch, Herr Sindaco, ſo kehre ich nach Tübingen zurück und vollende meine Studien. Ich beſitze noch beträchtliche Guthaben an Schweſter und Schwager und ſtehe nicht ſchlecht!"

Seine Zuverſichtlichkeit gefiel Ceſari; aber der Alte machte doch eine Handbewegung der Abwehr.

„Nein, ſelbſt wenn Sie in Deutſchland ein Schloß beſäßen, müßten Sie meine Tochter vergeſſen. Die Lebensunterſchiede zwiſchen Ihnen beiden ſind zu groß. In meinen jungen Wanderjahren habe ich ein deutſches Mädchen geliebt, nicht bloß ein paar Tage wie Sie meine Doia, ſondern zwei Jahre. Die Liebe mußte ich vergehen laſſen. Und wie denke ich jetzt darüber? — Daß die Wendung, die ich damals wie ein großes Unglück empfand, für das Mädchen und mich

Digitized by Google

ein großes Glück geweſen iſt. Uns hätte die gemeinſame Jugendluft gefehlt, die Ueberlieferung einer gemeinſamen Heimat, die etwas vom Schönſten in einer Ehe ſind. Sie hätte darunter gelitten, daß ich mit meinem italieniſchen Gepräge nie ein echter Deutſcher geworden wäre, ich darunter, daß ſie lebenslang als eine Fremde durch unſere Berge gegangen wäre! — Auch Sie und Doia würden miteinander nicht glücklich!" —

Da drang durch die Türe die Stimme des Hausherrn: „Onkel, wir ſollten gehen!"

Der Sindaco rief ihn ins Zimmer.

Als Teſta den jungen Gaſt mit gefalteten Händen trübſelig daſitzen ſah, ſagte er zu Ceſari: „Ich würde mit Herrn Landſiedel doch nicht ſo übers Knie brechen. Ich habe Pläne für ihn; er ſoll hier oder in Genua zuwarten, wie ſich die Dinge entwickeln; unterdeſſen lernt er die Sprache völlig und entſchließt ſich vielleicht für eine Laufbahn auf unſerm Boden. Du aber ſieh' zu, daß dir Doia nicht ſonſt weggenommen wird. Ich traue euerm Prieſter Gini, der mit Grimelli unter einer Decke ſteckt, verdammt ſchlecht. Bedenke, daß Doia ſein Beichtkind iſt! Sie wird unter ſeinem Zuſpruch, unter ſeiner Gewiſſenserforſchung und Folterfragen wegen Herrn Landſiedel bald nicht mehr wiſſen, wo ein und aus. Das verlorene Lamm muß gerettet werden, und die Nonne, die ihr mit unheimlicher Ueberredungskunſt den Kopf verdreht, wird raſch bei euch oben erſcheinen. Halb erzwungene, halb freiwillige Flucht nach Italien! Was ein Kloſter verſchlungen hat, gibt es nicht mehr heraus, und keine der frommen Frauen wird verraten, wo das Opfer ſteckt. Iſt der Fall ſo unerhört? — Und Doia iſt ja im heimlichen eine der Schwärmerei zugängliche Natur! Da ſieh' dich vor, Onkel!"

Der Sindaco wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne; er erwiderte bloß: „Alſo gehen wir zum Notar!" und verabſchiedete ſich etwas verwirrt von Landſiedel.

Digitized by Google

Was wollten sie beim Notar? – Heinrich wußte, Cesari hatte Testa das Bauland auf Val Piora verkauft. Nun handelte es sich um die amtliche Festlegung. Gedankenvoll beobachtete er, wie die beiden das Haus verließen. Er war sicher, an Testa hatte er einen wohlwollenden Freund; aber auch für Cesari empfand er eine warme Hochachtung. Nicht jeder Vater hätte sich mit einem Fremden so würdig und vornehm auseinandergesetzt. Es tat ihm um den alten Mann leid, der neben dem bolzgerade einhergehenden Testa etwas vorgeneigt des Weges schritt, als drücke ihn eine unsichtbare Last.

Auch Heinrich drängte es ins Freie.

Die Worte Testas lagen ihm bleischwer auf der Seele. Nein, an die Tragweite seines kurzen Liebesabenteuers mit Doia hatte er nicht gedacht, daß ein so junges, schönes Leben deswegen halb unfreiwillig hinter den Mauern eines Klosters verschwinden und für immer dem Leben entrissen werden könnte.

Er ging mit seinen wogenden Gedanken nicht in das Gewühl des Bahnbaues hinein, sondern lief, von dem schwachen Fuß wenig mehr gehindert, die Gotthardstraße hinab, den dahinsausenden, grauen Wellen des Tessins entlang durch die Enge der Felsen von Stalvedro, die sich wie gewaltige Burgruinen aus der Vorzeit türmen, und erreichte in grünem Wiesengrund das Dorf Ambri. Um dem Staub der Fuhrwerke auszuweichen, verließ er jenseits der braunen Holzhäuser die Straße und warf sich auf den Rasen des Abhanges. Er ruhte und blickte nach den Terrassendörfern empor, die von der Abendsonne beschienen, wie in weltentrückter Seligkeit auf den Gesimsen der Berge lagen.

Jenes dort mit dem altersgrauen romanischen Glockenturm war Altanca. Neben der Kirche sah er die Fenster Doias. Wenn sie jetzt ins Tal schaute, würde er sie sehen, aber freilich wegen der großen Entfernung nicht erkennen können.

Digitized by Google

Seit ſie ſeinetwegen litt und in Gefahr ſchwebte, erſchien ihm ihr Bild noch verehrungswürdiger und heiliger als je zuvor. Die Sorge um ihr künftiges Los quälte ihn. Mitten in ſeinen Schmerzen fiel ihm ein, daß er am Morgen den Plan erwogen hatte, einen Brief an Pater Placidus zu ſchreiben. Wiewohl ſich in ſeiner Seele manche Einwürfe dagegen regten, gewann der Gedanke Macht über ihn. Wer verſtand ſeine Herzensnot um Doia tiefer als der hochſinnige Mann, der aus ſeiner Jugend ſelber wußte, wie die Qual um das Ergehen eines geliebten Weſens in der Bruſt wühlt und brennt! — In Heinrichs Kopf war der Brief ſchon im Werden, beſonders der Schluß, die Schilderung der Gefahr, in der Doia ſchwebte. Da bemerkte er auf der Straße ein Bild, das ihn für den Augenblick doch noch ſtärker feſſelte!

Grimelli fuhr in einem niedrigen Korbwagen die Straße hinab und hieb unbarmherzig auf die ſchindmagere Mähre los. Warum hatte er es ſo eilig? — Oder war es ſeine Gewohnheit, ſo wild loszufahren? — Und was hatte ſeine Fahrt wohl für einen Zweck? —

Jedenfalls war es Landſiedel eine Erleichterung, den Feind nicht in Altanca zu wiſſen.

Auf dem Rückweg nach Airolo lag ihm der Brief an Pater Placidus wieder in den Sinnen. Er zögerte; in einſamer Abendſtunde aber ſetzte er ſich an den kleinen Tiſch ſeines Zimmers und begann ſeine Reiſe- und Liebesabenteuer niederzuſchreiben, zuerſt mit dem Gedanken, daß er ja den Brief nicht abzuſenden brauche, wenn er ihm nachher mißfalle, allmählich aber in einer Spannung der Seele, daß er nicht hörte, wie die Bahnarbeiter, das Dorf durchflutend, ihre einſtimmigen langgezogenen Melodien in die Nacht ſangen, wie die Lieder allmählich verſtummten, auf der Straße nur noch dann und wann ein Wagen knarrte, die Schritte eines einzelnen Gängers hallten und endlich die Schläge der Mitternacht durch das vernehmbare Rauſchen der Gebirgswaſſer klangen.

Digitized by Google

Was er mit hochgestimmter Seele und eilender Feder schrieb, war ein Selbstbekenntnis über die Tage zwischen Disentis und Airolo, eine flehende Bitte von Herzen zu Herzen, nicht um Hilfe, sondern bloß um Verstehen.

Er siegelte den Brief nicht; er wollte ihn am Morgen noch einmal überprüfen, ob es besser sei, ihn an Pater Placidus zu schicken oder ihn zu vernichten. Als er aber den Kopf hinaus in den Nachtwind reckte, der vom Gotthard herniederstrich, empfand er ein Gefühl innerer Befreiung, schon die bloße Niederschrift seiner Schmerzen hatte ihm wohlgetan.

Spät am Tag, noch etwas abgeschlagen von seiner nächtlichen Schriftstellerei, erwachte er und las den Brief wieder. Da war ihm, er habe in seinem Leben nichts Wahreres und nichts Schöneres geschrieben, nichts Herzergreifenderes als dieses Bekenntnis.

Er gab das Schreiben zur Post. –

Vierzehntes Kapitel

Testa und Landsiedel saßen sich beim Frühstück gegenüber. Der Gast erzählte, daß er Grimelli gestern abend habe das Tal hinunterfahren sehen.

„Um so besser", gab der Hausherr leichthin zurück. „Da begeht er wenigstens in Altanca keine bösen Streiche. Wenn der alte Grimelli noch lebte! Er hielt den Sohn streng in Zucht. Jetzt aber haben alle schlechten und gefährlichen Eigenschaften des Burschen freien Lauf. Er treibt sich jetzt wohl mit der goldenen Jugend von Lugano, Como und Mailand in den Städten herum und wird in einigen Tagen den beiden Schützenfesten beiwohnen, die in Mendrisio und Balerna, Nachbardörfern an der italienischen Grenze, stattfinden. Dort in Mendrisio sammeln sich diejenigen, die nach der alten Zeit zurückschielen und gern noch ein paar hundert

Digitized by Google

Prieſter mehr in den Kanton hereinbrächten, in Valerna die fortſchrittlichen Teſſiner, die den Kanton einer freiern und größern Kultur entgegenführen möchten. Ich gehöre zu dieſen; man nennt mich weit und breit bloß den „Freigeiſt von Airolo". An den Feſten werden alſo die Gegner nahe beiſammen ſein, und kommt nun noch die Partei Grimellis dazu, der „junge Teſſin", der keinen Anlaß vorübergehen läßt, ohne die faulen Eier der lateiniſchen Verbrüderung darein zu legen, ſo können wir Händel genug erleben, vielleicht ſogar Tätlichkeiten. Wenn die Prügel dann die Richtigen treffen, ihn und die Seinen, dann lache ich gern darüber mit, obgleich es im Grunde traurig iſt, was für ein Bild politiſcher Zerriſſenheit wir Teſſiner der übrigen Schweiz bieten."

„Glauben Sie wirklich, Herr Teſta, daß Grimelli fähig wäre, Doia ein Leides zuzufügen?" fragte Heinrich.

Teſta zuckte die Schultern.

„Vielleicht waren es nur Schreckſchüſſe, die er auf Sie und das Mädchen abgegeben hat; er ſchätzt ſeine Freiheit hoch ein, und ſo lange es ihm gut geht, ſo lange er Geld beſitzt, wird er ſich vor einer Tat hüten, die ihn ins Gefängnis führt. Jede Nuß wird aber einmal reif. Auch Grimelli! Dann, wenn ihm die Mittel ausgehen, wird er zu fürchten ſein; dann wird Ceſari gut tun, mit Doia eine Weile aus der Heimat zu verſchwinden. Und Sie ſelber ſind dann hoffentlich bei mir in Genua. Auch Sie werden dann Grund haben, ſich vor ihm zu hüten!"

„Ich in Genua?" fragte Heinrich überraſcht.

„Ich will Ihnen die Pläne entwickeln, die ich für Sie ausgeheckt habe", verſetzte Teſta in ſeiner raſchen, geſchäftlichen Art. „Auf jeder Straße liegt Geld, auch auf der Ihrigen. Sie haben nun meinen Nachwuchs kennen gelernt, die Jungen auch Sie, und ich hoffe, das Sich-wohl-mögen iſt gegenſeitig. Wenn Sie Hauslehrer bei uns blieben! Als ehemaliger Steward, wie jetzt als Hotelier kenne ich den Wert fremder Sprachen in Handel und Wandel und habe

Digitized by Google

gehört, daß die Studenten von Tübingen die geborenen Lehrer seien. Wie steht es denn mit Ihrem Französischen und Englischen?"

„Wie in Ihrer Sprache habe ich darin bloß etwas Schulsack", erklärte Landsiedel.

„Nun, nach Ihrem Italienischen zu schließen einen recht achtungswerten", erwiderte Testa. „Wir leben über Sommer hier in Airolo, vom Spätherbst bis zum Spätfrühling in Genua, wenigstens meine Familie. Ich fahre auch im Sommer ein paarmal nach Genua hinunter. Nun sind die beiden Knaben in ein Alter getreten, in dem ein halbes Jahr Bergferien nichts mehr taugen. Wir geben sie aber auch nicht gern auswärts. Also kann es mir dienen, Sie als ihren Lehrer zu behalten."

Heinrich sann. Die Söhne des Hauses gefielen ihm gut. Er hatte für den Vorschlag ein geneigtes Ohr.

Und die Liebe zu Doia hielt ihn ja doch im Land.

Testa aber fuhr fort: „Wenn wir uns gegenseitig so vortrefflich verstehen, wie es jetzt den Anschein hat, kommen Sie im Herbst mit uns nach Genua. Leben Sie sich neben Ihren Stunden als mein Sekretär in das Hotelfach ein. Es ist stets noch ein Beruf, bei dem man mit Arbeit und Umsicht zu Geld gelangen kann. Besonders ein gebildeter Mann, der für die geistigen Bedürfnisse der Fremden das Ohr besitzt. Nichts hindert Sie dann, einmal eine Stellung in Rom anzunehmen, damit Ihr Wandertraum doch in Erfüllung geht. Und inzwischen wird Grimelli irgendwie von der Bildfläche verschwinden, vielleicht nach Amerika. Es steht ja nichts still. Inzwischen wird ja auch das Hotel in Val Piora gebaut und eröffnet. Da ist für Sie wieder eine Stellung. Ich rechne auch auf den Besuch von Deutschen. Es wird ihnen gefallen, wenn sie dort einen Landsmann finden, der sie in der Heimatsprache begrüßt. Der Verkehr mit Doia steht Ihnen dann in unverfänglicher Weise frei. Sie haben die Gelegenheit, dem Sindaco zu beweisen, daß

Digitized by Google

Sie ein tüchtiger Mann ſind. Wir wollen hoffen, daß Sie nicht ſieben Jahre um ſeine Tochter dienen müſſen, wie Jakob um die Rahel. Luftſchlöſſer, denken Sie wohl! Was aber in der Welt an Werten entſteht, muß zuerſt in irgend einem Gehirn als Luftſchloß erbaut werden. Selbſtverſtändlich gönne ich Ihnen die Zeit, ſich meine Anregung zu überlegen."

Ja, was ihm da Teſta vorſchlug, wäre ein Tor ins Leben — nur war es nicht ſein Tor.

So beſann ſich Heinrich.

Sich ins Hotelfach einleben? — Nein! Von ſeiner Mutter hatte er eine Abneigung gegen jede Betätigung im Wirtſchaftsgewerbe ererbt; er mochte ſich nicht auf die gleiche Stufe wie ſein Schwager Wilhelm ſtellen. Eine leiſe Sehnſucht zurück zu ſeinen Studien ging ihm durchs Herz. Sein tiefſter Weſenskern lag doch in der Poeſie, der alten und der neuen. Sich aber einmal an den Jungen Teſtas als Lehrer zu verſuchen, lockte ihn.

In dieſer Hinſicht wurde er mit ſeinem Gaſtgeber einig.

„Ich mag nun keine ſtrenge Schulmeiſterei", ſagte ihm der Hotelier; „geben Sie den Buben am Morgen im Haus eine Stunde; machen Sie am Nachmittag einen Ausflug mit ihnen, und führen Sie die Unterhaltung nach Möglichkeit deutſch. In der Unterhaltung lehrt und lernt ſich eine fremde Sprache am leichteſten. Ich habe nun mit dem Bau in Val Piora zu tun; noch heute ſchließe ich darüber ein paar Verträge ab!"

Damit ließ er den Gaſt.

Obſchon Teſta das Weſen Landſiedels, ſoweit es die Neigung und Befähigung für das Hotelfach betraf, nicht richtig beurteilte, war es Heinrich in der Nähe des anregenden Mannes wohl. Am gleichen Tag noch begann er ſeine Lehrtätigkeit. Zu ſeiner Genugtuung bewieſen auch die Jungen Freude am Unterricht; der bedächtige, etwas verſchloſſene Camillo, in dem ſich die Art der Mutter ſpiegelte, wie der lebhafte Leo, der innerlich und äußerlich das Abbild des Va-

Digitized by Google

ters, in Begreifen und Wort der raſchere war. Heinrich liebte beide, und zuweilen ſpürte er über das kleine Amt, das ihm zugefallen war, ein ſonniges Glück in ſich.

Was wohl Doia zu ſeinem Beruf ſprechen würde, wenn ſie darum wüßte? — Heimlich quälte er ſich um ſie, und der Brief, den er an Pater Placidus geſchrieben hatte, gab ihm ſchwer zu ſinnen und zu denken. Wie wohl der Benediktiner das Schreiben voll Liebesſorgen aufnahm? —

Bevor ihm darauf Antwort wurde, am andern Morgen ſchon, brachte die Poſt ſein Geld, und da er in dem angeſehenen Hauſe Teſta wohnte, bedurfte er ſeiner Schriften nicht, um es ausgehändigt zu erhalten. Freudig ſchmückte er ſich wieder mit der ſchönen ſilbernen Uhr des Vaters.

Die Uhr hatte, wie der Polizeiamtmann von Chur ſchrieb, Forta verraten. Ein Detektiv in Zürich war Zeuge, wie ſie dieſer in einer ſpaniſchen Weinſtube um einen Spottpreis an einen andern Gaſt abzuſetzen verſuchte; der Geheimpoliziſt fand ſich über das Weſen des Beobachteten raſch zurecht; in der Unterſuchung geſtand der halbbetrunkene Schelm den Diebſtahl und gab auch den Namen des Beſtohlenen an.

„Wie Sie ſehen, ſind an Forta bloß etwa dreißig Franken verloren gegangen, für Sie eine recht billige Lehre, künftig weniger vertrauensvoll durch die Welt zu ſchlendern. Wir hätten Ihnen Ihr Beſitztum ſchon am zweiten Abend nach Ihrer Abreiſe wieder einhändigen können; aber was haben Sie für einen merkwürdigen Weg genommen? Im übrigen werden Sie jetzt Ihr Brett wieder leichter bohren. Und vergeſſen Sie nicht, daß es jeder bereut, der aus den Studien läuft!" So der humorvolle Polizeipräſident.

In dem Dankſchreiben an ihn ſchilderte Landſiedel einige von den Erlebniſſen, die ſich zwiſchen Chur und Airolo zugetragen hatten.

Ja, die Studien! — Seit er Lehrer war, ſpürte er es noch deutlicher als vorher, daß ihn ſtets eine heimliche Sehn-

Digitized by Google

ſucht nach den Büchern begleitete. Wenn nicht die Liebe zu Doia wäre, wüßte er ſeinen Weg — Tübingen!

Wie nun ihr das ihm in ſo rührender Weiſe geliehene Geld zurückgeben?

Die Frage begleitete ihn ins Val Ruvino, deſſen friſche Waſſerſpiele ihm die Zöglinge zeigen wollten.

Als er am Abend wieder mit ihnen ins Dorf trat, begegnete er Fenner, der auf der Rückreiſe von der Taufe ſeines Jungen nach den Felſen des Pizzo Pettano begriffen war. Der Ingenieur ging mit einem Bekannten, kam aber jetzt lachend auf ihn zu. „Kette über die Bruſt. Ihre Uhr und Ihr Geld haben Sie alſo gefunden?"

Die drei Männer traten miteinander in das „Riſtorante della Stella polare", wie ſich hochtönend eine kleine, aber durch ihren vortrefflichen Wein bekannte Barackenwirtſchaft nannte, in der umgeſtürzte Fäſſer die Tiſche und Stühle erſetzten. Dabei lernte Heinrich auch den Begleiter Fenners kennen, den Tunnelaufſeher Kaufmann, einen dunklen Krauskopf mit blaſſem Geſicht und düſtern Zügen.

Landſiedel und Fenner führten das Geſpräch faſt allein; bald aber rüſtete ſich der Topograph zum Aufſtieg in die Berge, und Heinrich ſchickte ſich an, ihm ein Stück das Geleite zu geben.

Nun erſt ging der Tunnelaufſeher aus ſich heraus. „Landſiedel", ſagte er, „wenn es Ihre Zeit erlaubt, kommen Sie doch nachher in die Wirtſchaft zurück. Ich bin ſonſt keiner, der um Geſellſchaft bettelt. Aber heute! Und am liebſten iſt mir ein Geſicht, das noch nie in den Tunnel geguckt hat. Sie müſſen entſchuldigen", verſetzte er mit einem Anflug von Lächeln, „ich habe heute meinen freien Tag, aber zugleich den ſchwärzeſten in meinem Leben."

Der Mann erregte plötzlich den Anteil Heinrichs. Landſiedel verſprach ſeine Wiederkehr.

Bis halbwegs Brugnasco begleitete er Fenner und er-

Digitized by Google

zählte dem neugierig Horchenden das Abenteuer im Hause des Sindaco.

Der Topograph aber war mit ihm nicht zufrieden: „Wozu die Hauslehrerstelle? Sie haben ja jetzt wieder Ihr Geld! Also fort! Wollen Sie denn Grimelli durchaus zu einem Verbrechen reizen, Doia in Gefahr bringen?"

Als Landsiedel wieder den Berg hinabschritt, lagen ihm die Worte Fenners auf der Seele, und die Rückkehr in die „Stella polare" wurde ihm nicht leicht. In der Schenkstube saß Kaufmann so tief ins Brüten versunken, daß er den Eintretenden kaum gewahrte. Neben dem Ingenieur lag eine Schiefertafel und eine Kreide. Auf der Tafel stand: „Antonio Vermi. — Per due occhi freschi sei mille lire." Darauf warf Heinrich seinen verwunderten Blick und schaute dem Schreiber fragend ins Gesicht.

Nun erst erwachte Kaufmann aus seinem Nachdenken. „Das ist's, was mich quält und warum ich nicht gern allein bin. Wollen Sie die entsetzliche Geschichte hören?"

Sein Ton rief die Neugierde Landsiedels hervor, und als er das Nein unterließ, begann der Tunnelaufseher: „Ich bereitete mich heute morgen eben zu einem Vergausflug vor. Da wurde ich durch Doktor Filippi ins Lazarett gerufen. Antonio Vermi, einem meiner liebsten Mineure, war vor neun Wochen eine Sprengladung ins Gesicht gegangen. Nun sollte ihm, nachdem sich die Heilung gegeben hatte, die Binde von den Augen genommen werden. Das wollten die Aerzte nicht tun ohne meine Gegenwart. In all' den Wochen hatten sie es dem Unglücklichen nie verraten, daß ihm die verbrannten Augen herausgenommen worden waren und er, der erst Siebenundzwanzigjährige, für immer blind sein würde. Da mußte ich Vermi mit der Wahrheit vertraut machen, eine Aufgabe, die der Teufel holen soll. Und ich bin kein Pfarrer. Ich log dem Manne, der sich wie ein Kind auf das Tageslicht freute, vor, daß er sich vielleicht ein paar Stunden, vielleicht ein paar Tage gedulden müsse, bis er seine Um-

Digitized by Google

gebung wieder deutlich erkenne, ja daß seine Augen wohl für immer etwas geschwächt bleiben; ich sprach ihm auch von sechstausend Franken Unfallentschädigung, die ihm die Unternehmung ausgesetzt habe, einem Betrag, woraus er für sich und seine Verlobte ein hübsches Gütchen kaufen könne. „Das ist der Henkerpreis für zwei gesunde Augen!" schrie er und erriet in stöhnendem Jammer sein Elend. Da fiel die Binde. „Bloß rot — rot", stammelte Vermi und fuhr sich mit den Fingern in die Höhlen."

„Grauenvoll!" zitterte die Stimme Heinrichs.

„Grauenvoll!" wiederholte Kaufmann. „Vermi stürzte wie ein Fallsüchtiger zu Boden; wir mußten ihm die Hände binden, damit er sich das Fleisch nicht vom Gesicht riß. Es war ein Jammer, bei dem selbst wir harten Männer geweint haben, und ich werde die Schreie des Unglücklichen noch in zwanzig Jahren hören: „Die Hölle über Gotthard. Gott und Madonna, gebt mir meine Augen wieder!""

Der Aufseher schwieg und stützte den Kopf in die Hand. Erst nach einer Weile versetzte er gedämpft: „Nun wissen Sie, warum ich den schwarzen Tag habe. Ich muß mir stets die Heimkehr des Unglücklichen ausmalen. Er fährt morgen mit zwei frischen, hellen Kameraden, die in den Militärdienst einrücken, heim in sein paduanisches Dorf. Er kann seine Eltern nicht sehen, seine Geschwister nicht. Und wird die Braut einen Mann noch wollen, der ihr nie mehr in die Augen wird schauen können?"

Der über das schreckliche Tageserlebnis Verdüsterte starrte geistesabwesend in das Glas. Landsiedel, selber auf das tiefste von der Erzählung erschüttert, spürte, daß es ein Samariterdienst war, wenn es ihm gelang, die Gedanken Kaufmanns wieder in hellere Bahnen zu bringen. Er bemühte sich, die Ablenkung von dem Bild des unglücklichen Italieners zu finden, und unter leidlichem Gespräch ließen es die beiden elf werden.

Digitized by Google

Da verſetzte Kaufmann: „Um Mitternacht muß ich wieder im Tunnel ſein, gottlob! Lieber bei der Arbeit bis an die Knie im Kot ſtehen, lieber ſich von den dampfenden Quellen ſieden laſſen, als ſich hier draußen untätig mit den Geſtalten unſeres Schlachtfeldes abquälen. Ihre Geſellſchaft war mir aber jetzt ein richtiger Troſt; ich weiß nicht, wie ich ſonſt über dieſe Abendſtunden hinweggekommen wäre. Vielleicht ſehen wir uns dann und wann. Wenn Sie einmal mit mir in den Stollen ans Vorwerk fahren wollen, ſo melden Sie ſich. Ich habe mein Einführungsrecht bis jetzt noch kaum benützt."

Landſiedel horchte bei dieſer Einladung empor. War es nicht ein großes Schauſpiel der Kulturgeſchichte, das zu ſehen ſich ihm die Gelegenheit bot!

Er nahm dankbar an.

Der Aufſeher verſetzte: „Wenn ich Verſprechen gebe, löſe ich ſie gern raſch ein. Für heute freilich iſt es zu ſpät; morgen abend geht es auch nicht. Da ſind Viſierungen im Tunnel, aber übermorgen abend! Sagen wir um halb neun in der Baracke Nummer vier. Später wäre es eine Weile unmöglich. Aus der ſteigenden Wärme des Geſteins ſchließen wir, daß wir mit dem Vortrieb raſch wieder auf eine Stelle rücken, an der heiße Quellen hervorbrechen. Das gibt dann ſo kitzliche Dämmungsarbeiten, daß wir lieber keinen Beſuch dabei haben. Auf Wiederſehen alſo übermorgen abend!"

Als Heinrich in ſein Zimmer trat, lag von irgend einem Boten überbracht, ein Brief Doias da, wenige halb deutſche, halb italieniſche Zeilen. „Ich denke immer an Dich. Lehrer ſein bei Odoardo gut. Vater traurig, Carlo wild fortgegangen, Pfarrer bös, ich treu. Wir wiederſehen. Vielen, vielen Kuß — Doia."

Er küßte das Schreiben; er zog das Medaillon hervor, das ſie ihm geſchenkt hatte; er verſenkte ſich in ihr liebes Bild-

Digitized by Google

nis, und was es ihm nicht ſchenkte, das gab ihm die Einbildungskraft; er ſah die dunkeln Augen Doias wie zwei Sonnen; ſie ließen ihn die erloſchenen vergeſſen, von denen er ſo wehvoll hatte ſprechen hören. —

Fünfzehntes Kapitel

Ein Tag ohne Erlebnis!

Als Heinrich aber am andern Morgen eben ſeine Unterrichtsſtunde aufnehmen wollte, überraſchte ihn die Poſt wieder mit einem Brief.

Aus der zierlichen, kleinen Gelehrtenſchrift erriet er gleich, daß es ein Schreiben von Pater Placidus war. Er öffnete es mit dem wiederaufſteigenden Gefühl der Scham, daß er es gewagt hatte, ſich mit ſeinem weltlichen Anliegen in die ſtille Klauſe des Benediktiners zu drängen, dem er doch bloß ſo flüchtig begegnet war.

„Mein lieber Freund", redete ihn der Pater an, und ein freudiger Schreck durchzuckte Heinrich, eine Freude, die im Weiterleſen wuchs und ihn wie ein Licht überſtrömte.

„Nach unſerer kurzen Zwieſprache und unſerm Abſchied im Bergesabenddämmern habe ich oft an Sie gedacht und mich betrüben wollen, daß Sie mir nie ein Lebenszeichen aus Italien gegeben haben. Ich wähnte Sie ſchon in Rom. Nun ſind Sie durch Umſtände, die mich auf das tiefſte bewegen, nach Airolo geraten, und wenn dieſer Brief in Ihren Händen liegt, bin ich bereits auf dem Weg zu Ihnen."

Heinrich konnte ſich kaum faſſen vor Ueberraſchung. „Meine Urlaubstage haben früher den Eltern gegolten", fuhr der Pater fort. „Nun iſt auch meine Mutter ſeit drei Jahren tot, und ich habe ſeither das Kloſter nicht wieder verlaſſen. Darum hat mir mein verehrungswürdiger Abt gern und gütig die Zeit gewährt, die ich für eine Wanderung über die Oberalp nach Andermatt und von da über den Gott-

Digitized by Google

hard nach Airolo, hinauf nach Altanca, und zurück ins Kloſter bedarf. Wenn mir Ihr Kummer und Seelenleid auch an erſter Stelle am Herzen liegen und es mich drängt, mit Ihnen darüber Ausſprache zu halten und Ihnen wenn möglich Troſt zu bringen, ſo freue ich mich doch auch, in Airolo ein Stück des großen Gotthardwerkes zu ſehen, das, hoffe ich, zum Segen unſeres Schweizervolkes gereicht, dem nächſt Gott meine beſondere Liebe gilt. Ich werde am Spätnachmittag in Airolo eintreffen. Wenn es Ihnen möglich iſt, kommen Sie mir ein Stück auf der Gotthardſtraße entgegen. Wir haben uns ja gegenſeitig viel zu ſagen." —

Noch einmal las Heinrich den Brief durch, gewann nur mit ſtarkem Willensaufwand die Sammlung für die Stunde und bat nachher Teſta um die Freigabe des Nachmittages.

Als der Hotelier hörte, daß Landſiedel den Beſuch eines Benediktinermönches erwartete, flog ihm ein ſpöttiſches Lächeln um den Mund. „Sie ſind Proteſtant und haben in die Schwarzröcke doch mehr Vertrauen als ich. Ich mag die Kutten nicht. Mein Glaube beſteht in den wenigen Worten: ‚Tue recht und ſcheue niemand.' Wozu die Geiſtlichen?"

„O, wenn Sie Pater Placidus einmal in das ſeelenvolle Geſicht blickten", rief Heinrich mit jugendlicher Glut. „Mir iſt noch kein edlerer Menſch begegnet!"

„Er wird Grimelli nicht aus der Welt ſchaffen, und da iſt doch der große Haken", erwiderte Teſta kühl. „Dagegen habe ich Ihnen einen Troſt. Mit ſeinen Geldern geht es raſch bergab. Ich habe die Mitteilung von einer befreundeten Bank in Bellinzona, die ſich manchmal von mir beraten läßt. Er ſucht eine Hypothek auf ſein Heimweſen. Das iſt der Anfang vom Ende. Bald muß er ſchuldenhalber hinaus in die Welt gehen."

Den Gotthardweg empor wanderte Landſiedel. Es war ihm die Erfüllung eines Jugendwunſches; aber die Ereigniſſe der letzten Tage waren zu vielfältig geweſen, als daß er ſich völlig an die Bilder des Val Tremola hätte hingeben können.

Digitized by Google

Was sollten ihm die fröhlichen Fahrer und Gänger, die ihm an dem stillen Sommertag entgegenkamen, die braunen verwilderten Gestalten der Weger, die zu Zeiten der Winterstürme Post, Tiere und Menschen aus dem Schnee gruben, aber heute leichten Dienst hatten? — Er bemerkte es kaum, daß über ihm von den sonnenwarmen Felsen die ersten Alpenrosen in Purpurglut nickten. Nur als ihm ein Zug von Dynamitfuhrwerken für den Airoleserstollen begegnete, die als Kennzeichen schwarze Fahnen trugen, glitt es ihm durch die Sinne, daß irgendwo tief, tief unter ihm in den Urfelsen des Gebirges ein Häuflein tapferer, halbnackter Menschen die künftige Völkerstraße durch die Finsternis, das Gestein und hervorbrechende Wasserfluten schlug, und er sie durch die Freundlichkeit Kaufmanns in ihrem mörderischen Kampf gegen die Geister des Weltgebäudes sehen sollte.

Seine Gedanken waren ganz bei Pater Placidus. Die Herzensgüte, mit der sich der Benediktiner seines Schicksals annahm, erfüllte ihn mit stiller Feierlichkeit. Vielleicht hatte zwar Testa recht; auch der Mönch konnte ihm und Doia nicht helfen. Er kam aber doch, der urgütige Mensch.

Und tief im Grund der Seele leuchtete Heinrich ein vertrauensvolles und heiliges Hoffen.

Hinter ihm lag die Schlucht. Um ein ödes Hochtal, ähnlich wie er es vor Santa Maria durchwandert hatte, drängte sich mit mächtigen grünen Granitwänden und weißen Schneefeldern jene Zickzackkrone von Bergen, die den Gotthard bilden, und hoben die Finger in die lichtscharfe Luft, in das schwarzblaue Gewölbe des Himmels.

In der Felsenlandschaft winkte das einsame Hospiz; davor stand eine Burg von weißbestaubten Sommerwagen, saßen Reisende von Nord und Süd und ruhten im Anblick der Gipfel.

Sollte er hier Einkehr halten und Pater Placidus erwarten? — Nun er wieder sein Geld besaß, wäre es doch ein fröhlicheres Rasten als in der Armut von Santa Maria.

Digitized by Google

Und Luſt auf einen Biſſen hätte er gehabt. Nein, er wollte ſeinem geiſtlichen Freund nicht unter den Augen leichtſinnigen Wandervolkes begegnen und ſchritt die Straße weiter, bis er den vollen Blick über die kleinen, dunkeln Seen hatte, die unterhalb der Paßhöhe träumen.

An einem von Flechten überzogenen Felsblock ruhte er und blickte auf die geheimnisvollen Waſſer. Sie erzitterten im Wind wie Seelen, über welche die Klänge einer Ballade gehen. Auch ſein Traumſinn ſpannte die Flügel; er ſchwebte um die Geſtalt Doias.

Als er aus tiefem Nachſinnen wieder einmal den Kopf hob, da war ihm Pater Placidus ſchon nahe, und die edle Geſtalt des im Frieden und Licht der Berge Heranſchreitenden übte auf ihn den gleichen tiefen Zauber wie im Abendſchein des Kloſters von Diſentis. So wie der Benediktiner, ein winkendes Lächeln auf den Lippen, den Bergſtock in der Hand durch die Oede des Gotthardtales dahergegangen kam, mochte einſt der Jünger Johannes ſeelenſuchend durch das Patmosgebirge gewandert ſein.

Mächtig zu ihm hingezogen, eilte ihm Landſiedel entgegen. Ihre Augen fanden und verſtanden ſich.

„Ihr Brief hat eine wunderbare Gewalt auf mich ausgeübt", begann Pater Placidus; „er mutete mich an wie das Schönſte, was ich je von einer Menſchenhand und aus einer Menſchenbruſt geleſen habe, und erinnert mich an die Zeit, da ich jene junge, unausgeſprochene Liebe, von der ich Ihnen erzählt habe, unter den Schauern des Unglückes und der religiöſen Anfechtung ließ. Ich mußte Sie wieder ſehen!"

„Wie danke ich Ihnen, Pater Placidus", erwiderte Heinrich, „wie freue ich mich, daß Sie meinen Brief im Guten aufgenommen haben. Ich ſchämte mich ſeiner hinterher."

Ein feines Lächeln ſpielte um das Geſicht des Mönchs. „Es iſt ein merkwürdiger Brief", verſetzte er, „der Brief eines Menſchen, dem Gott zu ſagen gab, was er leidet. Als

Digitized by Google

wir uns in Diſentis begegneten, da ſpürte ich aus Ihnen nur den Germaniſten, der mit Fleiß und Eifer ſein Wiſſen aus den Schätzen des Mittelalters geſchöpft hat, aus Ihrem Brief aber den ſelbſtſchöpferiſchen Geiſt, der Eigenes hervorzubringen berufen iſt, der in die Seelen zündet und ſie aus der Dunkelheit ins göttliche Licht emporreißen wird! Ich denke, Ihr künftiger Weg iſt derjenige eines Schriftſtellers und Dichters. Und wir ſind Mitarbeiter am gleichen göttlichen Werk."

Heinrich gab dem Benediktiner einen verwunderten Blick.

Der Pater fing ihn auf. „Sie ſind überraſcht, mich ſo ſprechen zu hören! Ich habe in den Männern der Dichtung und Wiſſenſchaft ſtets Mitarbeiter und Freunde unſeres Standes geehrt. Wahrhaftig, wir haben ja alle Arbeit genug, die Aecker des Höchſten zu pflügen. Wie öde und unfruchtbar iſt der Boden der Menſchen weithin; wie gehen ſie den Blick auf den Boden geſenkt! Gehen ſie nicht wie die ziehenden Stiere im Joch, die, wenn ſie am Abend müde in den Stall treten, den Blick den langen Tag nie in die Sonne erhoben haben, ihn nicht in die aufgehenden Sterne heben? Das aber iſt unſere gemeinſame Aufgabe, diejenige des Dichters wie des Geiſtlichen, daß wir die Menſchen lehren die Blicke aufzuſchlagen zu den Wundern in uns und über uns, auf daß ſie hinter dem Sichtbaren das Unſichtbare ahnen, und den urheiligen Gott anbeten."

So ſchritten die beiden in hohen Geſprächen dahin, der mildfeurige Pater der Gebende, Heinrich der Lauſchende. In die höchſten Lebensfragen vertieft, achteten ſie kaum der Wandernden, die ihnen begegneten und ihnen forſchende Blicke zuwarfen.

Landſiedel erlebte eine herrliche Weiheſtunde, und als der Mönch das Geſpräch auf ſeine Tübinger Vergangenheit lenkte, legte er ihm ſein Leben ſo offen dar, wie vorher ſeinen gütigſten Freunden nie.

Digitized by Google

„Ich merke in mir ein Lehrtalent; die kleine Stellung in Airolo hat mir bereits die Sicherheit gegeben, daß ich es besitze", schloß er seine Erzählung.

„Lehrtalent!" wiederholte der Benediktiner nachdenklich, „doch ein Lehrtalent höherer Ordnung! So sagt mir Ihr Brief, so sagt mir alles, was ich aus Ihrem Leben weiß. Auch Ihre Irrfahrten in unsern Bergen, selbst die große Sünde gegen das Allerheiligste, die Sie in Ihrer Verzweiflung haben begehen wollen, und Ihre Liebe in Altanca. Spüren Sie nicht selber, wie Sie Gott für Ihre große künftige Pflicht in Schmerzen und Wonnen erzieht, damit Sie gerüstet sind, gute und sonntägliche Gedanken in die Menschen hineinzutragen?"

Heinrich glühten die Wangen. Reinhold von Plus erschien vor der Seele. Auch jener hatte in ihm die schriftstellerische Begabung geahnt, mit ihm davon gesprochen. Wie viel reiner und schöner aber tat es nun der Mönch. Nein, nein, neben ihm nicht an den Schuft denken!

„Und Pater Placidus, Sie wollen hinauf nach Altanca", bebte seine Stimme. „Was werden Sie dort sprechen?"

„Je nach dem was ich sehe und höre", erwiderte der Geistliche, „etwas, das ein anderer meines Standes nicht leicht täte und mir vielleicht Tadel zuziehen wird. Ist das Mädchen so mit den Gaben des Geistes ausgestattet, wie es Ihr Brief schildert, ihr Verlobter ein so verworfener Mensch, werde ich bei dem Vater Doias für Ihre Liebe einstehen, meinen ehemaligen Schüler, den Pfarrer Gini bitten, daß er die Seele seines Beichtkindes deswegen nicht beunruhige. Sie aber mögen ihm verzeihen; er kann nicht anders sehen, als wie er sieht. In seinen Augen steht das Mädchen, das Sie lieben, im Begriffe eine Todsünde zu begehen. Er ist nie anders gelehrt worden. Ich aber bin es durch die Tatsachen des Lebens. Meine Mutter, die edle Frau, deren Gedächtnis mir heilig ist, war Protestantin, ebenso jenes Mädchen, zu dem ich ein paar Tage aufsah wie zu dem Höchsten, das

Digitized by Google

Gott geschaffen hat, und dessen Rettung mir zum Ruf ins Kloster wurde."

Die beiden Wanderer waren aus dem vom Weinen der Wasser erfüllten Val Tremola herausgetreten; vor ihnen lag im Abendstrahl aufgehellt die südliche Bergwelt bis zu fernen Gipfeln, und in grünen Talgründen flatterte das weiße Band des Tessins. Tief unter ihnen winkte schon im Schatten der Berge Airolo mit den vielen Baracken des Bahnbaues.

Dorthin stiegen sie den Steilweg hinab.

„In jungen Jahren habe ich von der Welt manches gesehen", erzählte Pater Placidus, „Italien, Frankreich, Spanien, einiges auch von Deutschland, und habe sie dann doch fahren lassen. Nur eine weltliche Sorge habe ich im Kloster nicht abgelegt, diejenige um das Ergehen meines Vaterlandes, und da die Gotthardbahn vielleicht bis in ferne Zeiten das Schicksal der Schweiz mächtig mitbestimmen wird, so war es — wie ich Ihnen geschrieben habe — mein herzlicher Wunsch, nicht nur Sie zu besuchen, sondern auch das große Werk mit eigenen Augen zu sehen."

Da dachte Landsiedel an die Einladung des Ingenieurs Kaufmann und überlegte in sich, ob es sich wohl ermöglichen ließe, daß ihn der Benediktiner in den Tunnel begleite und er ihm dadurch einen kleinen Dank für sein Kommen abstatten könne.

Bevor sie das Dorf erreichten, stand Pater Placidus am Weg still. „Ich werde mein Quartier beim Pfarrer von Airolo nehmen und, wie es die Höflichkeit gegen meinen Gastgeber erfordert, die Abendstunden mit ihm verbringen. Vorher aber noch eine große Bitte an Sie für diese Nacht. Gehen Sie mit sich selber im Gebet zu Rat, ob Sie es vor Ihrem Gewissen und vor Gott verantworten können, das Mädchen von Altanca Ihre Pfade zu führen, ob Sie fähig sind, die Opfer, die sie Ihnen mit dem Verlassen der Heimat bringt, durch eine wandellose Liebe, durch gütiges Verstehen und

Digitized by Google

Ihr hohe männliche Nachsicht zu entgelten. Darüber erwarte ich von Ihnen am Morgen noch ein Wort. Sehen Sie mir dann so offen in die Augen wie heute, so weiß ich also meinen Weg, auch das Wort, das ich sprechen werde. Darf ich Sie um sechs Uhr des Morgens am Bergpfad von Altanca treffen?" —

Heinrich drückte dem Pater ergriffen die Hand.

Fort aus dem Gewühl der Menschen! Ihm war, der wunderbare Friede, der um das Wesen des Pater Placidus schwebte, sei auf ihn selber übergeströmt; er wandle in einer Hülle des Lichtes, das sein Leben weihe, und wäre jetzt Grimelli, die Waffen in der Hand, auf ihn losgekommen, er hätte ihm ruhig erwidert: „Was wollen Sie mir tun: Doia und ich stehen in einem höheren Schutz." Nein, er mußte über die Tiefe seiner Liebe mit sich selber nicht mehr zu Rate gehen; die seltene Bergblume des Südens würde er hegen und pflegen, daß Gott und die Menschen ein Wohlgefallen an ihnen beiden fänden. Wo war seine Verzagtheit? —

Sechzehntes Kapitel

Durch die tauige Frühe schritten Mönch und Weltkind bergan.

Was bedurfte es der Aussprache? In den leuchtenden Augen Heinrichs lag ja die Antwort auf die gestrige Bitte des Paters. Sie waren schon zu den sonnenbraunen Häusern von Brugnasco heraufgestiegen und sprachen über die Bilder am Weg, über das reiche Blühen der Halden und den Duft des wuchernden Thymians, der die Luft würzte.

Aus der Bläue des Himmels schmetterten die Lerchen.

Da erzählte Landsiedel dem Benediktiner wehvoll von den geblendeten Vögeln, die er bei Grimelli gesehen hatte.

„Ja, der Vogelmord!" seufzte der Pater auf. „Wie Sie aus Altanca, so habe ich aus den Gärten Roms die trau-

Digitized by Google

rigſten Erinnerungen an dieſe Volksleidenſchaft davongetragen. Wie viele Vögel habe ich damals aus meinem Taſchengeld freigekauft, zum Spott meiner italieniſchen Freunde! Ich träumte, daß ich einmal ein ſiegreicher geiſtlicher Anwalt der Tierwelt würde. Ich habe auch manches geſchrieben und getan, mich bittend bis an die Spitzen der Kirche gewandt und davon geſprochen, wie viel Marter abgeſchafft würde, wenn die tauſend und tauſend Geiſtlichen von der Brianza bis Kalabrien auch nur einmal im Jahr vor dem Volke ein gutes Wort für die Tierwelt einlegen wollten, für die Vögel des Himmels, für die gequälten Pferde und Eſel und für den Ochſen, in deſſen Stachelwunde die Fliegenbrut niſtet. Umſonſt, man hat dem jungen Mönch nur bedeutet, er möchte ſtille ſein und keinen Zank unter die Diener der Kirche dies- und jenſeits der Berge tragen."

Ein bitterer Zug flog um den Mund des Paters.

„Was helfen uns Riten und Lehrſätze", verſetzte er mehr zu ſich ſelber als zu Landſiedel, „wenn wir nicht hinabſteigen in die Urſchächte der Gotteserkenntnis, dem Ewigen dienen lernen, indem wir die Dornen aufleſen, wo ein barfußer Knabe geht, und das Tier des harten Fuhrmanns tränken, das in brennender Sonne ſteht!"

Aus den Augen des Paters Placidus ſprühte das Feuer.

Ueber den Wanderern aber winkte ſchon der graue Glockenturm von Altanca.

Da ſtand er ſtill: „Nun gehe ich Ihnen dienen", ſagte er; „gebe Gott, daß es für Ihr Wohl und Ihren Frieden ſei! Ihr größter Wunſch wäre, ich weiß es, mit mir zu gehen; aber ich werde allein ſtärker für Sie ſprechen können als in Ihrer Gegenwart. Ich treffe Sie in Airolo wieder."

Sie drückten ſich die Hände, und hochklopfenden Herzens ſchritt Heinrich zu Tal. Vorher ſuchte er den Aufſeher Kaufmann auf, der um dieſe Zeit von der Nachtarbeit im Tunnel kam.

Digitized by Google

Er fand ihn in einer Barackenstube beim Frühstück, umgeben von Zeichnungen, Zahlbüchern, Baumaterialien, vielen stählernen Bohrern, abgestumpften und zerbrochenen, die ihre Dienste im Granit des Berges bereits getan hatten.

Als er ihm die Bitte vortrug, am Abend die Fahrt in den Stollen gemeinsam mit einem Benediktinerpater unternehmen zu dürfen, ging ein Lächeln der Ueberraschung durch die Züge des sonst eher zu schwermütigem Ernst geneigten Ingenieurs: „Ich habe schon an mancherlei Tunneln mitgewirkt, schon mancherlei Leute in unsere unterirdischen Werkstätten geführt, aber einen Mönch noch nie. Die Welt macht Fortschritte! Gut, seien Sie mit ihm vor neun Uhr abends hier. Wie werden meine Mineure die Augen aufreißen, wenn sie einen Kirchenrock am Stollenort sehen!"

„Herr Kaufmann, Sie werden einen hochgebildeten Mann kennen lernen, an den Sie gerne zurückdenken", erwiderte Heinrich mit sprühender Wärme.

„Wie kommen Sie zu einer so merkwürdigen Bekanntschaft?" fragte der Beamte. „Doch Sie sind ja selber ein besonderer Kopf; ich merkte es vorgestern und freue mich, wieder einmal mit Ihnen zusammenzusitzen. Wir sollten es dann und wann tun, Landsiedel. Einem so einseitig gewordenen Menschen wie mir, der nichts mehr als Tunnellampen vor sich sieht, ist es wie eine Nase voll Frühlingsduft, wenn er wieder einmal von etwas anderem als dem Stollen sprechen darf."

Heinrich war glücklich, Pater Placidus eine Gefälligkeit erweisen zu können; mehr aber als auf die Nachtfahrt spannte er auf die Nachricht, die ihm der Benediktiner aus Altanca geben werde.

Langsam krochen ihm heute die Stunden!

„Ich fahre morgen in der Frühe zu jenem Schützenfest in Valerna, das die Landsgemeinde der fortschrittlichen Bürger bildet, wie das in Mendrisio das Stelldichein der Bürger, die an den frühern Zuständen hangen", erzählte beim Mit-

Digitized by Google

tagstisch Testa dem jungen Lehrer. „Da die Parteien sich gegenseitig ihre Stärke zeigen wollen, so sind die Männer, jung und alt, bis in die letzten Berggemeinden hinauf aufgeboten an die Feste zu ziehen; Sie mögen also nicht an Revolution oder gar Krieg denken, wenn Sie morgen Leute mit Gewehren die Menge talabwärts wandern oder fahren sehen."

„Von Valerna verreise ich für etliche Tage nach Genua", fügte Testa bei; „ich komme aber möglichst rasch zurück; ich bin dort nicht sehr notwendig, da eine meiner Schwestern das Hotel leitet; dagegen ist mir der Bau auf Val Piora wichtig. Haben Sie gesehen, die Arbeiter tragen bereits Materialien dafür die steilen Wege empor, eine ebenso mühsame wie teuere Geschichte!"

Nun hatte Heinrich mit seinen Zöglingen den üblichen Nachmittagsspaziergang gemacht und spähte den Bergweg gegen Brugnasco empor, ob Pater Placidus wohl bald herniedergestiegen komme.

Umsonst, der Weg lag öde im Sonnenbrand. Er warf sich in den Schatten eines Ahorns. Da kam doch jemand den Pfad herunter, nicht der Benediktiner, sondern irgend ein brauner Arbeiter, vielleicht einer von den Leuten Testas und wandte sich ihm zu: „E Lei il Signor Landsiedel?" —

Als Heinrich nickte, übergab ihm der Bote einen Brief. „Dalla Signorina Cesari!" versetzte der Mann bedeutungsvoll und hielt es für selbstverständlich, daß ihm der Empfänger ein hübsches Trinkgeld gab.

Mit bebender Hand öffnete Heinrich die Zeilen.

„Du Lieber", begann der in offensichtlicher Eile geschriebene Brief. „Das hast Du wundervoll eingerichtet, daß der Benediktiner zu uns kam. Wir glaubten zuerst, er sei ein zufälliger Gast, der nur etwas bei uns rasten wolle. Du kannst Dir aber unsere Ueberraschung denken, als er auf Dich zu sprechen kam. Was er von Dir sagte, war herrlich. Allem hat er Wort gegeben, was ich selber Schönes an Dir gespürt

Digitized by Google

habe, aber nicht in Worte habe faſſen können. Du werdeſt Dir ſchon die Anerkennung der Menſchen verſchaffen; eine lichte Zukunft ſei Dir gewiß. Du begreifſt, dem Vater kam die Ausſprache etwas ungelegen; allmählich wurde er aber gegenüber der Beredſamkeit des Paters doch ganz Ohr. Er ſieht in Dir nicht mehr bloß den Abenteurer, den ein wunderliches Schickſal zu uns verſchlagen hat. Und nun etwas unter vier Augen, Heinrich. Denke Dir, der Vater will in Deine Heimat fahren und ſich dort ſelber bei Deinen ehemaligen Lehrern von all' dem Schönen überzeugen, das Pater Placidus von Dir geſprochen hat. Und zwar tritt er die Reiſe morgen ſchon an; er möchte die Zeit ausnützen, während welcher Carlo im untern Teſſin weilt. Mir iſt es kein bißchen bange, daß er fröhlich von Tübingen heimkommt. Und dann liegt wegen Carlo Weiteres im Wurf. Doch nein, darüber jetzt nichts! — Ich wollte Dir bloß im geheimen ſagen, was Du davon zu halten haſt, wenn Du etwa hörſt, der Vater ſei an die Gewerbeausſtellung in Baſel gefahren! Dieſes Mal iſt alſo Tübingen Baſel" —

Hier brach Landſiedel das Leſen des lieben Briefes ab.

Von der Höhe herunter kam Pater Placidus am Bergſtock, mit ihm Pfarrer Gini, beide in eifrigem Geſpräch, Gini mit der Bewegung der Unterwürfigkeit. Heinrich mochte ihnen nicht begegnen; ruhig auf ſeinem Schattenplatz verharrend, ließ er die beiden vorübergehen.

Welch ein Unterſchied der Geſtalten, ein Unterſchied wie Sonntag und Werktag! Dort der edle Mönch, dem die geiſtige Vornehmheit und Ueberlegenheit aus dem ſtrahlenden Augenpaar leuchtete, vor deſſen ruhiger Seelenkraft ſich unwillkürlich jeder neigte; hier der kleine, verknitffene, auf ſeine Soutane eiferſüchtige Geiſtliche, dem die Engherzigkeit auf der vorgequollenen Stirne und in den darunter halbbegrabenen, ſtechenden Augen ſtand.

Als ſie vorübergegangen waren, las Heinrich den Brief Doias zu Ende.

Digitized by Google

„Ich habe ein inniges Verlangen, Dich wieder zu ſehen, kann Dich aber nicht hieher einladen, ohne daß es im Dorf Aufſehen erregt. Darum werde ich die Abweſenheit Vaters und Carlos benutzen, Dich in Airolo zu beſuchen. Wer kann es mir übel nehmen, wenn ich dort meine Einkäufe beſorge? — Ich bin nun nach dem Beſuch von Pater Placidus voll Hoffnung, ſo froh, daß er jetzt auch Pfarrer Gini überreden wird, meine Liebe zu Dir als nichts Böſes aufzufaſſen. Er iſt zu ihm hinüber gegangen. Was er zu Vater und mir geſprochen hat, klingt mir wie ein herrliches Lied in den Ohren."

Und der italieniſche Brief ſchloß mit den deutſchen Worten: „Viele, viele Kuß — Immer treu — Deine Doia!"

Nun war auch das Herz Heinrichs voll Sonne. Noch manchmal las er den Brief.

Der Sindaco reiſt nach Tübingen! Darin lag doch ein großes Einlenken, eine rührende Väterlichkeit. Möchte er ſich doch reichlich über ihn erkundigen! Außer dem Liebesirrtum mit Rösle Wenk, um den Doia bereits wußte, lag nichts Nachteiliges gegen ihn vor, und dieſer Irrtum war nicht größer als derjenige, daß Ceſari ſeine Tochter mit Grimelli verlobt hatte. Schon malte ſich Landſiedel aus, wie der Alte ins „Waldhorn" trat. Warum ließen wohl Schweſter und Schwager mit der Ueberſendung des erneuerten Paſſes warten? Der hätte nun doch angelangt ſein können! Das ſchlechte Gewiſſen wegen ſeines windigen Briefes überfiel Heinrich; er beſchloß noch dieſen Abend ein paar Zeilen an die Schweſter zu ſchreiben, die Bitte, daß ſie den alten italieniſchen Herrn, der vielleicht bei ihr vorſpreche, freundlich aufnehmen möge. Mehr wollte er ihr über Ceſari nicht verraten, ſondern alles übrige einem guten Stern anheimgeben.

Vor vielen, meiſt frohen Gedanken war er über ſich ſelber verwundert, als er merkte, daß er wieder im Dorf Airolo angelangt war.

Nun war der Brief an die Schweſter geſchrieben.

Digitized by Google

Durfte er es wohl wagen, Doia mit einer Zeile für die rasche Botschaft zu danken? — Nein, erst wenn er die Gewißheit besaß, daß ihr Vater verreist war.

Da meldete ihm sein Schüler Leo Testa den Besuch des Paters Placidus an.

Ein freudiger Schreck überfiel ihn.

Friedliches, warmbeseeltes Leuchten stand im Gesicht des Benediktiners. „Gott sei mit Ihnen!" begann er. „Nach menschlichem Ermessen war mein Gang nach Altanca nicht umsonst. Wie Sie mir die Leute in Ihrem Brief geschildert haben, fand ich sie; nur einen konnte ich nicht sehen, Ihren Widersacher Grimelli; aber bevor ich Altanca verließ, sah ich unter der Führung des Pfarrers Gini sein Haus und darin das Vogelelend, das mir das Herz erschüttert hat wie Ihnen. Und ich sah seine Mutter, die schwerbedrückte Frau, die glaubte, Pfarrer Gini führe mich her, damit ich ihrem Sohn wegen seines unwürdigen Lebenswandels ins Gewissen spreche, und mir klagte, daß sie seinetwegen in den alten Tagen noch arm werden würde. Meinen frühern Schüler Pfarrer Gini, der, wenn er mich auch nicht immer begreift, doch sehr auf mich hört, habe ich gebeten, daß er sich nicht in die Liebesangelegenheit seines Beichtkindes Doia Cesari einmengen möge. Ich wolle, erklärte ich ihm, diese Unterlassung von seinem kirchlichen Gewissen auf das meine nehmen. Dabei ließ er sich beruhigen und hat mir versprochen, Fräulein Cesari gewähren zu lassen!"

„Wie danke ich Ihnen, Pater Placidus!" unterbrach Heinrich den Erzähler.

„Und nun das Wichtigste für Sie!" fuhr der Benediktiner fort. „Herr Cesari wird ernsthaft erwägen, ob er Sie als Schwiegersohn in Betracht ziehen kann."

„Darüber besitze ich von Fräulein Cesari bereits einen Brief", versetzte Heinrich. Die Ueberraschung des Paters war groß. Als Landsiedel aber eine Bewegung machte, um ihm den Brief zu zeigen, wehrte er ab. „Nein!" lächelte er,

Digitized by Google

„der Brief iſt wohl nichts für die Augen eines Mönches! Aber wenn es nötig iſt, bin ich bereit, für Sie noch einmal nach Altanca zu gehen, dann, wenn der Plan des Herrn Ceſari gelingt. Der alte Mann hat nicht bloß Ihretwegen, ſondern überhaupt ein großes Bedürfnis, daß er und ſeine Tochter von dem ſchrecklichen Druck befreit werden, unter dem ſie wegen des unwürdigen Verlobten leben. Und da die Geldmittel des verſchwenderiſchen Menſchen knapp werden, rechnet der Sindaco darauf, Grimelli laſſe vor einem Notar mit ſich ſprechen, daß er gegen eine gewiſſe Summe auf alle wirklichen oder vermeintlichen Rechte an Fräulein Ceſari verzichte, und ſich auch zu einem religiöſen Gelübde willig finde, alle Rachegedanken gegen die frühere Verlobte aufzugeben."

„Ob er es halten wird?" verſetzte Heinrich nachdenklich.

„Wenn ich mit ihm ſpreche", erwiderte Pater Placidus milde und zuverſichtlich, „wird er es halten. Das wäre der Zweck meines zweiten Beſuches in Altanca."

Damit erhob er ſich. „Wir müſſen uns für heute trennen, Freund. Ich ſoll zum Abendimbiß im Pfarrhaus ſein; ich hoffe aber, es gibt morgen noch ein Wiederſehen; um ſechs Uhr in der Frühe verlaſſe ich Airolo und bin am Abend wieder in meinem Kloſter. Vielleicht begleiten Sie mich ein Stück an den Gotthard empor."

Etwas Beſtürztes kam in das Geſicht Landſiedels.

„Iſt Ihnen die Zeit zu früh?" fragte der Pater; „wir Mönche ſtehen ſtets um vier Uhr auf!"

„Nein, nicht zu früh", erwiderte Heinrich; „ich wollte Sie bloß mit einer Einladung für dieſen Abend überraſchen, der Einladung für eine Fahrt in den Tunnel, die Ihnen und mir ein Baubeamter angeboten hat!"

In raſchen Zügen erzählte er dem Benediktiner das Abendgeſpräch mit dem Aufſeher.

Ein Leuchten trat Pater Placidus in die Augen. „Daran habe ich freilich nicht gedacht", erwiderte er, „daß ich den Tunnel beſuchen würde. Der Gedanke bewegt mich aber tief.

Digitized by Google

Ich nehme Ihre Einladung an. Kann sich uns Gott, dessen Nähe wir auf den Gipfeln spüren, nicht auch im Innern eines Berges offenbaren? Ich will dort ein stummes Gebet für das Glück meines Vaterlandes sprechen!"

„Und wir haben für alle Zukunft die Erinnerung an ein großes, gemeinsames Erlebnis", versetzte Heinrich.

Stumm drückte ihm der Benediktiner die Hand.

Eine Stunde später, schon in der Dämmerung, trafen sie sich wieder.

In den Straßen und Gassen von Airolo sah man Männer mit Gewehren, einzelne und ganze Gruppen, welche die Nachtkühle zur Fahrt nach den Schützenfestdörfern des untern Tessins benützen wollten. Zusammen mit den italienischen Arbeitern, die den Feierabend mit Singen und Johlen begingen, belebten sie Dorf und Baracken, so daß nicht leicht durchzukommen war.

In diesem Gedränge stand Landsiedel plötzlich Grimelli gegenüber, der stutzerhaft grell gekleidet an der Seite eines andern jungen Mannes ging, offenbar auf dem Weg zu den Festen. Aus welchem Grund war er wohl von der Reise im Korbwägelchen zurückgekehrt? Wohl nur, um bei dem festlichen Auszug der Schützen unter seinen Gesinnungsgenossen zu sein.

Aus den dunkeln Augen Grimellis schoß ein Blitz wütenden Hasses in das Gesicht Heinrichs. „Deutscher Erdkrebs", zischte es ihm zwischen den blanken Zähnen hervor, und mit scharfem Ruck langte seine Hand nach dem Riemen des Gewehres.

Pater Placidus beobachtete den Vorgang und erriet. Er blickte dem Zornesblassen ruhig in die Augen und machte eine kleine abweisende Bewegung des Kopfes.

Grimelli gehorchte.

Man hatte sich schon wieder aus den Augen verloren. Da sagte der Benediktiner: „Ich habe ihn nach Ihrem Brief an seiner dunkeln Stirnlocke erkannt; es ist ein abgründiges

Digitized by Google

Gesicht, wie ich wohl seit meinem Aufenthalt in Rom keines mehr gesehen habe. Wäre es nicht ein Gebot der Vorsicht, daß Sie die Gegend verließen?"

Landsiedel hatte das Gefühl, einer plötzlichen Lebensgefahr entronnen zu sein. Das Herz schlug ihm noch heftig, als sie zu Kaufmann kamen, der bereits nach ihnen Ausschau hielt.

Rasch drängten sich ihm andere Bilder vor die Seele. Im hellen Lampenschein am Tunneleingang manövrierten die Arbeitslokomotiven, pfiffen und heulten, kamen und verschwanden. Menschen, an denen Staub und Ruß klebten, führten die kleinen Züge; Menschen, die in der Wüste schmerzhaft grellen Lichtes, schwarzen beißenden Qualmes, von Gestein und Eisen, Holz und Zement selber eine Art Maschinen geworden waren, Maschinen allerdings getrieben durch die Kraft des Willens: „Arbeiten — arbeiten!" Das war der einzige Gedanke, der in den hagern, gelbbraunen Gesichtern, in den dunkeln, fiebrig glänzenden Augen stand, und jedes Wort war ein Schrei: „Arbeiten — durchgestoßen muß der Berg sein!"

Aufseher Kaufmann ließ Landsiedel und den Benediktiner, denen er wasserdichte Mäntel und Hüte geliehen hatte, auf einen Materialwagen steigen, auf dem querüber Sitzbretter befestigt waren. Die kleine Lokomotive davor gellte, schnaubte, und die drei, zu denen sich ein paar Arbeiter gesellt hatten, rollten in den Berg.

Breit und hoch wölbte sich der schon fertige Tunnel und stieg sachte an. Als Heinrich nach einer Weile zurückblickte, erschien ihm der Eingang, an dem die Leuchten brannten, nur noch wie der Mond, jetzt nur noch wie ein Licht. Oft erhellten bloß die Laternen Kaufmanns und der Arbeiter den schwarzen Raum, dessen Mauern man mehr ahnte als sah. Oft war es so still, daß man das Raunen der Berggeister hörte, ein leises, feines Wehklagen wie von tausend in unterirdischer Tiefe weinenden Kindern, eine unsäglich traurige

Digitized by Google

Folge von Tönen, die Heinrich an Dantes „Lasciate ogne speranza!" — „Laßt jede Hoffnung fahren!" erinnerte.

„Das Spiel der Luftleitung", erklärte Kaufmann, „das Rauschen der ein- und ausfahrenden Züge!"

Im übrigen wechselten sie selten ein Wort, und Pater Placidus war völlig an seine Gedanken hingegeben.

Zuweilen tauchten Lichter auf, kamen näher und verschwanden; in ihrem ungewissen Schein erkannten sie die halbnackten Gestalten der Arbeiter kaum, die auf den vorüberfahrenden Materialwagen hockten. Grüne und rote Lichter blitzten auf; Signale gellten; der kleine Zug hielt an, um einen andern vorübergleiten zu lassen; ein Pfiff, und vorwärts ging die Fahrt in die Finsternis einem fremden Dröhnen entgegen, als schallten dort Feuerhörner und gingen die Brandglocken. Je tiefer sie hinein kamen, desto lebendiger wurde es im Tunnel; überall huschten Gestalten, von Schutt und Ruß so schwarz, daß sie sich kaum von ihrer Umgebung abhoben.

Endlich erreichten sie die Quelle des Dröhnens, einen Haufen Menschen, die eiserne Rippen nieteten oder sägten und brachen.

„Eine Druckstelle", bemerkte Kaufmann; „seit einem Monat kämpfen wir damit; sie hat uns die dicksten Tannen und Eichenstämme wie Streichhölzer gebrochen; mit den Eisenrippen hoffen wir sie zu überwinden; sie werden die Mauer, die darein gelegt wird, umgeben wie die Reifen ein Faß."

Er wollte mehr sprechen; aber der Lärm verschlang seine Stimme.

Landsiedel hätte überhaupt nicht reden können, wenn er auch gewollt hätte. Trotz der stets geöffneten Frischluftähne war die Luft heiß, feucht und schlecht, gesättigt mit stechenden Dünsten, die sich schwer auf die Brust legten.

Das Getöse der Niethammerschläge blieb hinter ihnen; aber schon begegneten sie wieder einem Haufen schier nackter,

Digitized by Google

todesbleicher Menschen, die sich im fahlen Licht nebeneinander und gegeneinander bewegten, als ob jeder Krieg gegen alle andern führe. Und doch war es geordnete Arbeit.

„Hier sind heiße Wasserstrahlen kreuzweise aus den Felsen gesprungen, wenige Meter davon ein armsdicker Strahl senkrecht empor an die Decke des Stollens. Bei der Fassung haben sich ein paar Leute verbrüht; die Folge war eine Arbeitsniederlegung; niemand wollte mehr in die Hölle hinein; nun ist sie mit den tüchtigsten alten Kräften und neuen Leuten gebändigt", erzählte Kaufmann.

Der ausgemauerte Tunnel hörte auf.

Ueber dem Fahrzeug, das die drei schweißgebadeten Menschen vorwärts brachte, bauten sich gewaltig starke Holzgerüste auf. Darauf hantierten die Maurer. Ihre Handlanger hoben die mächtigen Blöcke von Sims zu Sims, und in der furchtbaren Enge erschien das Durchkommen lebensgefährlich.

Nun hatte Kaufmann mit seiner kleinen Gesellschaft das Ende der mit Lokomotiven fahrbaren Geleise erreicht. Ueber loses Gestein hinauf erkletterten sie das obere Stockwerk des Tunnels. Ein kleiner Wagen, der von einem der starken lombardischen Maultiere gezogen wurde, die im Gotthard lebhafteste Verwendung fanden, führte sie in den eigentlichen Tunnelstollen, den drückend schwülen, schmalen und niedrigen Raum im Innersten des Berges. Die Geleise lagen uneben; manchmal war's, als müsse der Wagen kippen, oder quatschend lief er durch kleine Sümpfe; von der Decke sprühte der Regen sickernder Quellen; im Dampf glühten die Lichter nur noch wie matte Funken; mit glotzenden Augen rangen Menschen und Tiere nach Luft; aber Menschen und Tiere taten ihre Pflicht. Sie arbeiteten in dem abscheulichen Moraſt von Wasser und glühheißer Luft. Stets glitten an ihrem Wagen vorbei andere, die Trümmergestein zu den Lokomotiven hinausschafften, und der einförmige Ruf, mit dem die Führer die in die Knie gebeugten Tiere über die Unebenheiten der Geleise hinwegtrieben, hatte etwas Todestrauriges. Ein Pferd

Digitized by Google

lag gestürzt querüber, im Augenblick zuvor am Schlagfluß in den Strängen gestorben; ein Dutzend Arme rissen es hinweg, und Kaufmann konnte mit seinen Gästen weiter gelangen.

Was er sah, mutete Landsiedel traurig an; das verendete Tier, das die Sonne nicht mehr erblickt hatte, die Gruppe fast nackter Arbeiter, die ruhten und speisten; es mutete ihn an wie ein Reich zwischen Leben und Tod, wie die abgeschiedenen Seelen am Styx und die Schattenwelt der Alten. Freudlos die Augen, finster die Gesichter; nur wenn Kaufmann sie grüßte oder mit ihnen sprach, kam ein Gedenken wie an Sonnenlicht und Leben über sie, erschien und verhuschte.

Nach seinen Begleitern blickten sie kaum; nur einmal erkannte ein araberschwarzer Sizilianer in Pater Placidus trotz dem Ingenieurmantel den Geistlichen, kam heran und küßte ihm ehrfürchtig die Hand, und der Benediktiner sprach über ihm den Segen.

Ein wachsendes Surren, Heulen und Tuten, als kreiße der Berg!

„Die Maschinen am Vortrieb", rief Kaufmann Heinrich ins Ohr.

Noch eine Weile Fahrt, niedergeduckt unter die Balken der Stollendecke, da hielten Pferd und Wagen. Dreißig Schritte noch und sie waren an der Stelle angekommen, wo die Bohrer im glühheißen, engen Raum in die Stirne des Berges wühlten und sich hineinheulten.

„Wir sind eingetroffen, wie ich's berechnet habe", rief Kaufmann, den Mund an Heinrichs Ohr und die Uhr in der Hand; „in etlichen Minuten wird gesprengt. Was denken Sie, daß wir über uns haben? — Die Gotthardstraße? — Nein, mehr als tausend Meter über uns einen kleinen See. Wir erwarteten Kühlung der Temperatur und den Einbruch einer Kaltwasserader. Statt dessen nimmt die Hitze zu; möglich, daß bald wieder ein heißer Strahl aus der Tiefe springt. Fühlen Sie die Wand an!"

Digitized by Google

Sie war warm wie ein Ofen im Winter.

Kaufmann erklärte den Begleitern, ſo gut es in dem Höllenlärm möglich war, die Maſchinen, welche die Bohrer treiben. „Das iſt der Zylinder! Die Luft, die von Airolo darein geleitet wird, iſt auf ſechs oder ſieben Atmoſphären gepreßt; ſie läßt ſeine Kolben mit raſender Geſchwindigkeit vor- und rückwärts ſpielen. Sie treiben vier bis ſechs Bohrmaſchinen; mit eiſernen Armen und Händen zermalmen dieſe das Urgeſtein; zwanzig oder mehr Löcher von anderthalb Metern Tiefe werden von ihnen in der Bruſt des Berges erbohrt. Jetzt rattern die Bohrer im letzten für dieſem Dienſt für ſie erlangbaren Bereich."

Die Blicke Landſiedels ruhten auf den Mineuren, welche die Maſchinen bedienten, auf den ſtolzen, ſelbſtbewußten Geſtalten, die von der Hitze ausgemergelt aus nichts als Haut, Sehnen und einer Seele voll Willen zu beſtehen ſchienen, bedeckt von Steinſtaub, der den Raum wie eine Wolke erfüllte und als müßten die Lampen darin erlöſchen.

Jetzt ſtehen die Maſchinen ſtill; die Löcher ſind gebohrt; mit Stangen, die in Löffel enden, werden ſie von den Mineuren gereinigt, die auf kleinen Wagen lagernden Bohrmaſchinen ein gut Stück rückwärts gezogen, und noch weiter zurück eilen die Menſchen. Eine Arbeitspauſe iſt gekommen. Da kauern ſie. Statt des Lärms herrſcht eine überwältigende Stille. Nur der erſte Mineur und die Feuerwerker ſtehen noch am Vortrieb. Sie füllen die Löcher mit Dynamitpatronen ein; ſie legen die Zündſchnüre, entzünden ſie und fliehen. In der Totenſtille hört man bloß das Ziſchen der brennenden Schnüre. Kein Menſch ſpricht; keiner rührt ſich.

Da im Felſen ein kurzer Schlag, in der Luft ein gehörzerſprengendes Krachen — die erſten Minen ſind losgegangen; die Lichter löſchen aus. Jetzt Schlag — Schlag — Schlag —. Der Berg zittert; das Häuflein Menſchen zittert in der tiefen Finſternis, in der die Schlacht gegen den

Digitized by Google

Granit geſchlagen wird. Im Lauf einer Minute gehen wie mit Kanonenſchlägen die meiſten Schüſſe, jetzt noch ein paar Nachzügler. Das fallende Geſtein donnert; eine dicke Wolke von Rauch und Staub drängt vom Vortrieb her; der Dampf verbrannten Dynamits verſchägt den Atem. Erſticken und ſterben müſſen die Menſchen. —

Nein, da und dort flammt wieder ein Licht auf; pfeifend entſtrömt die Luft den geöffneten Ventilen; der Qualm verdünnt ſich; von der eingedrückten Bruſt weicht die Beklemmung. „Evviva!“ ſchreien die Mineure; ſie ſtürzen ſich vorwärts, um ſich vom Ergebnis der Sprengung zu überzeugen.

Ein Hügel von Schutt liegt am Vorort; im Schein der Laternen gleißt eine neue Geſteinsſtirne, die niemals zuvor von einem Strahl des Lichts getroffen worden iſt.

Die Arbeiterſchicht wechſelt. Todesmatt ſchleppen ſich die Mineure vom Werk; neue Geſtalten führen die Wagen heran; nervige Arme werfen darauf das Getrümmer; ſchwermütige Pferde oder Maultiere ſchleppen die Fuhren zu den Lokomotiven. Arbeit — Arbeit im Gefängnis, in der Gluthölle der Felſen. —

So Tag, ſo Nacht, ſo Werktags, ſo Sonntags, ſo ſeit Jahren, ſo noch Jahre dahin — und an den Enden des Tunnels gibt es ſtets mehr Kreuze auf den Kirchhöfen derer, die ſeine Opfer geworden ſind. Einmal aber kommt der Tag, da wird die letzte Scheidewand fallen, reichen ſich die Mineure von Nord und Süd die Hände. — —

Dumpf, weh war es Landſiedel zumut; in das Gefühl, ein Kulturſchauſpiel erlebt zu haben, wie es nur wenigen Unberufenen beſchieden iſt, mengte ſich die Sehnſucht, aus dem Stollen zu kommen; ihm war, Jahre ſtecke er ſchon darin und würde nie mehr ans Tageslicht gelangen.

Pater Placidus verrichtete ſein ſtilles Gebet.

Da winkte Kaufmann zur Rückfahrt. Schier endlos erſchien ſie Heinrich; im heimlichen jauchzte ſein Herz, als vor

Digitized by Google

der Lokomotive wie ein ferner Stern der Ausgang des Tunnels erschien und wuchs, erst zu Mondesgröße, dann zum gewaltigen Tor.

Nun war die Welt wieder erlebt!

„Und es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht", kam es feierlich aus der Seele des Benediktiners, der die gewaltigen Eindrücke des Baues schweigsam, aber um so stärker hatte über sich ergehen lassen. In stummer Bewegung drückte er Kaufmann und Heinrich die Hand.

Ueber den drei Männern glänzten die Nachtsterne; die Luft umfloß sie wie ein erquickendes, kühles Bad, und nach dem Rattern und Tattern im Stollen tönte das Rauschen des Tessins in ihre Ohren wie ein köstliches Schlummerlied.

Für Pater Placidus und Landsiedel gab es nur eine kurze Nachtruhe. In der Frühe wanderten sie den alten Bergweg gegen den Gotthard empor, und noch im Banne ihrer Nachtfahrt freuten sie sich wie ferienglückliche Jungen an Tau und Blüten, am rieselnden Wasser, an den Vögeln im Himmelsraum, am Grün der Hänge und dem Leuchten der Schneegipfel.

„Wie fürchterlich es auch in dem Stollen war", versetzte Pater Placidus, „so muß ich Ihnen, lieber Freund, doch herzlich danken, daß Sie mir die Gelegenheit gegeben haben, den Tunnel zu sehen, die ergreifenden Bilder! Er ist wohl eines der größten Werke, an die sich das kleine Volk der Menschen je gewagt hat. Möge es meinem Vaterland, möge es der Welt zum Heil ausschlagen! Indem ich es auf das höchste bewundere, bin ich doch nicht ohne Sorgen. Wird das Wachstum unserer innern Kultur mit den erstaunlichen Siegen der Technik Schritt zu halten vermögen? Kaum! Im Gegenteil, wir müssen von den Eroberungen, die Wissenschaft und Maschinen im Dunkel der Berge, in Luft und Wasser machen, die Selbsttäuschung der Völker befürchten, daß der äußere Fortschritt ein seelischer sei und daß sie in einem Rausch über die Wunder der Technik wieder hinab-

Digitized by Google

ſinken in den Götzendienſt vor Baal, vor den harten, in Geld und Gold ausprägbaren Werten. Die Herzen aber bleiben bei dem ſteigenden Handel und Verkehr doch leer und werden nicht glücklicher, nur die Gier nach dem Beſitz größer, der Kampf vielgeſtaltiger und eindringlicher. Die Werke aber, die wieder ein Menſchenherz beſeligen oder die vor Gott in der Ewigkeit ſprechen, mehren ſich damit nicht."

Gern hätte Heinrich ſeinem verehrten Weggefährten in längerer Darlegung erwidert, daß nach ſeiner Anſicht auch in Wiſſenſchaft und Technik genug Kräfte liegen, die ſich in ſittliche umwandeln ließen, wenn die Menſchen nur den guten Willen dazu hätten. Seine Lehrpflicht rief ihn aber nach Airolo zurück, und er beſchränkte ſich auf einen herzlichen Dank an den Benediktiner. „Aus ſchweren Beklemmungen haben Sie mich zu den ſchönſten Hoffnungen geführt; voll froher Erwartung ſehe ich in die künftigen Tage!"

„Daß ſie in Erfüllung geht, gebe Gott!" verſetzte Pater Placidus mit ſprühenden Augen und in tiefem Ernſt. „Es wird mir ſelber eine hohe Freude ſein, Sie glücklich zu wiſſen, und Freunde wollen wir bleiben, verbunden nicht nur durch die große gemeinſame Erinnerung an die nächtliche Fahrt in den Gotthard, ſondern auch durch die Gewißheit, daß aus Ihren Geiſtesgaben viel Feines und Schönes ſprieße!"

Die Scheideworte und das „Gott ſegne Sie!" des Benediktiners ſpürte Heinrich wie eine Weihe über ſich.

Schon hatte er faſt wieder den aus der Straße ins Dorf hinab zweigenden Fußweg erreicht, da begegnete ihm unter den mancherlei Fuhrwerken, die den Sommermorgen belebten, das Reiſewägelchen, das den Sindaco von Altanca über den Gotthard führte.

Der Alte ſah gut aus; der breitrandige Florentiner und das helle Reiſekleid gaben ihm das Gepräge des behäbigen Italieners; in den Augen lag ihm der Ausdruck der Unternehmungsluſt, und ſein großer, ſilberner Schnurrbart mit den ausgeſtrichenen Spitzen ſchimmerte in der Sonne.

Digitized by Google

Als er Landſiedel erblickte, ließ er das Gefährt anhalten. Von Doia ſprach er kein Wort, dagegen mit verſteckter Schelmerei von der Basler Gewerbeausſtellung, die ſeine Neugier erweckt habe. Heinrich hatte die Empfindung, es würde ihm einmal leicht fallen, den Sindaco mit dem Wort „Vater" anzureden.

Zugleich dachte er mit inniger Wonne an Doia. Heute oder morgen würde ſie zu ihm kommen; reine Stunden des Zuſammenſeins und der Ausſprache von Herzen zu Herzen winkten.

Was Heinrich denken mochte, es war dabei eine ſelige Wonne; ihm war, die Nachtfahrt in den Stollen habe ihm erſt die Augen für die hohen Schönheiten des Lebens geöffnet.

Siebzehntes Kapitel

Im Hauſe Teſta fand Landſiedel einen eingeſchriebenen Brief mit den Schriftzügen der Schweſter Elſe vor. Da ihn aber die Jungen Leo und Camillo mit Fragen über ſeinen Tunnelbeſuch bedrängten, ſteckte er die Sendung, die wohl nur das gewünſchte Doppel des Paſſes enthielt, uneröffnet zu ſich. Was würde ihm die Schweſter Wichtiges melden, da ihr Brief doch nur die Antwort auf ſeinen erſten ſein konnte, in dem er ihr in einer unbeſtimmten Fabel von ſeiner Reiſe geſprochen hatte!

Nun trollten ſich die Jungen aus der Stunde. Ein Schreiben, deſſen Größe ihn überraſchte, lag dem Paß bei; er begann es zu leſen und beachtete nicht, wie daraus ein Zeitungsausſchnitt glitt und zu Boden fiel.

Gleich beim erſten Wort mußte er lächeln. „Liebes Brüderlein", war die Anrede. Die hatte Elſe ſtets nur gebraucht, wenn ſie allerbeſter Laune war.

„An Deinem vernagelten Brief", ſchrieb ſie, „haben wir keine Freude gehabt, Heinrich. Oder doch, weil wir daraus

Digitized by Google

erfuhren, daß Du wenigſtens noch am Leben biſt. Was um des Himmels willen treibſt Du ſo lange in der Schweiz? — Darüber bitte ich Dich um raſche Antwort, wie Dir ja auch Wilhelm den Paß ſo ſchnell es nur möglich war, beſorgt hat. Waren Du und ich ſchon etwas aufgebracht gegeneinander, ſo brauchſt Du hinterher doch nicht den Beleidigten zu ſpielen. Es iſt keine Kleinigkeit, ein ſchönes Rind zu verkaufen, weil Bruder Student hinaus in die Welt ſpazieren will. Deinen Liebeskummer um Rösle, den ich ſtets für übertrieben hielt, wird die beiliegende Zeitungsnachricht heilen. Du haſt es mir nicht glauben wollen, daß ſie nichts beſonders Feines iſt. Die Zeitung gibt Dir den Beweis!"

Jetzt erſt fiel der Blick Landſiedels auf das am Boden liegende Blatt. Er las zunächſt den Brief fertig.

„Im übrigen, lieber Heinrich, meinen es Wilhelm und ich recht mit Dir; wir ſind nicht ſo geldgierig, wie Du mir vorgeworfen haſt. Wir waren einfach durch ſeine Unternehmungsluſt in die Klemme geraten, und wie das an allen Gliedern zwickt und zu manchem zwingt, was man ſonſt nicht täte, das weißt nur Du nicht, der ſich nie hat um Geldſorgen quälen müſſen."

Dazu lachte Landſiedel hell heraus und dachte an ſeine elende Lage in Chur, am Lukmanier und am Ritomſee.

„Sei jetzt aber wieder ein liebes Brüderlein", fuhr der Brief fort, „und ſchreibe mir einen freien, offenen Brief, wie Du es ſo vorzüglich verſtehſt, wenn Du willſt. Erinnere Dich, was wir früher für gute Geſchwiſter waren, als Du mir das Nibelungenlied vorgeleſen haſt. Daran muß ich jedesmal denken, wenn ich hinauf zum Grab der Mutter gehe, das ich wie ein Blumengärtlein halte. Ueberhaupt, Heinrich, bin ich mit meinen Gedanken ſo viel bei Dir! Wäre es nicht aus eigenem Antrieb, ſo ſtießen mich andere darauf. Als Du noch hier warſt, habe ich es gar nicht völlig gewußt, wie beliebt und geachtet Du bei den Profeſſoren und Stu-

Digitized by Google

denten wareſt. Aber jetzt! Bei Dir kann man wahrhaftig nicht ſagen: Aus den Augen, aus dem Sinn! Im Gegenteil, ſo viele kommen ins „Waldhorn" und fragen nach Deinem Ergehen. Am häufigſten Dein Freund Zeusler, der traurig iſt, wie Du ihn im Stich läſſeſt, und beunruhigt, Du ſeieſt irgendwo durch Deine Herzensgüte in eine Torheit hineingeraten, die Du ihm nicht eingeſtehen wolleſt. Ich bin Deinetwegen auch in Verlegenheit. Dem und jenem ſoll ich von Deinem Ergehen erzählen und weiß nichts; aber am meiſten ſehne ich mich ſelbſt nach Nachrichten von Dir. Alſo ſchreibe mir – ſchreibe – ich bitte Dich! Und melde mir auch, ob Du hier Deine Studien wieder aufzunehmen und ſie bis in die Examen durchzuführen gedenkſt. Viele meinen, das wäre das einzig Kluge, was Du tun könnteſt, und wir wollten gewiß nicht die Nachrede auf uns nehmen, daß Du daran gehindert ſeieſt, weil wir Dein Geld zur Hand haben. Nein! Sobald Du dieſe Abſicht kundgibſt, werden wir für das Nötige ſorgen! Wir können uns dieſes Jahr ſchön erholen. Die Kirſchenernte auf unſerem Heimweſen iſt reich ausgefallen und was ſonſt darauf wächſt, verſpricht einen herrlichen Herbſt. Da werden wir gern mit einem Poſten an Dich denken."

Ueber dem lieben ſchweſterlichen Brief ging es Heinrich ſonderbar. Die Zeilen fielen wie ein Maienregen in ſeine Seele; begrabene Quellen ſprudelten wieder wie in den Jugendtagen; er begriff nicht mehr, wie er ſich ſo tief an Elſe hatte kränken können; jeder Zorn auf ſie war verflogen, und im ſtillen vergötterte er ſie wieder wie als Junge, der nicht wußte, wohin mit ſeinem Liebesdrang.

Und daß in der Heimat außer der Schweſter einige Menſchen ſeiner freundlich gedachten, tat ihm wohl. Mochte Ceſari dort Nachforſchungen über ihn anſtellen, ſie fielen gewiß befriedigend aus. Heinrich wollte ſich die von den Worten der Schweſter erfüllte Seele durch das Leſen des Zeitungsblattes nicht verderben; er ſetzte ſich hin und ſchrieb ihr einen

Digitized by Google

lieben Brief, der ihn bis zum Mittag beschäftigte und dann noch nicht fertig war.

Zwischen hinein regte sich in ihm die Frage, ob wohl Doia diesen Nachmittag komme; sie ließ ihm aber durch einen Boten melden, sie hole heute das letzte Heu vom See heim und komme erst morgen.

Ihr Besuch war ihm auch ein wonniger Gedanke. Nun aber las er doch das Zeitungsblatt. Was er daraus vernahm, erschütterte ihn tief.

„Brandstiftung" war das Stichwort der Nachricht.

Sie lautete: „Man erinnert sich an den vor drei Jahren stattgehabten Brand in der Oberaacher Mühle, die dadurch völlig zerstört wurde. Schon während des Brandes bildete sich der Verdacht, daß der damalige, ziemlich verschuldete Besitzer Jakob Wenk der Urheber des Schadenfeuers sei. Indessen gab die gerichtliche Untersuchung keine Anhaltspunkte für die im Volk umlaufenden Gerüchte; die bedeutenden Versicherungen für Gebäulichkeiten und Vorräte mußten Wenk ausgerichtet werden. Seither betrieb er einen ansehnlichen Holzhandel in der Karlsvorstadt, Stuttgart. Bei ihm tätig war der frühere Mahlknecht Franz Zernle. Zwischen den beiden kam es nun in der letzten Zeit wiederholt zu Streitigkeiten. Nach einer solchen saß der Knecht zornmutig und ziemlich angetrunken in einer Wirtschaft in der Nähe des Geschäftes. Da ging Feuerlärm durch die Straße. Zernle äußerte zu seinen Zechgenossen: „Da macht's wohl wieder einer wie Müller Wenk und verkauft seine Schulden den Versicherungsgesellschaften. Wenn ich reden wollte, ich könnte von der Oberaacher Mühle erzählen. „So erzähle!" forderte ihn ein anderer auf; „es kommt mir auf ein Glas Bier nicht an." Darauf erwiderte der Knecht: „Ich hätte die Mühle anzünden sollen, tat's aber nicht, sondern des Müllers ältestes Kind, das Rösle!"

Heinrich kam sich vor wie auf den Kopf geschlagen. Das Blatt zitterte in seinen Händen; er las aber weiter.

Digitized by Google

„Das von Franz Zernle ausgestreute Gerücht kroch ein, zwei Wochen durch den Kreis der Holzarbeiter und kam durch einen Schutzmann den Behörden zur Kenntnis. In einem Verhör widerrief der Knecht, der sich unterdessen mit Wenk wieder ausgesöhnt hatte, seine Aussagen; er müsse sie im Rausch erlogen haben. Zu gleicher Zeit aber fand eine polizeiliche Einvernahme der Rosa Wenk, der Tochter des frühern Müllers statt. Die Ueberraschte, die der Mutterschaft eines unehelichen Kindes entgegensieht, gestand zusammenbrechend die Tat ein, und Holzhändler Wenk hat sich ebenfalls zur Wahrheit bekannt. In der Gegend von Oberaach erregt die nachträgliche Entdeckung der Brandstiftung bedeutendes Aufsehen."

Das Weitere fesselte Heinrich nicht mehr. Er ließ sich auf einen Stuhl sinken; ein Schauer ging durch seinen Leib; leise jammerte er vor sich hin: „Rösle! — Du armes Rösle!"

Der Stimmung des Mitleides folgte die der Empörung. In jener Brandnacht hatte sich zwischen Rösle und ihm jener Liebessturm unter den Weiden an der Oberaach zugetragen. Seinen ersten heißen Kuß hatte er einem von ihrem Vater zum Verbrechen verführten Mädchen geschenkt, und seine Liebe war ihr gut genug gewesen, das schreiende Gewissen zu ertöten. Wenn er jetzt noch ihr Verlobter wäre, oder wenn der Zufall die Brandstiftung erst entdeckt hätte, nachdem sie schon ihren Hausstand gegründet und Kinder besessen hätten! Welche Schande, welch ein Unglück wäre es für ihn geworden!

So liefen die Gedanken des Ergriffenen; die Schicksalsfurcht kroch ihm in die Glieder: An was für dunkeln Abgründen gehen wir im Traumwandel des Lebens dahin und wissen es nicht? — Ja, danken mußte er Reinhold von Plus, dem Abgründigen, daß er ihn, wenn auch auf eine abscheuliche Art, von Rösle befreit hatte. Der Menschenverächter, dem er den tiefsten Haß nachgeschleudert hatte, war vielleicht doch sein aufrichtiger Freund gewesen!

Digitized by Google

Nachdem ihm der Brief der Schweſter eine ſelige Stunde bereitet hatte, ging es Heinrich jetzt wie einem, der weihevoll und freudig geſtimmt von hohem Berggipfel in das Werden des Sonnenaufganges blickt, in die Wölkchen, die ſich über den dunkeln Seen röten, auf die Gipfel, die ihre Lichter anzünden — und mitten im friedevollen Genießen ſtößt ihn eine Hand von hinten in den Abgrund.

„Mutter, Mutter, wie haſt du recht gehabt!" ſtöhnte er. Zu erſchüttert, um den Brief an die Schweſter zu vollenden, wandte er ſich in das durch die beiden Schützenfeſte von Einheimiſchen merklich entblößte Dorf und verbrachte den Abend mit Kaufmann in der „Stella Polare". Es war ihm eine wohltätige Auslöſung aus ſeiner ſchweren Stimmung, als der Aufſeher mit warmer Hochachtung von Pater Placidus ſprach und, wie ſein Beſuch im Tunnel einen tiefen Eindruck auf die Arbeiter und Mineure gemacht habe.

„Das gibt ihnen nun ein paar Tage Unterhaltung", plauderte Kaufmann, „glauben Sie mir, daß unter den Leuten, welche die gefährlichſte und ſchmutzigſte Arbeit verrichten, manche religiöſe Denker, Lebensphiloſophen, Dichter, Künſtler, Politiker ſind. Sie wiſſen es vielleicht ſelber nicht, daß ſie es ſind; aber ſtets überraſche ich ſie in ihren Mußeſtunden wieder, wie ſie ſich auf ihre urſprüngliche und beſondere Art das Leben, die Welt und die Ewigkeit zurechtlegen, ſich rührende Geſchichten aus ihrer Heimat erzählen, ein Heldenlied auf Louis Favre, den Bauunternehmer des Gotthardes, oder Spottverſe auf uns Ingenieure dichten, wie ſie mit einem Rötelſtift in wenigen Zügen das Bild ihrer Geliebten oder ihres Mütterleins auf eine Kiſte zu zeichnen verſuchen, meiſt mit recht unzulänglichen Mitteln des Ausdrucks, aber doch mit quellendem Eifer. Was wäre aus dieſen Leuten geworden, wenn ſie etliche Jahre auf der Schulbank hätten ſitzen können? — Ich muß ſo oft daran denken, wie viel feine Anlage in den untern Schichten der Völker verlören geht, ohne daß je ein belebender Sonnenſtrahl darauf fällt!"

Digitized by Google

„Sie denken daran, weil Sie selber Philosoph sind", versetzte Landsiedel.

„Oder es wenigstens gern wäre", erwiderte Kaufmann nach einiger Zögerung.

Bald mußte er in den Stollen aufbrechen.

Heinrich aber war durch die Unterhaltung mit dem tiefgründigen Ingenieur wieder ruhiger geworden. Als er unter dem klaren Sternenhimmel zwischen den dunkeln Bergen nach Hause schritt, da dachte er nicht mehr an Rösle, sondern an Doia.

Morgen kam sie!

Im Erwachen weilten seine Gedanken bei Cesari. Der alte Mann, den die Sorge um die Zukunft seines Kindes hinaus ins Schwabenland getrieben hatte, mochte heute gegen Abend in Tübingen ankommen. Wie er dann wohl seine Nachforschungen nach dem ehemaligen Studenten Landsiedel anstellte? — Ob er von Doia wußte, daß Schwager und Schwägerin ein Gasthaus betrieben? — Ob er gleich ins „Waldhorn" ging, und ob er Else im Laufe des Gesprächs den Grund seines Kommens verriet?

Ja, jetzt hätte Heinrich gerne einen Blick hinein in das alte, liebe Tübingen getan; auch verspürte er, wie ihn eine wachsende Liebe mit dem würdigen Vater Doias verband.

Nachdem er seine Lehrerpflicht erfüllt hatte, schrieb er den Brief an Else fertig, ließ sie zwischen den Zeilen ahnen, daß er durch eine Liebe an Airolo gebunden sei, und bat sie um rasche Nachrichten über den Besuch Cesaris.

Da hörte er die Stimme Doias vom Flur her. Im nächsten Augenblick erschien ihre hohe, schlanke Gestalt, dunkelgewandet und in einfachem Strohhut unter der Tür. „Heinrich", schrie sie freudig auf und reichte ihm einen Strauß Wiesenblumen. Die Wangen glühten ihr noch vom Wandern, und in ihren Küssen lag die jauchzende Liebe.

Als sie den Brief sah, sagte sie: „Ich darf doch deiner Schwester auch einen Gruß senden?"

Digitized by Google

„Ist es nicht unvorsichtig?" gab er ihr zu bedenken. „Dein Vater —"

Sie unterbrach ihn aber übermütig und schrieb mit kecker Feder unter seinen Namen: „Mille saluti di Doia Cesari colla speranza di far la conoscenza di Lei."

„Heinrich, wenn mein Vater auch erfährt, daß ich bei dir war, was tut's? — Ich bin ja sicher, daß wir zusammenkommen! Nun übersetze deiner Schwester noch, was ich geschrieben habe."

Und er schrieb: „Tausend Grüße von Doia Cesari, die hofft Dich kennen zu lernen. — Nicht wahr, Schwesterlein, der Name Doia ist schön! Ich glaube, er kommt aus dem Griechisch-Dorischen; er bedeutet das Geschenk. In der Tat hat mir der Himmel an Doia das wunderbarste Wandergeschenk bereitet, das mir je hätte zuteil werden können."

„Doia, das Geschenk", rief sie; „das habe ich ja selber nicht gewußt. Jetzt gefällt mir der Name erst recht gut. Was bist du für ein gebildeter Mann, Heinrich, daß du ihn hast deuten können."

Ihre Augen sprühten und strahlten, und der rote Mund lächelte in entzückender Süße. „Durch Pater Placidus bin ich auch so stolz geworden auf dich! Wohin du willst, gehe ich mit dir und werde das Heimweh nicht bekommen. Ziehen wir miteinander nach Tübingen zu deiner Schwester? O, wenn doch nur deine Mutter noch lebte; ich würde ihr die Hände küssen."

Ihm war, er hätte Doia noch nie so schön gesehen, noch nie so viel bebende Zärtlichkeit aus ihrer tiefen, metallenen Stimme gehört.

„Nun hätten wir aber zu allererst ein Geldgeschäft zu erledigen", versetzte er etwas zögernd und nahm aus seinem Täschchen ein paar Goldmünzen.

„Willst du mich kränken", rief sie mit blitzenden Augen und lachendem Mund. „Ich war ja schon an jenem ersten Morgen so glücklich, als ich dir das Geld geben konnte, und

Digitized by Google

ich will deine Gläubigerin bleiben, bis ich mit dir als Verlobte zu deiner Schweſter fahren kann. Dann kaufen wir ihr daraus ein hübſches Angebinde!"

Munter lief das Geplauder. Da holte Camillo Teſta das Paar zum Mittagbrot.

Bei der Abweſenheit des Hausherrn, der ſonſt das Mahl durch ein anregendes Geſpräch würzte, verlief es etwas eintönig. Bald nachher drängte Doia zu einem Spaziergang.

„Biſt du verrückt, Kind? — Bei der Gluthitze!" ſchalt die Hausfrau.

„Du gehſt ja doch ſchlafen!" erwiderte Doia. Der Gang ins Freie kam zuſtande. „Meine Tante, die Genueſin und ich verſtehen uns nicht beſonders gut", wandte ſie ſich plaudernd zu Heinrich. „Sie iſt ja eine ſchöne Frau, aber träg. Mir kommt ſie ſtets vor wie ein vom Wind ſanft dahergeblaſenes Segelſchiff auf dem Meer. Ich glaube, daß Odoardo zuweilen unter ihrem gleichgiltigen Weſen leidet. Darum iſt er ſo eifrig bei den Geſchäften; er kann dabei vergeſſen, was er im Hauſe vermißt."

Landſiedel lachte herzlich über das Segelſchiff. Manchmal hatte Doia eine große Treffſicherheit in der Beurteilung der Menſchen.

Sie ſchritten gegen den Teſſin hinab und folgten eine Weile ſeinem Lauf. Begierig ſogen ſie die aus der grauen Waſſerflut aufſteigende Kühle in ſich ein.

„Woran denkſt du?" fragte Doia ihren verträumten Begleiter.

„Ich denke, wie es einmal ſein wird, wenn wir miteinander durch die Gaſſen von Tübingen gehen, wie ſich die Studenten, die Mädchen und andere Leute nach dir umſehen werden."

„Iſt denn etwas Beſonderes an mir?" fragte ſie ſchelmiſch.

„Ja", erwiderte er froh gelaunt, „wer hat bei uns den

Digitized by Google

gleichen Glanz in den Augen, einen so tiefroten Mund, die lange, schmale Nase, die seidigen Wimpern?"

„Jetzt hör' auf", lachte sie. „Seit wann bist du unter die Schmeichler gegangen?"

Sie gab ihm einen Kuß.

Bei den Felsen von Stalvedro erreichten sie ein kühles Schattenplätzchen. Eine Quelle rann durch das Moos, und die Aeste etlicher silberschaftiger Birken schwankten im Flußwind.

Da ließ sich Doia lässig niedergleiten. Ihre Augen luden ihn ein, das gleiche zu tun.

Außer dem Rauschen des Flusses und dem Summen einiger Käfer war völlige Stille in der Weltabgeschiedenheit.

Sie schauten sich glücklich ins Gesicht, und jedes hatte nur die Absicht, die paar Stunden des Zusammenseins mit dem andern aufs Tiefste zu genießen. Allmählich aber wurde ihr Gespräch doch ernster. Es drehte sich um das glückliche Eingreifen des Paters Placidus in ihre Liebessorgen, um Pfarrer Gini, der Doia wirklich mit Drohungen der Jenseitsstrafen gequält hatte, um die plötzliche Reise des Vaters nach Schwaben, und zuletzt fiel zwischen ihnen der Name Carlo, den sie sonst mieden.

„Vielleicht entdeckt er am Schützenfest eine, die ihm besser gefällt als ich", scherzte Doia.

Heinrich aber seufzte tief auf: „Was helfen uns alle Hoffnungen und Pläne, selbst die Reise deines Vaters, wenn Grimelli seine Scheine nicht annimmt und ein Gelübde verweigert? Ich habe deswegen doch manchmal ein recht schweres Herz."

„Und ich nicht", erwiderte sie tröstlich. „Drei Jahre haben mein Vater und ich unter Schmerzen gegrübelt, wie die unbedachte Verlobung mit dem bösen Menschen lösen; jetzt bin ich sicher, daß es geht. Gott wird mir helfen; ich habe ihn so innig darum gebeten -- und sieh' da —, im

Digitized by Google

Traum der Nacht ſah ich, wie Carlo aus dem Hafen von Genua abfuhr — nach Amerika!"

„Ein Traum, geboren aus dem Wunſch", verſetzte Heinrich nachdenklich.

„Du biſt ein ſchwerblütiger Menſch", lächelte ſie. „Sage mir lieber, wie war's im Tunnel? — Nein, auch das nicht; ich möchte am liebſten hier neben dir ruhen und gar nichts ſprechen. So ſind die Seelen einander am nächſten."

Sie ſtreckte ihm die Hand und ſchloß die Augen. Wonnig betrachtete er die Scheinſchläferin, um deren Lippen der Schelm zuckte.

Bald ſchlug ſie die Wimpern wieder auf.

„Du, Heinrich, oft iſt mir, wir hätten uns in einem andern Leben ſchon gekannt", ſagte ſie. „Was hältſt du von dieſem Gedanken?"

Ehe er antworten konnte, bemerkte ſie mit veränderter Stimme: „Horch, man ruft mich! — Horch!"

Jetzt hörte auch er ihren Namen und dann den ſeinen.

Verwundert rafften ſie ſich aus dem Moos empor. In einiger Entfernung ſtanden die beiden Brüder Teſta am Fluß, ſpähten nach allen Richtungen und wiederholten die Rufe dringlicher: „Doia — Herr Landſiedel!"

„Wenn es bloß wegen dem Veſperbrot iſt!" verſetzte Doia unwillig über die Störung.

Die Jungen hatten das Paar entdeckt und kamen gelaufen. Nach ihrer Erregung mußte es ſich doch um etwas Beſonderes handeln.

„Schnell heim! Der Vater wünſcht es", rief Leo ſchon aus einiger Entfernung.

Warum iſt wohl Odoardo Teſta, der von Balerna nach Genua hatte fahren wollen, zurückgekehrt? — So fragten ſich Heinrich wie Doia.

Da gaben die herbeieilenden Burſchen die Aufklärung.

„Es iſt ein Unglück geſchehen — in Mendriſio", er-

Digitized by Google

zählte Leo atemlos. Niemand ſpricht von etwas anderem. Carlo Grimelli —"

„Iſt Carlo tot?" fragte Doia zurücktaumelnd.

„Nein", erzählte der Junge, „er hat einen andern getötet, den Doktor Elvezio Potolomeo."

„Carlo", ſchrie Doia, „den jungen Arzt, den Bruder meiner Freundin!"

Heinrich mußte die Entgeiſterte und Totenblaſſe ſtützen.

„Elvezio hatte ja eine Braut", ſagte ſie mit erlöſchender Stimme, wurde vor Schrecken ſchlaff und ließ den Kopf auf die Schulter Landſiedels ſinken. Die Füße trugen ſie nicht mehr.

Er und Leo führten ſie den Wieſenweg dahin. Endlich erreichten ſie das Haus.

Dort empfing ſie Teſta noch reiſebeſtaubt, ſelber angegriffen von dem Ereignis.

„Deinetwegen bin ich heimgekommen, Doia, und es iſt mir lieb, dich ſchon hier zu treffen", wandte er ſich an die mit verkrampften Händen reglos Daſitzende. „Du darfſt nicht wieder nach Altanca hinauf; wir müſſen dich in Sicherheit vor Grimelli bringen. Er hat ſich leider in der allgemeinen Verwirrung, welche die Tat hervorrief, flüchten können, und niemand weiß, wohin er ſich gewandt hat. Da iſt mir vor allem um dich bange! Er wird, bevor er ſich den Gerichten ergibt, noch irgend einen verzweifelten Ueberfall auf dich verſuchen."

„Wenn nur der Vater da wäre! Ich fürchte mich auch gräßlich vor Carlo", kam es von Doias Lippen. „Bringe mich zu den Karmeliterinnen in Como. Dort iſt die Schweſter des Getöteten. Sie iſt meine Freundin. Ich kann ihr in ihrem großen Seelenſchmerz vielleicht etwas ſein."

Es kam wieder ein wenig Leben in ihre Geſtalt.

Der Vorſchlag gefiel Teſta nicht. Das lag an ſeiner Abneigung gegen die Klöſter. Er beriet mit Landſiedel, ſagte

Digitized by Google

dann aber: „Sicherer wäre Doia wohl nirgends als bei den Nonnen von Como. Hoffentlich handelt es ſich nur um einen kurzen Aufenthalt. Die Verhaftung Grimellis kann ja heute, morgen oder übermorgen erfolgen. Ich denke mir, daß er ſich nach Genua gewandt hat, um mit einem Schiff zu entkommen; er wird aber bald merken, daß ihm der Seeweg verlegt iſt. Irgendwie wird er in die Heimat zurückflüchten. In den Städten und größern Dörfern kann er nicht ſein, da iſt ihm die Gendarmerie auf den Ferſen; alſo wird er ſich in den Bergen herumtreiben, in der Gegend von Altanca. So rechnet auch die Polizei; es ſind ein paar Mann ins Dorf hinauf befohlen; nur erachte ich ſie für Doia nicht als genügenden Schutz. Grimelli iſt gewiß ſchlauer als die Landjäger, und ich kann mir's nicht anders vorſtellen, der Preis, um den er ſeine letzte Freiheit verkauft, iſt ein Schuß auf Doia — wenn es nicht etwas anderes iſt."

Nun zitterte auch Heinrich um ihr Leben.

„Was iſt denn in Mendriſio geſchehen?" fragte er mit verwirrten Gedanken.

„Mir iſt es ein Herzeleid, daß die beiden Feſte ſo übel ausgegangen ſind", verſetzte Teſta. „Bei den Freiſinnigen in Valerna wie bei den Konſervativen in Mendriſio war das Beſtreben, in Hochachtung und Höflichkeit miteinander auszukommen. Gegenſeitig ſandten ſich die Parteien ihre Grüße. So kam beim Mittagstiſch der konſervative Doktor Elvezio Potolomeo zu uns Freiſinnigen und hielt eine feurige Rede auf den Teſſin und die Schweiz. Aus vielen hundert Kehlen erſcholl der Ruf „Evviva la Svizzera!" Darein mengten ſich aber aus verſchiedenen Ecken Stimmen: „Evviva l'Italia nobile — Gallia nobile — evviva la fraternità latina." Man kannte die Schreier, an deren Spitze Grimelli ſtand, und nahm die Sache nicht ſchwer. Als ſich aber die Köpfe bei Wein und Tanz ſchon etwas erhitzt hatten, jagte unſere Jungmannſchaft ihn und ſeine Geſellen zum Feſtzelt hinaus. Zu ſchwach zum Widerſtand wandten ſich dieſe hinüber nach Men-

Digitized by Google

drisio und nisteten sich bei den Konservativen, zu denen auch Potolomeo zurückgekehrt war, als ungebetene Gäste ein. Man ließ sie gewähren. Nun hatte Grimelli die Frechheit, die Braut Potolomeos, eine junge Dame aus dem Hause Olgiati von fast königlicher Erscheinung, um einen Tanz zu bitten. Sie erwiderte ihm, er möge die Erlaubnis ihres Verlobten einholen. Grimelli wandte sich also an Potolomeo. Wahrscheinlich hatte sich der angesehene Arzt, der, wie schon sein Name Elvezio sagt, aus einer stark schweizerisch empfindenden Familie stammt, an den vaterlandsfeindlichen Pfiffen und Gegenrufen nach seiner Mittagsrede gekränkt; er erwiderte Grimelli: „Jeder brave Tessiner darf mit meiner Braut tanzen, aber Sie nicht!"

„Carlo und Elvezio haben sich schon auf der Lyzeumsbank gehaßt", unterbrach Doia den Erzähler mit leiser Stimme.

„Um so größer war also die Frechheit Grimellis", nahm Testa den Faden wieder auf. „Der Zündstoff war da. Der Abgewiesene und seine Freunde unterbrachen einen Redner, indem sie mit den Füßen scharrten, mit den Gläsern klirrten und Brotkugeln nach den Damen warfen. Wie auf ein Zeichen standen einige Herren auf, immer mehr und mit dem Ruf „Hinaus!" drängten sie den „jungen Tessin" nach der Tür. Ein Handgemenge entstand; Grimelli wandte sich gegen Doktor Potolomeo, auf den er eine besondere Wut hatte; Freunde kamen dem Arzt zu Hilfe; sie hoben den Rasenden gemeinsam vom Boden, daß er wehrlos war, trugen ihn auf die Straße hinaus und warfen ihm den Stock nach. Einen Augenblick später raste Grimelli wieder in die Gesellschaft hinein — geschah mit dem Stilet der Stich in die Brust Potolomeos — und der Verbrecher entfloh. Das Fest in Mendrisio wurde abgebrochen, sobald die traurige Nachricht zu uns Freisinnigen kam, auch dasjenige in Balerna. Obgleich der Tote zu unsern Gegnern gehört hat, so trauern wir um ihn doch als einen vornehmen und hervorragenden Mann,

Digitized by Google

der auch im Kampf mit uns stets die feine Form gewahrt hat, und beklagen insbesondere das furchtbare Unglück seiner Braut."

Der erste, starre Schreck Doias war während der Erzählung Testas einem wehklagenden Weinen gewichen.

Er suchte sie zu trösten. „Daß Carlo Grimelli ein Ende mit Schrecken nehme, das war doch zu erwarten. Und nun das Entsetzliche da ist, wollen wir auch den Lichtstrahl sehen, der aus dem furchtbaren Verbrechen hervorblitzt. Doia, wie lange haben du und dein Vater euch Tag und Nacht wund gesorgt, daß ihr von Grimelli loskommt und dafür Pläne geschmiedet, die bis über das Meer reichten. Wo ist nun diese Qual? Vorüber für immer! Du und Herr Landsiedel wußten seinetwegen mit eurer Liebe weder ein noch aus; sie war neben dem Gewehr des Bösewichts hoffnungslos. Sie hat heute freie Bahn! Und die Rache Grimellis, vor der ihr in keiner Ecke der Welt sicher gewesen wäret, braucht ihr nicht mehr zu fürchten. Sobald er verhaftet ist, verfällt er für so viele Jahre dem Zuchthaus, daß er es erst als gebrochener Mann verlassen wird, der froh sein wird, wenn er für den Rest seiner Tage an die Sonne sitzen darf. Also Doia, den Kopf hoch! Für dich, deinen Vater und Herrn Landsiedel bedeutet der Mord entschieden Befreiung aus sonst unentwirrbaren Kümmernissen!"

Die Verstandesschärfe, mit der ihr Testa die Vorteile auseinandersetzte, die sie aus dem Verbrechen des Verlobten ziehe, schlugen nicht in die Seele Doias ein.

Den Kopf auf den Arm gesenkt, wimmerte sie wie ein tränenmüdes Kind in sich hinein, und erst geraume Weile, nachdem Testa geendet hatte, schluchzte sie: „Allerdings habe ich Gott auf den Knien angefleht, daß er mich von Carlo erlöse — aber nicht so — nicht so! — Odoardo, ich will noch heute nacht nach Como reisen — dort bei den frommen Frauen finde ich am raschesten den Frieden. — Verzeihe mir, Heinrich. Ich muß — ich komme wieder zu dir!"

Digitized by Google

Seit dem Geplauder im Birkenschatten war es das erste Mal, daß sie das Wort an ihn richtete.

Das war für ihn wenigstens ein Trost: „Ich komme wieder zu dir!"

Auch er konnte über die Wendung, die plötzlich in seinen Liebestraum gekommen war, nicht jubeln, nicht einmal froh sein. Sie war zu furchtbar.

„Wir müssen Entschlüsse fassen", versetzte Testa. „Sie wissen wohl, unter welcher Aufschrift eine Depesche meinen Onkel in Tübingen am sichersten erreicht. Ich will ihm in knapper Ausführlichkeit den Sachverhalt mitteilen. Dann wird er wohl so rasch wie möglich heimkehren. Nun die Fahrt Doias! Die Straße halte ich für völlig sicher. Der Verbrecher wird sie nicht benutzen. Er weiß wohl, daß da und dort Polizei im Hinterhalt liegt, und wenn er sich hinauf nach Altanca wendet, so geschieht es auf Schleichwegen durch die Berge. Nun handelt es sich um die Frage, wer begleitet Doia? — Mir ist es unmöglich! Sie können sich ja denken, wie die letzte Nacht in Valerna verlief. Niemand ging zur Ruhe; man saß den Mord verhandelnd flüsternd beisammen, und jeder suchte sich, so rasch es ging, ein Fuhrwerk für die Heimfahrt zu sichern. Und heute der fürchterlich heiße Tag! Am Herzen gepackt hat mich die Bluttat auch. — Fahren Sie mit Doia!" —

„Ja, Heinrich, ich bitte dich", flehte sie leise.

„Es ist sechs Uhr", sagte Testa; „um sieben Uhr lasse ich den Wagen von Bossi vorfahren, einen Wagen mit so großem Verdeck, daß nur, wer den Kopf hineinsteckt, sieht, wer darin sitzt."

Er schrieb das Telegramm für Cesari und ging, um den Wagen zu bestellen.

Heinrich strich Doia leise über den Scheitel.

Da nahm sie seine Hand und bedeckte sie mit zuckenden Küssen, sprach aber kein Wort. — —

Digitized by Google

Welch ein wunderbarer Traum, mit ihr allein durch die Sommernacht des Gebirges zu fahren! Doch der Gedanke an den traurigen Anlaß der Reiſe und daß ſie eine Flucht der Geliebten war, ſtimmten Heinrich nieder.

Seine Seele zitterte in Schickſalsbangigkeit.

Achtzehntes Kapitel

Wie Teſta erwartet hatte, verlief die Fahrt ohne Abenteuer.

Doia war in einen unruhigen Schlummer verſunken, aus dem ſie von Zeit zu Zeit ſchreckhaft emporfuhr. Dann weinte ſie wieder leiſe vor ſich hin. Endlich legte ſie den Kopf an Heinrichs Bruſt und ruhte ſo Stunde um Stunde. Im Halbſchlaf hielt er ſie umfangen, und allmählich verſtummten ihre Schluchzer.

Als ſie über den Monte Cenere fuhren, graute der Tag. Eine Landſchaft wohlgeſtalteter grüner Berge lag um ſie; im Frührotſtrahl ſchimmerten an den Gehängen braune Dörfer, weiße Kirchen und Kapellen. Da und dort regte ſich ein Glockenton. Nach einer Weile lag in tiefer Bergſpalte der See von Lugano zu ihren Füßen; wo ihn die Sonne beſchien, mit entzückender Bläue, wo er im Schatten der Gipfel lag, in wunderbarem Dunkelgrün. Herrlich ſpielten die Lichter über die Fluten.

Heinrich ſah aber die weiche Schönheit der ſüdlichen Waſſer nur wie durch einen Traumſchleier; ſeine Gedanken waren ein Horchen, wie es Doia ergehe.

In ſchwarzem Kleid und Spitzentuch ſaß ſie ſtumm, die Hände gefaltet und lebte nur nach innen.

So wie ſie, in ſich ſelber vertieft, hatte er ſich ſtets eine betende junge Nonne vorgeſtellt.

Es war wohl eine Notwendigkeit, daß Doia in das

Digitized by Google

Kloſter bei Como fuhr. Die Stätte bot ihr ſichern Schutz; aber heimlich beunruhigte ihn der Gedanke daran doch. Irgend ein dunkler Kampf war in ihrem Herzen vor ſich gegangen; er war erſchreckt von der Macht ihrer myſtiſchen Gefühle. In den Hintergründen ihrer Seele wohnte ein Weſen, das ihrer ſonſtigen zum Frohſinn geneigten Natur widerſprach, irgend ein Hang zur Verneinung deſſen, was ihr ſonniger Teil am Leben freudvoll bejahte.

Wenn ſie nun? — Nein, nein, dafür war ihre Liebe zu ihm viel zu groß, die Liebe, die über ſie beide gekommen war wie Frühlingsſturm.

Plötzlich ſchaute ſie mit wachen Augen in ſein grübelndes Sinnen und reichte ihm die Hand.

„Verzeih mir, Heinrich, daß ich mich einer ſo namenloſen Traurigkeit überlaſſe; ich verſpreche es dir, ich faſſe mich wieder; es geht mir nur ſo furchtbar zu Herzen, daß wir unſer Glück auf das Unglück zweier andern Menſchen bauen ſollen, auf die vernichteten Leben Carlos und Elvezio Potolomeos."

Es war für lange ihr einziges Wort; ſie verſank wieder in ihr wehvolles Brüten; umſonſt verſuchte er ihre Teilnahme für die Dinge am Weg zu erregen.

Sie blieb einſilbig.

Als der Wagen durch das ſtattliche Dorf Mendriſio rollte, klammerte ſie ſich zitternd an ihn. „Da iſt das Unſelige geſchehen!" Sie ſchloß die Augen, bis der Ort ein ziemliches Stück hinter ihnen lag.

Nun ſie ſich aber der italieniſchen Grenze und Como näherten, raffte ſie ſich doch wieder zum Sprechen auf und erzählte ſchmerzlich von den ſchönen Erinnerungen, die ſie mit Maria-Angela und Elvezio Potolomeo verbanden.

„Maria-Angela und ich lernten uns als Schülerinnen im Kloſter von Como kennen. Wir ſaßen Seite an Seite in der Bank und knieten miteinander vor den Altären der

Digitized by Google

Kirche. Wenn ich wahr ſein ſoll, wir haben uns zuerſt gehaßt; wir waren vor den Lehrnonnen Nebenbuhlerinnen, und ich, das Bergkind, ſuchte es in glühendem Eifer der in altgebildetem Haus aufgewachſenen Locarneſin vor ihnen gleichzutun. Unmöglich! Namentlich im italieniſchen Aufſatz erreichten wir andern Maria-Angela niemals. Sie beſaß den Schwung und Wohllaut unſerer Sprache wie etwas Angebornes und war, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Dichterin, für meine Blicke das Vorbild hohen weiblichen Geiſtes, aus dem innerſten Blut mühelos errungener Tugend, wie der durch die Vorzüge der Seele verklärten Schönheit."

„Da geſchah mir etwas ſehr Seltſames. Die Schweſtern führten uns auf einem Ausflug nach Mailand. In der ſinkenden Sonne gingen wir den Wandelgang entlang durch die Marmorzackenkrone des Domes. Wie Feuer glühte der Monteroſa in nördlicher Ferne. Ich weiß nun nicht mehr, wie es kam, ich glaube aus der gemeinſamen Bewunderung des lichtſprühenden Berges, Maria-Angela und ich blieben hinter den andern Mädchen zurück. Da legte ſie plötzlich den Arm um meine Hüfte und lehnte die Wange an die meine. „Doia", ſagte ſie in wundervoller Zärtlichkeit, „unter allen Mitſchülerinnen iſt mir keine ſo lieb wie du. Sei meine gute Freundin, und wenn ich dich bitten darf, verbringe mit mir, ein überaus willkommener Gaſt, die ſechs Wochen Ferien auf unſerm Landgut bei Locarno." Da verſank mein Neid auf Maria-Angela, und ich ſpürte bloß noch das tiefe Glück, mich von ihr geſchätzt und geliebt zu wiſſen.

Nun die Ferien am Langenſee! Nie habe ich Schöneres, nie Traurigeres erlebt. Ein altes Landhaus, faſt ein Palazzo und darum her zwiſchen Straße und See ein von hoher Mauer umgebener Garten mit Blumenbeeten und uralten Bäumen. Die liegenden Aeſte reckten ſich ſelber wieder wie Bäume dahin. Die Eltern Maria-Angelas waren weltferne, liebe Menſchen, die in ihrer Stille mehr in den Künſten und Schriften der italieniſchen Renaiſſance lebten als

Digitized by Google

in der Gegenwart. Dazu kam Elvezio, der Bruder der Maria-Angela, Medizinſtudent, der von Zürich in die Ferien zurückgekehrt war. Auch daheim lag er mit bewundernswertem Fleiß den Studien ob; doch jeden Tag fand er die Stunden, uns Mädchen eine Freude zu bereiten. Im Segelboot, das er vorzüglich zu leiten verſtand, fuhren wir hinunter bis zu den borromäiſchen Inſeln, oder wir ſtiegen hinauf auf die ſchönen Berge, die Locarno umkränzen, wir drei in guten und hohen Geſprächen uns ſelber genug.

Schier in der letzten Ferienwoche jedoch ereignete ſich etwas Sonderbares. Als Maria-Angela und ich nach einem ſchweren Gewitterabend am See ſpazieren gingen, fanden wir auf dem Weg einen Brief, der wohl aus einem Boot herübergeworfen worden war und über Nacht im Regen gelegen hatte. Der Brief wandte ſich an Maria-Angela und enthielt die feurige Liebeserklärung eines jungen Rechtsanwalts, Aleſſandro Trevis, der einer vornehmen Familie Locarnos angehörte. Meine Freundin las; ihre Wangen begannen zu glühen; ſie ſagte: „Ich kenne den Mann kaum; es iſt aber ein außerordentlich gebildeter Brief, ich denke, daß in ihm das Stelldichein, um das er mich bittet, heute abend in der Dämmerung am Ufer gebe. Selbſtverſtändlich in deiner Begleitung!“ Sie bot mir den Brief zum Leſen an, mit ihr fand ich ihn herrlich. Der Doktor ſchrieb, daß er uns ſchon längſt heimlich gefolgt ſei und uns beobachtet habe, Maria-Angela mit beſonderem Entzücken, daß er aber, ſonſt für das Leben mit Tapferkeit genug ausgerüſtet, es nicht wage, ſich unter das Antlitz einer ſo edeln Dame wie Fräulein Potolomeo zu begeben, wenn er nicht die Ermutigung durch ihr Erſcheinen am See fände; ſie möge ihm dieſes unendliche Glück bereiten!“

Das Stelldichein zwiſchen Maria-Angela und Doktor Trevi fand in meiner Gegenwart ſtatt. Kein Wort von tieferer Bedeutung fiel, nur daß ſich Maria-Angela in ſtolzer Zurückhaltung die Hand von ihrem Beſucher küſſen ließ und

Digitized by Google

wir Freundinnen uns nachher einigten, der Doktor sei ein bildschöner Mann von feiner Art und geistesstarkem Angesicht.

Noch zwei Begegnungen, doch ohne Erklärung, ohne Kuß. Etwas Stolzeres als Maria-Angela gab es nicht; aber der Leib zitterte ihr vor Liebe für den herrlichen Mann.

Da erhielt sie einen Brief von unbekannter Hand und ohne Unterschrift, einen Brief, dessen Herkunft ihr und mir bis heute ein Rätsel geblieben ist. Jedenfalls kam er von einer nicht ungebildeten Dame, die Doktor Trevi haßte. „Edles Fräulein", hieß es darin, „werfen Sie sich nicht weg an einen Herrn, der schon durch alle dunkeln Wasser von Mailand, Rom und Neapel gegangen ist. Es wird in Locarno oder Lugano keinen jungen Mann geben, der so verdorben in Genüssen ist wie derjenige, der jetzt die Netze nach Ihnen auswirft!"

In ihrer Vornehmheit wollte meine Freundin dem unterschriftslosen Brief keinen Wert beimessen; in der Seele quälte sie sich aber doch daran. Sie hatte ihre Liebe zu Doktor Trevi bisher als ein schönes Geheimnis zwischen ihr und mir bewahrt; nun gestand sie es aus innerer Unruhe ihrem Bruder Elvezio. „Der Brief der Unbekannten hat leider recht", erwiderte er tief erschüttert. „Dinge, über die wir in unserm Haus nicht sprechen, sind leider möglich in der Welt. Ich weiß, daß der Ruf Doktor Trevis, was die Frauen betrifft, ein schlechter ist."

In der Abenddämmerung lag Maria-Angela zerbrochen in ihrer Kammer; am Ufer stand, ihren Geliebten im Boot erwartend, Elevezio. Was mögen die beiden Männer zusammen gesprochen haben? — Trevi zog sich für immer von Maria-Angela zurück.

Sie aber wählte, beleidigt in ihrem weiblichen Stolze und erschreckt über die Schlechtigkeit der Welt unter Schmerzen den Schleier der Nonne, sie, die nie einen Mann ge-

Digitized by Google

küßt hat! Und ich weiß, wie sie im Dienst der ärmsten Kinder glücklich ist."

So schloß Doia.

Heinrich war es eine Erleichterung, daß sie wieder die Kraft zur Unterhaltung gefunden hatte, und er ließ sie in ihrer Erzählung gewähren, obgleich ihm die Gestalt der Maria-Angela Potolomeo übermenschlich und für Doia gefährlich erschien.

Nach einer Weile kam Doia auf Grimelli.

„Wie überraschend! — Von der Zeit an, da ich den Ring Carlos zum zweitenmal an den Finger steckte und er doch wieder in den schlechten Lebenswandel zurückfiel, habe ich ihn gehaßt, wie der Mensch seinen durch die Macht der Gewissenlosigkeit überlegenen Peiniger stets hassen wird. Seit er sich aber selber so namenlos ins Unglück gebracht hat, ist es damit vorbei. Ich wünschte ihm, daß er über Meer entfliehen und irgendwo in einer großen Einsamkeit seine Freveltat bereuen könnte. Jeder Mensch, selbst ein Mörder, hat doch noch einen guten Funken, der wieder zur Flamme werden kann. Gräßlich ist mir auch der Gedanke, daß durch das Verbrechen Carlos auf meine Heimat, auf unsere schönen Berge ein Schatten gefallen ist und ich auch dich, Heinrich, darin nicht mehr sicher weiß. Mir ist, du solltest von Airolo fort! Du solltest in deine Heimat zurückkehren! Und ich will dir in Liebe folgen und dort dein Weib werden!"

„Doia", rief Heinrich, „wie danke ich dir; was hast du für einen schweren Stein von meiner Seele gewälzt!"

„Sieh, dort sind die Türme von Como; dort sieht man schon ein Stück See und dort unter den mächtigen Baumkronen etwas von dem langen Gebäude des Klosters, in das ich eintrete, um auf friedliche Tage zu warten. Es ist darin eine sehr gebildete Nonne, die Deutsch spricht. Ich werde die Zeit damit verbringen, daß ich mich in deiner Sprache unterrichten lasse. Und hoffentlich sehen wir uns bald wieder.

Digitized by Google

Meinem Vater tauſend Grüße. Verſteht euch gut; ſag' ihm, er ſolle mit uns nach Tübingen kommen!"

Das Abſchiedsweh erſtickte ihr die Worte.

Sie gerieten in ein leidenſchaftliches Küſſen hinein und, als der Wagen über das Pflaſter der Stadt rollte, hielten ſie ſich unter dem weit vorſpringenden Verdeck eng umſchlungen, ſpürte eines das Herzpochen des andern.

Da ſtand das Gefährt ſchon vor dem Kloſtergebäude. Boſſi, der Kutſcher, meldete bei der Pförtnerin, die in einem von Roſen umrankten Erker ſaß, die frühere Schülerin Fräulein Doia Ceſari an.

Ein leiſer Schrei Doias. Sie entwand ſich Heinrich. Eine entzückende Wendung des Kopfes! Noch einmal ſchaute das große, dunkle Augenpaar nach ihm zurück; aber nun ließ die Pförtnerin ſie eintreten.

Er hatte dabei das niederſchmetternde Gefühl, ſie würde von ihm hinweg verſchlungen; es ſei eine ſtärkere Scheidewand zwiſchen ihnen als je zuvor. Wie haßte er die ſchwervergitterten Fenſter des Kloſters!

Da wandte Boſſi den Wagen; in der Stadt erklärte er Landſiedel, daß die Pferde bis am andern Morgen ſtehen müßten.

Was nun mit der Zeit anfangen? — Der Tag war heiß, die Landſchaft grau und ſtaubig; Feld und Flur lechzten nach Regen. Unfroh ſchaute ſich Heinrich nach einer frühern Rückfahrtsgelegenheit um, als ſie ihm Boſſi bot, fand ſie, kam nach Capolago und benutzte von da zur Fahrt nach Lugano das Schiff. Obgleich ein angenehmer Wind den Abend kühlte, wurde er nicht friedlicher. Auf dem Boot und in der Stadt drangen ihm von überall her die Namen Grimelli und Potolomeo in die Ohren, jener mit tauſend Verwünſchungen, dieſer mit ebenſo viel Worten des Ruhmes und der Bejammerung; in den Ausbrüchen ſpürte er das lebhafter wallende ſüdliche Blut. Auf den Straßen ſtand eine Menge Volkes vor Anſchlagzetteln der Gendarmerie, die auf die Er-

Digitized by Google

greifung des Verbrechers eine hohe Belohnung ſetzte. Das alles ſchlug ihm auf die Seele. Weiß Gott, er liebte Grimelli nicht; er empfand es aber doch als ein äußerſt peinvolles Schauſpiel, wie ſich die geſamte Bevölkerung rache- und blutgierig auf den Namen des einzelnen warf.

Am See entdeckte Heinrich zwei Viehhändler aus der deutſchen Schweiz, die einen Wagen für die Gotthardfahrt gemietet hatten und, um die Reiſe zu verbilligen, noch einen oder zwei Gefährten für die Nacht ſuchten. Er ſchloß ſich bis Airolo den beiden an. Am liebſten wäre er noch weiter gereiſt, bis Tübingen! Es ging ihm wie Doia, vielleicht nur noch ſtärker; ihre Heimat war ihm durch die Schreckenstat Grimellis verleidet, beſonders auch weil ſie ſelber nicht mehr darin weilte. Nur ſeine Lehrtätigkeit im Hauſe Teſta beſaß für ihn noch einigen Reiz; er liebte die Jungen und wußte, daß ſie auch an ihm hingen.

Die Fahrt gab ſich leidlich. Die Händler, zu denen ſich noch ein dritter Deutſchſchweizer geſellt hatte, erzählten ein paar Späſſe, ſangen nachher, unbekümmert um das Leid, das auf der einheimiſchen Bevölkerung ruhte, nicht eben hübſch ein paar Schweizerlieder; dann begann der eine nach dem andern zu ſchnarchen. Damit ſchläferten ſie auch Landſiedel ein.

Um Mitternacht war eine halbe Stunde Raſt in Bellinzona. Man tat ſich bei einer Flaſche gütlich. Um ſich her hörte Heinrich wieder die aufregenden Geſpräche über Grimelli und Potolemeo, deſſen feierliche Beſtattung in Locarno auf den morgigen Tag angeſetzt war. Auch die Namen Doias und ihres Vaters, und zwar in abfälligem Sinn. Sie ſeien durch ihre ſchwankende und falſche Haltung gegen Grimelli in der Angelegenheit des Hotelbaues ſchuld, daß er in ein ſo verfehltes Leben hineingeraten ſei.

Und die Leute erzählten von den Schüſſen in Altanca.

Landſiedel ſaß wie auf Nadeln. Während der Weiterfahrt die Windungen und Schlingen der Gotthardſtraße

Digitized by Google

empor fand er den Schlaf nicht mehr. Was kümmerte ihn, in welcher Bedeutung schlechtunterrichtete Dritte das Benehmen Cesaris und seiner Tochter sahen? Er selber klammerte sich an das Wort Doias: „Ich will dir in Liebe folgen und in Tübingen dein Weib werden!" Wie trostlos wäre seine Rückfahrt geworden ohne ihre Aussprache!

Der erste Vogel schlug; an den Gipfeln erglomm der Tag. Heinrichs Kopf war vom Sinnen müde.

Schon früh am Morgen langte er in Airolo an und legte sich in dem noch stillen Haus zum Schlaf hin.

Als er nach ein paar Stunden erwachte, saß Cesari, der eben vom Gotthard her angelangt war, übernächtig und abgespannt im Eßzimmer. Der Alte dachte so schwer vor sich hin, daß ihn der Eintritt des Hauslehrers fast erschreckte, wollte aber unter der Wucht der Geschehnisse doch nichts von Ruhe wissen und fragte gleich nach Doia.

„Dafür, daß Sie meine Tochter vor Grimelli in Sicherheit brachten, bin ich Ihnen und Testa sehr dankbar", sagte er. „Wenn ich hier gewesen wäre, hätte ich freilich eine andere Zuflucht erwählt als das Kloster in Como, aber nun." —

Eine Frage stieg in Heinrichs Gesicht auf.

„Es sind so Bedenken", erwiderte Cesari halb ausweichend. „Wie wir mit Carlo in den größten Verlegenheiten steckten, äußerte Doia oft, daß sie eher ins Kloster träte, als ihm die Hand reichen. Jedenfalls hat sie sich mit dem Gedanken im stillen vertraut gemacht. Es ist aber nicht der Wunsch eines einsamen Alten wie ich, daß er die Tochter für immer verliere. Ich glaube zwar nicht, daß sie mich je verließe, bin aber doch froh, daß sie noch einen andern Schutz vor den Anwandlungen der Weltflucht genießt, die hoffnungsreiche Liebe zu Ihnen!"

„Hoffnungsreich? Herr Cesari!" rief Heinrich und sprang freudig empor.

Digitized by Google

In die vorher so müden Augen des Sindaco kam ein schöner Glanz; sie ruhten vertrauensvoll auf dem jungen Mann.

„Ich will das Märchen von der Gewerbeausstellung in Basel nicht mehr aufrecht erhalten", versetzte Cesari fast heiter.

„Nein, ich weiß, Sie waren in Tübingen", gestand Heinrich.

„So — von wem?" fragte der Sindaco verwundert, aber mit einem unterdrückten Lachen.

„Von Doia!"

„Nun also, es tut nichts, daß sie Ihnen davon gesprochen hat", fuhr Cesari fort. „Ich bin durch Pater Placidus zu der Reise bestimmt worden, und sie ist ebenso gut wie kurz ausgefallen. Große Sorgen sind von mir abgewälzt; ich sehe da eine Möglichkeit, wo ich vorher keine sah. Unter gewissen Bedingungen gebe ich es zu, daß Doia und Sie sich die Hand reichen."

Heinrich wollte dankend auf ihn hineilen; aber Cesari wehrte mit einer Handbewegung ab.

„Die erste Bedingung ist", erklärte er in freundlicher Ruhe, „daß die Angelegenheit zwischen Ihnen, Doia, Testa und mir ein Geheimnis bleibt, bis" — er besann sich — „bis über die furchtbare Grimelligeschichte etwas Gras gewachsen ist. Hoffentlich gelingt die Verhaftung rasch; dann wird auch seine Verurteilung nicht auf sich warten lassen, und wenn er auch nicht lebenslänglich eingesperrt sein wird, so doch Jahre genug, daß er vernünftig mit sich sprechen läßt. Wenn er einmal durch die Gefängnisluft zusammengebrochen ist, werde ich ihn in der Strafanstalt besuchen und ihm für sein späteres Fortkommen einen Betrag anbieten, sofern er bereit ist, in die Hand eines Geistlichen jede Rache an Doia abzuschwören. Vor allem aber möchte ich jetzt Ihren Namen nicht durch eine Verlobung in den Mund der Leute bringen;

Digitized by Google

es iſt für mich wie Doia ein ſchamvolles Gefühl, daß ſie je die Braut Grimellis geweſen iſt. Das verſtehen Sie!"

Heinrich nickte gedankenvoll.

„Nun die zweite Bedingung; ſie ſtimmt ſehr gut zur erſten", fuhr Ceſari fort. „Sie müſſen nach Tübingen zurückkehren und Ihre Studien vollenden! Es iſt die beſtimmte Anſicht aller Ihrer früheren Profeſſoren und Freunde, daß das der einzige gute Weg für Sie iſt. Herr Zeusler wird Ihnen darüber noch einen Brief ſchreiben!"

„Sie haben Ulrich Zeusler kennen gelernt?" rief Landſiedel.

„Ich ſaß in Ihrer Freundesrunde auf demſelben Platz, auf dem Sie früher geſeſſen ſind", erzählte der Sindaco lächelnd. „Ich hatte mir für Tübingen ein artiges Märchen zuſammengedacht, mit dem ich zuerſt zum Rektor des Stiftes ging. Ich ſagte, daß Sie ſich wegen eines verſtauchten Fußes bei mir aufgehalten und bei Ihrem Abſchied geäußert hätten, daß Sie nach Tübingen zurückkehren. Nun hätten mich unvermutete Geſchäfte nach Schwaben geführt, und bei dieſem Anlaß wolle ich mich doch erkundigen, wie es Ihnen ergehe. Und ich bat um die Angabe Ihrer Wohnung. Von Ihrer Heimkehr wollte ſelbſtverſtändlich niemand etwas wiſſen; aber das Geſpräch über Sie war doch angeknüpft; ich ſpürte viel wohlwollende Neugier; ein Profeſſor erzählte es dem andern: „Der Herr hat unſern Romfahrer Heinrich Landſiedel geſehen." Dann ſtellte ich ſelber ein paar unverfängliche Fragen, und ich muß Ihnen geſtehen, Sie haben ein gutes Andenken in der Heimat zurückgelaſſen. Nur Ihre Reiſe begriff niemand recht; aber gerade der Rektor ſagte, daß ihm nicht bange ſei um Sie. Der verliert ſich nicht; der findet ſich von ſelber wieder!"

Heinrich erglühten die Wangen über das Lob. „Und wie fanden Sie Ulrich Zeusler?"

„Ich erfragte das Gaſthaus, in dem Sie mit Ihren Freunden verkehrt hätten, und ging auf den Abend hin,

Digitized by Google

ſetzte mich in die Nähe der jungen Herren und bat einen zu mir herüber. Da kam der Vorſitzende, Zeusler. Ich wiederholte mein Märchen. Er rief den andern zu: „Nachrichten von Heinrich Landſiedel!“ Ich wurde in die Geſellſchaft gebeten. Selbſtverſtändlich verriet ich von Ihren Erlebniſſen nicht mehr, als ich für gut hielt, und hörte den jungen Leuten um ſo aufmerkſamer zu. Ich freue mich, Sie haben gute Freunde, und das iſt in meinen Augen für jeden jungen Mann ein Ehrenblatt. Zeusler, der mir am beſten gefallen hat, führte mich darauf ins Gaſthaus zum „Waldhorn“. Mein Märchen von Ihrer Rückreiſe nach Tübingen zerfiel dort freilich. Ihre Schweſter wußte, daß Sie in Airolo ſind. Sie ſchöpfte irgend einen Verdacht, ich ſei Geldes wegen gekommen. Ich ließ ſie im ungewiſſen. Mittlererweile kam das Telegramm von Teſta, das mich tief erſchreckte. Da für Doias Sicherheit Vorkehrungen getroffen waren und der Zug, der mich in Flüelen die Nachtpoſt erreichen ließ, erſt am Morgen von Tübingen ging, übernachtete ich im „Waldhorn“. Ihre Schweſter, die eine brennende Neugier nach dem tiefern Grund meines Beſuches nicht verbergen konnte, habe ich etwas in die Karten blicken laſſen. Sie ſagte ſehr lieb, wenn man den Vater ſähe, ſo müſſe man von der Tochter eine gute Meinung haben. Kurz wir wurden Freunde, und es kommt vielleicht einmal die Zeit, wo ich gern etwa im „Waldhorn“ einkehre. So hoffe ich. Und was bleibt mir nun noch zu berichten? Daß ich mit einem ſchönen Eindruck von Tübingen gegangen bin, an dem die Geſchichte Ihrer frühern Liebſchaft nichts ändert. Sie ſtehen dort in freundlichem Gedenken. Doch nun ſprechen Sie!“

Landſiedel ſuchte noch nach Worten. Seine Freude war zu ſtark, ſie zu finden.

Da fragte Ceſari: „Wo bleibt denn Teſta?“

„Er kam furchtbar erregt und abgeſchlagen von Valerna zurück“, verſetzte Heinrich. „Wie die Mägde berichten, lag er geſtern krank und iſt vielleicht heute noch nicht ganz wohl.“

Digitized by Google

Und nun machte er seinem Innern Luft. Seine Stimme wogte vor seelischer Bewegung.

„Ich spüre die Verpflichtung, Ihnen ein treuer Sohn zu werden und für Doia ein Mann, der sie hoch in Ehren hält. Sie haben davon gesprochen, wie schwer sich die Unterschiede überbrücken lassen, die zwischen Ihrem und unserm Volkstum bestehen. Die Liebe ist die starke Brücke. Doia werde ich daheim wie eine Blume hegen und pflegen, von der ich weiß, daß sie aus dem Süden stammt und viel Sonne bedarf!"

Die Worte der Liebe strömten ihm aus dem Herzen.

„Und Ihre Studien?" fragte der Sindaco.

„Ihr Wunsch trifft sich mit dem meinen; ich nehme sie wieder auf. Bloß eine Bitte, Herr Cesari! Darf ich hier bleiben, bis Doia von Como zurückgekehrt ist? — Ich kann nicht fortgehen, ohne sie noch gesehen und gesprochen zu haben, ohne ihren Segen auf den Weg. Sie sagen ja selber, die Verhaftung Grimellis werde nicht auf sich warten lassen. Zudem geht in Tübingen das laufende Semester zu Ende; die großen Ferien stehen bevor. Ob ich die nächsten künftigen Tage hier verbringe oder in der Heimat, ist für meine Studien ohne Belang. Und vielleicht darf ich auch Testa nicht ohne weiteres davonlaufen."

„Das letztere läßt sich ordnen", erwiderte Cesari bedächtig; „vieles wird ja noch zu erwägen sein! Vielleicht fahren Doia und ich mit Ihnen nach Tübingen und mieten uns dort ein. Ich fürchte, daß die nächsten Monate für meine Tochter und mich hier in den Bergen nicht angenehm sein werden. Die Angelegenheit Grimelli zuckt natürlich noch lange hin und her. Auch soll Doia ernsthaft Deutsch lernen! — Also kein Ueberstürzen, Heinrich!"

„Heinrich?" Hatte Landsiedel recht gehört? — Ein feuchter Glanz kam in seine Augen.

Er küßte die Hand des Sindaco und stammelte: „Vater!"

Digitized by Google

„Meinetwegen, für dieſen Augenblick, ſonſt noch nicht", wehrte Ceſari mild. „Wer langſam geht, geht ſicher."

Ein Weilchen war Schweigen zwiſchen ihnen.

Da erſchien noch etwas blaß Teſta zum verſpäteten Frühſtück, und ſein Geſpräch mit Ceſari wandte ſich Grimelli zu, mit dem dringenden Wunſch, daß die Verhaftung raſch gelingen möge.

„Ihnen muß ich Dorfarreſt geben", erklärte er Landſiedel, „in den Ort hinein, wo ſchon wegen der Arbeiter etliche Gendarmen liegen, wagt ſich der Verbrecher niemals; es wäre ſein Verderben. Du aber, Onkel, erwäge, ob du dich, bis man ſeiner habhaft iſt, nicht von Altanca fern halten ſollteſt."

„Da wäre ich ein heiterer Sindaco", ſpottete Ceſari.

„Man kann eine Würde ablegen", erwiderte Teſta. „Im übrigen ſind auch oben Gendarmen einquartiert, und die Bevölkerung ſteht nicht auf der Seite des Mörders, ſondern iſt ſchwer beleidigt, daß er einer der Ihrigen iſt."

„O, im Lauf von hundert Jahren kann das in jedem Ort einmal geſchehen", warf der Sindaco hin und ſich zu Landſiedel wendend: „Jedes Land hat etwa Grimellis. Man ſprach auch in dem Eiſenbahnzug, in dem ich von Tübingen nach Zürich fuhr — es war in der Gegend von Immendingen — über einen Mord. Ein ſchwäbiſcher Forſtmeiſter ſei ins Elſaß gefahren, um ſeine Tochter abzuholen, deren Mann, ein Förſter, in den Wäldern irgend eines Großinduſtriellen von Wilderern erſchoſſen worden ſei."

„Tilla Scheck!" fuhr es Heinrich durchs Herz. „Die Aermſte!"

Er ſprach aber nicht davon.

Nach dem Mittageſſen trat Ceſari mit beſchwertem Gemüt den Heimweg an.

Landſiedel, deſſen Nachmittagsausflug mit den Zöglingen durch das Gebot Teſtas von ſelber wegfiel, ſchrieb Doia einen glücklichen Brief: „Du haſt den gütigſten, edelſten

Digitized by Google

Vater. Wie ſchön, daß die Liebe zu Dir und ihm ſich nicht widerſpricht, ſondern in eins zuſammenfällt. In Dir liebe ich zugleich Deinen Vater, in Deinem Vater Dich. Möge er uns recht lange erhalten bleiben!" Und an einer andern Stelle ſchrieb er: „Auf meine Heimat bin ich auch ſo ehrfürchtig ſtolz! Ich zweifelte zwar nie daran, daß man dort ein freundliches Urteil über mich fällen werde; aber daß die Heimat zu Deinem Vater von mir geredet hat wie von einem guten Sohn, den ſie zurückbegehrt, das rührt mich an einer meiner feinſten Herzensfaſern. Wenn ich es Dir, Du Liebe, dort nur bereiten kann, wie es mein allerinnigſter Wunſch iſt." —

Neunzehntes Kapitel

Die Verhaftung Grimellis ließ auf ſich warten. — Landſiedel verlebte eine Reihe ſtiller Tage, und ſie wurden zu Wochen. Teſta war nun doch nach Genua gefahren; ſeine für geiſtige Anregungen wenig empfängliche Frau kümmerte ſich kaum um den Lehrer ihrer Söhne, und der Erſatz der Nachmittagsſpaziergänge durch Stunden im Haus war ſo wenig nach dem Geſchmack der Jungen wie demjenigen Heinrichs. Teſta hatte ihm aber noch einmal beſtimmt den Wunſch ausgeſprochen, daß er das Dorf nicht verlaſſe. So blieb es bei der läſtigen Beſchränkung. Oft überfiel ihn wegen Doia eine dumpfe Unruhe. Dann half ihm wieder ein Brief von ihr über die Verzagtheit hinweg. Wie viel Liebe, Sehnſucht, Zärtlichkeit und Hoffnung ſtanden in ihren Zeilen! Da und dort war ein deutſcher Satz eingeſtreut, damit er merke, wie fleißig ſie ſeine Sprache lerne. „Du haſt recht, ich habe den beſten Vater, den es auf der Welt gibt. Er hat mir einen Brief über ſeine Reiſe und ein Bild von Tübingen geſandt. Die Stadt iſt lieb. Ich mag auch die Menſchen in Deiner Heimat,

Digitized by Google

die ſo freundlich und achtungsvoll von Dir geſprochen haben, und liebe, weil ich Dich liebe, auch ſchon Dein Land. Wir werden dort einmal glücklich ſein. Ich denke an ein kleines Haus am Waſſer, umgeben von grünen Bäumen. Der Vater ſchreibt, er hätte bereits eines geſehen, das ihm gefiel." —

Heinrich küßte den Brief und küßte das Medaillon mit dem Bild Doias.

War aber an den Briefen nicht doch etwas Befangenes? — Doia erwähnte darin nie mit einem Worte ihres Lebens im Kloſter, nie ihrer Freundin Maria-Angela Potolomeo, die er nicht kannte, vor der er aber eine ihm ſelber unerklärliche Furcht empfand. Das gab ihm zu denken; ihm war, er könne doch nicht ſo tief in die Seele der Geliebten ſehen, wie er es wünſchte.

Die Stimmungen in der ſeinen wechſelten wie am Himmel Sonne und Wolken.

Ja, wenn er mit Doia und ihrem Vater erſt in Tübingen wäre! — Die Heimat rief ihn kräftig und herzlich, hier durch einen Brief Ulrich Zeuslers, dort durch einen der Schweſter.

Elſe ſchilderte das Auftauchen des Herrn Ceſari, ſein fremdartiges, wie Italieniſch klingendes Deutſch, die Ueberraſchung, als er nach ihrem Bruder zu fragen begann, und den wachſenden Eindruck, daß ſie einen ſehr verſtändigen und vertrauenswürdigen Mann vor ſich hätte. „Ich habe zu Dir einmal etwas verächtlich von den Italienerinnen geſprochen; aber wenn es einen ſo prächtigen Mann gibt wie Herrn Ceſari, warum nicht ebenſo prächtige Frauen und Mädchen? — Er hatte das Bild ſeiner Tochter in der Brieftaſche mit ſich. Ich will Dich nun nicht noch verliebter machen, als Du es ſchon biſt, indem ich Dir ſchreibe, wie ſie mir gefallen hat; aber Heinrich — Heinrich — Du nimmſt viel auf Dich! Ich kann mir nicht vorſtellen, daß die Tochter des Herrn Ceſari unter uns Schwaben glücklich ſein wird, und dann darfſt Du ſie doch nicht bei uns verderben laſſen und mußt mit ihr zurückkehren in ihre Berge. Das iſt mein

Digitized by Google

Kummer. Indeſſen ſo viel an mir liegt, ſei verſichert, daß ich ihr bei ihrem Einleben in Tübingen gern zu Dienſten ſtehe. Ueberhaupt, Brüderlein, wir wollen uns, wenn Du allein oder zu zweien heimkommſt, vertragen wie früher. Das Geſchäft bringt viele Sorgen mit ſich; über manches Feinere, das mir aus der Jugend geblieben iſt, kann ich mit Wilhelm nicht ſprechen. Da wäre ich froh, wenn in meinen Alltag hinein wieder ein Wort der Poeſie fiele, wie es bei Dir ſelbſtverſtändlich iſt und manchmal geſchieht, ohne daß Du es ſelber weißt. Danach habe ich das Heimweh!" —

Heinrich freute ſich herzlich an dem ſchweſterlichen Brief; aber auf den Korb voll Fragen, der darin ausgeſchüttet war, mochte er nicht in allen Teilen antworten.

Aehnlich ging es ihm mit dem Freundesbrief Zeuslers. Zwei Stellen darin feſſelten beſonders ſeine Aufmerkſamkeit. Die erſte handelte von Tilla Scheck. „Warum erhalte ich kein Wort von Dir? Bis zum Erſcheinen des Herrn Ceſari war es einzig ein Brief von Tilla aus Chur, der mir über Deinen Weg dürftige Nachricht gab. Wenn Dich Euere Begegnung auf dem Lukmanier ſo erfreut hat wie ſie, ſo wirſt Du gern Ohr für ihr Schickſal haben. Sie hat vor wenigen Tagen ihren Mann, den Du ja kennen gelernt haſt, durch den Schuß eines Wilderers verloren. Ich wie die geſamte Verwandtſchaft können keine tiefere Teilnahme für ihn aufbringen; Scheck war ein Starrkopf und lief einer Lohnerhöhung zulieb allen Warnungen entgegen wie ein Blinder in das Verderben. Um Tilla aber, die jetzt wieder bei ihrem Vater leben wird, tut es einem von Herzen leid; vielleicht haſt auch Du aus Anlaß Euerer Reiſebekanntſchaft ein Wort der Teilnahme für ſie" —

Ja, dieſes wollte Heinrich ſchon finden.

Die andere Stelle, die er im Brief Ulrich Zeuslers wieder und wieder las, war die: „Und nun, Junge, verbiete ich Dir aus dem Recht unſerer Freundſchaft heraus die weitere Zeitvergeudung in der Fremde. Du gehörſt heim auf unſern

Digitized by Google

Boden! Wenn Du dieſen Ruf aus Gründen, die ich ahne, nicht hören willſt, ſo komme ich am erſten Ferientag nach Airolo. Auf dem Weg hinauf in das Bergneſt, in dem der urwüchſige und würdevolle Steinmetz als Schultheiß oder Bürgermeiſter waltet, will ich Dir dann eine Standrede über Deine Pflichten gegen Dich ſelbſt und Deine Freunde halten, die ſtets noch auf Dich bauen!" —

Nein, bei aller Liebe und Freundſchaft, was ſollte Heinrich unter den wirren Umſtänden, die ihn und Doia umgaben, mit dem Beſuch Zeuslers im Teſſin? — Es war auch nicht nötig, daß ihn die Heimat holte; er war von ſelber wieder für ſie reif geworden.

Als er Pater Placidus, mit dem er über ſeine Erlebniſſe Briefe wechſelte, die Heimkehrpläne mitteilte, billigte der Benediktiner den Entſchluß: „Aber eine Herzensbitte! Wann immer Sie Ihre hoffnungsvolle Rückfahrt an den Neckar antreten, kommen Sie bei mir vorbei, damit wir uns noch einmal in die Augen ſehen und uns unſerer Freundſchaft fürs Leben verſichern können."

Landſiedel gab ihm das Verſprechen. Damit war der Weg ſeiner Rückkehr ſchon beſtimmt; es war der gleiche, auf dem er nach Airolo gekommen war. Es reute ihn zwar, daß ihm damit das Bild des Vierwaldſtätterſees, der Landſchaften des Schiller'ſchen Tells, entgehen würde; aber wie viel höher ſtand ihm die Forderung des Menſchlichen als der Genuß einer Gegend!

Wann gab ſich für ihn wohl der Heimweg? —

Ohne den regen Briefwechſel wäre ihm die Zeit in Airolo lange geworden. Er beſaß aber doch einen Kranz lieber Menſchen, die ſeiner in Wärme gedachten, und durfte ſich über das Schickſal wahrhaftig nicht beklagen, wenn er an ſeine Einſamkeit und Gottverlaſſenheit auf Val Piora zurückdachte. Von der Mutter lag kein Unſegen auf ihm! Hätte ihm ſonſt je eine ſo ſchöne Liebe wie die zu Doia aus Gottes herrlicher Bergwelt erſprießen können? —

Digitized by Google

Hie und da sah er Cesari. Der Alte kam wohl mehr aus einer innern Unrast als aus geschäftlichen Gründen dann und wann von seinem Dorf herab ins Tal gestiegen. Er konnte die Bedrückung darüber nicht verbergen, daß Grimelli den Nachstellungen der Gendarmerie noch stets entgangen war, und die Trennung von Doia so lange andauerte. „Da liegen ihrer drei Landjäger in Altanca und spielen den langen Tag Boccia. Hol's der Kuckuck! Ich bin sicher, daß Grimellis Mutter ganz wohl weiß, wo der Sohn steckt. Sie sucht im heimlichen überall Geld für ihn zu leihen!"

Nun war Testa wieder von Genua zurück. Auf der Fahrt hatte er Doia für eine Stunde gesehen und gesprochen. Was er von ihr zu melden wußte, bereitete Heinrich Sorgen. „Sie hat mich zwar versichert, es gehe ihr gut; aber sie sieht angegriffen aus; ihre Wangen sind blaß und schmal; sie ist so leicht wie ein Vögelchen geworden." Mit einer Bewegung der Ungeduld fügte Testa bei: „Wirklich wär's an der Zeit, daß man wegen Grimelli wieder einmal zu seiner Ruhe und Sicherheit käme, für uns alle an der Zeit!"

Von dem flüchtigen Verbrecher besaß niemand eine Spur; nur unsichere Gerüchte liefen über ihn. Da und dort, bald unten in den Städten, bald oben in den Bergen wollten ihn einzelne gesehen haben; besonders glaubwürdige Nachrichten kamen darüber aus Genua. Viele vermuteten, daß es ihm trotz der strengen polizeilichen Hafenaufsicht gelungen sei, unentdeckt über Meer zu entkommen. Dann aber tauchte wieder aus irgend einem Bergdorf die Kunde auf, daß ein Mann beobachtet worden sei, den man der Beschreibung nach für Grimelli halten müsse. Die Gendarmerie veranstaltete Streifzüge durch das Gebirge. Sie verliefen ergebnislos. Die öffentliche Meinung war der Ansicht, die Polizei erfülle ihre Pflicht schlecht, und über der Menge irreführender Nachrichten und vergeblicher Bemühungen verlor die Gendarmerie in der Tat den Mut für kräftige Nachforschungen. Was sollte

Digitized by Google

ſie tun, wenn an demſelben Tage Meldungen einliefen, der Verfolgte ſei ſowohl bei den Häuſern von Agua Calda am Lukmanier wie in Baſel beobachtet worden, als er im Begriffe war, den Zug nach Hamburg zu beſteigen? — Trieb er ſich in den Bergen herum, ſo konnte er ſich ſchon noch eine Weile halten. Die oberſten Alpen waren mit Vieh beſtoßen; da gab es Gelegenheit, etwa eine Kuh oder eine Ziege zu melken, und ſelbſt an die Sennen durfte er ſich ohne große Gefahr mit der Bitte um Nahrung wenden. Die Leute gaben ihm, waren froh, wenn er wieder verſchwand, und hielten den Mund, entweder aus Furcht vor ihm oder aus religiöſer Scheu, die einen bereits Unglücklichen nicht noch unglücklicher werden laſſen will. Andere, die es gelüſtete, das Geld zu verdienen, das auf die Einbringung des Verbrechers geſetzt war, fürchteten den Kampf mit dem Verzweifelten. Namentlich kamen die Nachrichten ſtets zu ſpät ins Tal, als daß die Gendarmen daraus hätten Erfolg ziehen können.

„Wenn aber die Alpen vom Vieh entladen ſein werden, wenn der erſte Schnee gefallen iſt, wird man ihn ſchon ergreifen können", ſagten Leo und Camillo Teſta, die den Fall mit der geſpannten Neugier der Jugend verfolgten, zu Landſiedel. „Dann findet man ſeine Fährte leicht, und er muß ſich ergeben!"

Da kam Ceſari wieder des Weges, diesmal in großer Aufregung. „Ein Geometergehilfe hat mir einen Brief Fenners überbracht", erzählte er Heinrich. „Da leſen Sie; es iſt auch für Sie eine Warnung darin. Grimelli war am Piz Pettano oben bei den Ingenieuren!"

„Wenn ich Ihnen dies mitteile", ſchrieb Fenner, „ſo tue ich es nicht, um die Lage des unglücklichen Menſchen zu erſchweren, ſondern aus Dankbarkeit für die Gaſtfreundſchaft, die ich, beſonders aber meine Frau, in Ihrem Hauſe erfahren durften. Grimelli iſt auf das Aeußerſte herunter gekommen, nur noch ein Schatten ſeiner ſelbſt, dazu fieberkrank. Nachdem ihm verſchiedene Fluchtverſuche mißlungen ſind, ſieht er

Digitized by Google

die Notwendigkeit selber ein, sich der Polizei zu übergeben. Aber vorher müsse noch etwas geschehen! Vorher wolle er sich an denen rächen, die ihm Doia entfremdet und ins Kloster nach Como gebracht haben. Auf ein paar Jährchen Gefängnis mehr oder weniger komme es ihm nicht an. Ob er noch Waffen besitzt, weiß ich nicht; aber jedenfalls seien Sie vor dem Halbwahnsinnigen auf der Hut und wenn Sie auch Landsiedel warnen, ist es mir eine Gewissenserleichterung."

„Wir müssen den Brief Fenners der Gendarmerie übergeben", rief Testa. „Sie soll ihre Aufmerksamkeit verdoppeln."

„Der Wachtmeister in Altanca hat ihn bereits gesehen", erklärte Cesari; „es steht jetzt immer ein Posten vor meinem Haus, und wo ich gehe und bin, folgt mir einer wie mein Schatten. So weit sind wir, und wenn das noch lange dauert, werde ich krank."

Sehr schlechte Laune sprach aus den Worten des Sindaco. Er blieb bei Testa übernacht; am andern Tag hatte er aber doch keine Ruhe im Tal und stieg wieder in sein Dorf empor.

Als er gegangen war, versetzte Testa: „Was ist das für ein Höllenleben! Ich sollte nach meinem Bau am See sehen und wage es nicht. Mir ist der Schuft selbstverständlich auch nicht grün. Und Sie Landsiedel tun am besten, wenn Sie das Haus hüten!"

Bei allen qualvolle Verlegenheit.

Nach ein paar Tagen Hausbann erhielt Heinrich von Ingenieur Kaufmann eine schriftliche Anfrage, warum er sich nie mehr für eine Plauderstunde in der „Stella polare" blicken lasse — ob er leidend sei? —

Landsiedel schaute in den gewaltigen Gewitterregen, der seit Nachmittag auf die Dächer und Straßen trommelte und in trüben Bächen die Wege dahinrauschte. Jetzt war niemand unterwegs. Und er sehnte sich nach Kaufmann, dem Philosophen, der in einer ihm zusagenden Gesellschaft aus

Digitized by Google

seinen reichen Lebenserfahrungen, wenn auch oft von einem melancholischen Einschlag, verschwenderisch zu erzählen wußte.

Vorsichtig ging Landsiedel durch die regenschwere, dunkle Nacht nach der „Stella polare".

Dort saß er mit dem Techniker plaudernd vor einer Flasche Chianti, schon seit geraumer Weile. Kaufmann suchte sich ein Bild zu gestalten, wie sich dies- und jenseits des Gotthards das Leben gestalten würde, wenn einmal, in etwa vier Jahren, die Bahn eröffnet sei.

„Sie schenkt und nimmt!" sagte er, die Hand auf das Kinn gestützt. „Ich sehe halbverödete Dörfer, für die bis jetzt der Fuhrverkehr und Vorspanndienst Lebensquelle war, altehrenfeste Gasthäuser, in denen die Spinnen ihre Netze weben, auswanderndes Bergvolk mit seiner Habe. Auf der Straße sind das fröhliche Pferdegeschell und der Fluch des Fuhrmanns verklungen. Gottlob! Es ist doch manche Tierschinderei beim Paßverkehr. Wenn es jenen Roßhimmel gibt, von dem mir meine Großmutter oft gesprochen hat, so weiden darin vom Gotthard Tausende von Pferden und Maultieren. Leider auch viele aus dem Stollen. Einen Arbeiter- und Ingenieurhimmel müßte es aber auch geben. Wird in etlichen Jahren noch einer von hundert Reisenden bei der Durchfahrt durch den Berg an die Schlacht denken, die zehn Jahre lang in der dunkeln Gluröhre geschlagen worden ist? — Nein, nichts wird so rasch Alltag wie ein im Betrieb stehender Tunnel. Wir sind vergessen, und über der Stelle, an der der arme Vermi seine Augen verlor, küssen und herzen sich die Hochzeitspärchen!"

Kaufmann war mit seinen Betrachtungen gut im Zug.

Da fuhr Landsiedel zusammen.

Von ein paar Männern, welche in die Bude traten, hatte er den Namen Grimelli gehört, und in der Einbildung war ihm, der Gefürchtete werde im nächsten Augenblick in der Wirtschaft erscheinen und über ihn herfallen.

Digitized by Google

„Was iſt Ihnen?" fragte Kaufmann.

„Es iſt nichts!" erwiderte Heinrich ſchon wieder gefaßt, aber doch in höchſter Erregung.

Von Gruppe zu Gruppe lief die Mitteilung: „Soeben hat ſich Grimelli hier im Ort auf der Straße verhaften laſſen. Ohne Widerſtand, tropfnaß, mehr tot als lebendig. Die Zähne klapperten ihm vor Fieber."

Landſiedel mußte die Nachricht ein paarmal hören, bis er ſie glaubte; als ſie ihm aber durch einen Augenzeugen beſtätigt wurde, fiel ihm ein Alp von der Seele.

Sein erſter Gedanke war, daß nun Doia die Heimkehr offen ſtehe.

„Berührt Sie die Geſchichte tiefer?" fragte Kaufmann überraſcht.

„Ich muß gehen", warf Heinrich hin, beglich ſeine Zeche und bot dem Ingenieur einen flüchtigen guten Abend.

Auch im Hauſe Teſta atmete man über die Botſchaft erleichtert auf. „Gottlob", verſetzte der Hausherr. „Nun weiß jeder von uns ſeinen Weg. Wir brechen am Morgen beide früh auf. Sie mit der Frühpoſt, um Doia, die ich mit einer Depeſche verſtändigen werde, in Lugano abzuholen, und ich nach Altanca und hinauf zum Bau am See. Ich hoffe, daß Ceſari mit meiner Anordnung für Sie und Doia einverſtanden iſt und wir eine ſeiner guten Flaſchen auf die abziehenden Gendarmen trinken werden. Weiß Gott, der Sindaco hat beſſere Zeiten nötig. Haben Sie bemerkt, wie er aus den Kleidern gefallen iſt?"

Die Aufregung ließ Heinrich ſchlecht ſchlafen. Sonderbar wirre Träume gingen ihm an der Seele vorüber, faſt ſein geſamtes Leben, ſogar ſein zukünftiges! Er fuhr mit Doia auf einem Dampfer über den Bodenſee, deſſen Wellen ſich im Sonnenſchein mit weißen Schäumen krönten, und ſie lachte über die Möwen, die ſich auf den Wogenkämmen wiegten. Dann ſtand er mit ihr oben auf der Höhe der Wurmlingerkapelle, und ſie ſagte mit leuch-

Digitized by Google

tenden Augen: „Heinrich, du haſt eine ſchöne Heimat.“ Unendlich viele liebliche Bilder aus Schwaben gaukelten an ihm vorüber. Auf einer Feſtwieſe tanzte man Ringelreihen. Da hatte er zur Rechten Doia, zur Linken Tilla Scheck, beide in roſenroten Kleidern. Plötzlich war er mit Doia daheim in der Stube der Mutter. Das herbinnige Geſicht der alten Frau lächelte: „Ja, das iſt die Weihin, die Ebenbürtige, die ich dir zugedacht habe; es iſt zwar eine italieniſche Weihin, aber doch eine!“ Da fing Doia Deutſch zu reden an und ſprach es mit ihrer tiefen, klingenden Stimme vortrefflich. Plötzlich aber wurde es Nacht. Die Flammen ſchlugen aus der von Rösle angezündeten Mühle. Zwiſchen den aufrückenden Feuerſpritzen ſtand Grimelli. In ſeinem Traum rief Heinrich den Feuerwehrleuten zu: „Nehmt ihn gefangen. Es iſt ein entlaufener Verbrecher!“ Jedoch niemand außer ihm und Doia konnte den Wüterich ſehen, der eine zerriſſene Feſſel am Fuß ſchleppte. Mit vorgehaltenem Gewehr trieb der Unhold Doia in die Feuersbrunſt hinein. Sie ging den Rücken gegen die Flammen gewandt Schritt um Schritt vor ihm zurück, die großen Augen voll entſetzlicher Angſt. Da ſpürte ſie den nahen Tod. Hätte ſie nur „Heinrich, Heinrich“ gerufen, ſo hätte er ſich rühren und ſie retten können. Sie aber rief: „Maria-Angela, Maria-Angela Potolomeo!“

Aus dem furchtbaren Traum erwachte Heinrich ſchweißgebadet, zerſchlagen, unglücklich.

Troſtreich ſchien nach der Wetternacht die Morgenſonne in das Zimmer; er ſchüttelte, ſo gut es ging, den Mahr von ſich und rüſtete ſich für die Fahrt nach Lugano.

Da überraſchte ihn die Stimme Teſtas, der ſich zu der ungewohnt frühen Stunde mit jemand lange und angelegentlich unterhielt. Darüber wunderte er ſich.

Als er ins Wohnzimmer trat, ſchrieb der Hausherr eben die Depeſche an Doia, wandte ſich aber ſogleich ihm zu: „Schlechte Nachricht von Altanca herunter! Grimelli hat

Digitized by Google

den Sindaco überfallen. Wie das möglich war trotz der polizeilichen Bewachung des Hauses? — Es ist eine alte Geschichte, unsere Leute harren im Regen nicht aus. Bis zum Einbruch der Dämmerung standen ihrer zwei davor. Da sagte der eine: „Wenn der Alte so filzig ist und uns keinen Wein hinausschickt, gehe ich in die „Croce biancha"; stehe du auf dem Posten; wir lösen einander ab." Dem, der blieb, wurde das Wetter auch zu schlecht. Er schlich sich in einen Stall, wo ein hübsches Mädchen mit dem Vieh zu tun hatte, und leistete ihr Gesellschaft."

„Und der Sindaco?" fragte ihn Heinrich atemlos.

„Ueber den Vorgang selber weiß man gar nichts", berichtete Testa, der seine Klarheit schon wieder gewonnen hatte; „niemand hat Grimelli kommen, niemand gehen sehen. Es kann sich auch nur um Augenblicke gehandelt haben. Zwei Schüsse gingen. Als die Nachbarn herbei eilten, lag Cesari bewußtlos zusammengebrochen auf der Schwelle seines Hauses, neben ihm tödlich getroffen der Hund Bello, der sich wahrscheinlich auf den ersten Schuß hin auf den Verbrecher losstürzen wollte. Cesari selber ist völlig unverletzt; der ihm zugedachte Schuß ging in den Türpfosten, und über einen weitern verfügte Grimelli wohl nicht; man fand den leergeschossenen Revolver weggeworfen. Dagegen scheint, es, daß Cesari infolge des Schreckens einen Schlaganfall erlitten hat, einen Bluterguß ins Gehirn; er hat die ganze Nacht die Sprache nicht mehr gefunden. So liegen die Einzelheiten des Vorfalles im unklaren, und man weiß noch nicht, ob der Zustand des Sindaco lebensgefährlich ist oder nicht. Der Arzt, der die nähere Untersuchung vornehmen soll, hat sich aber bereits auf den Weg gemacht!"

Heinrich war wie zerschmettert auf einen Stuhl gesunken. Ihm war, ein schwarzer Vorhang senke sich zwischen ihm und Doia hernieder.

„Nun stehen wir vor der Frage", fuhr Testa fort, „ob wir Doia doch heimholen oder zuwarten wollen, bis wir ihr

Digitized by Google

beruhigende Nachrichten über das Befinden ihres Vaters geben können. Ich bin aber für das erstere. Wenn dem Sindaco etwas Menschliches geschähe und wir hätten versäumt, die Tochter möglichst rasch an sein Lager zu bringen, so träfe uns doch eine schwere Verantwortung. Ihre Aufgabe, Herr Landsiedel, wird es sein, Doia, wenn Sie mit ihr in Lugano zusammentreffen, darauf vorzubereiten, daß sie bei der Heimkehr den Vater angegriffen findet. Es geht viel über das arme Kind. Nehmen Sie für die Rückfahrt einen Sonderwagen; der Name Grimelli läuft jetzt wegen der Verhaftung wieder über alle Straßen, und ihren Nerven bekommt das nicht. Ich steige nach Altanca hinauf, obgleich es bei dem nassen Wetter ein verteufelter Weg ist, mehr Bach als Pfad, und wahrscheinlich erhalten Sie von mir in Lugano ein Telegramm. Reisen Sie gut!"

Durch den trüben, halbregnerischen Morgen rollte der mit Menschen dicht besetzte Wagenzug der Post zwischen den Berglehnen des Tessintales hinab, an denen die Wolken wie angemauert lagen.

Neben Heinrich sprachen zwei Airolesen von Grimelli. „Er ist doch nicht ganz verdorben", wandte sich der Graubart an den jüngern, der Handwerker zu sein schien. „Ehe er sich der Polizei stellte, hat er noch rührend Abschied von seiner Mutter genommen. Und der Ueberfall auf Cesari ist nicht ganz unbegreiflich. Der Alte hat ihm eben früher zu viel versprochen."

So lief das Gespräch lange, lange dahin.

Landsiedel fühlte sich dabei unglücklich; es war klug, daß ihm der erfahrene Testa für die Heimfahrt mit Doia zu einem Sonderwagen geraten hatte. Wie hielte sie diese Gespräche aus! Mit geschlossenen Augen drängte er seine Gedanken in die Heimat hinüber. Dabei kam er sich vor wie ein todmüder Wanderer, der sich eine gute Stätte weiß. Hinter jenem Hügel liegt sie, denkt er, erklimmt ihn; da liegt wieder die Breite eines Tales vor ihm; da reckt sich wieder

Digitized by Google

ein Bergzug vor ſeinen Augen empor; er kann das Ziel nicht erreichen. —

Und doch — ſo überlegte er — beſtand die Möglichkeit, daß er ſchon in wenigen Tagen den Boden der ſchwäbiſchen Heimat betreten würde.

Wann aber Doia — ſie — ſie, ohne die ihm ſelbſt die Heimat leer erſchien? — —

Zwanzigſtes Kapitel

In Lugano ſtand Heinrich unter grünen Bäumen am Ufer des Sees und wartete auf den Dampfer, der Doia bringen ſollte. Das Telegramm, das ihm durch Teſta geworden war, hatte ihm Ruhe und Mut gegeben.

Es lautete: „Aerztlicher Befund ſehr befriedigend. Wahrſcheinliche Geneſungszeit vierzehn Tage."

Damit durfte er Doia doch unter die Augen treten.

Von Biſſone herüber ſtrich das Schiff und zog ſeine ſilberne Furche. Bald erkannte er die ſchlanke, dunkle Geſtalt, die vom Verdeck Ausſchau nach ihm hielt. Tüchleinwehen, Winken und Grüßen. Der Dampfer legte an.

„Heinrich", rief Doia mit ſeligem Lächeln.

Sie war blaſſer, ſchmaler als ſonſt, die dunklen Augen noch größer, der Mund aber friſch und rot. Eine feine Würde und Vornehmheit, die er ſtets an ihr geſpürt hatte, umgab ſie noch ſtärker als früher, etwas nonnenhaft Reines und Ernſtes. Das lag wohl an ihrer Bläſſe, an ihrem ſchwarzen Kleid, an dem zarten dunklen Spitzenſchleier, der ihr die Stirn umwand und ſich über der Bruſt ſchloß, und noch mehr an den vielen Schmerzen, die über ihre Seele gegangen waren. Er verwunderte ſich, wie er ſie je hatte küſſen dürfen.

Digitized by Google

Wenn ſie aber mit ihrer tiefen, klingenden Stimme ſprach, war es doch wieder Doia, das Bergkind, wie er ſie aus den Tagen von Altanca in der Erinnerung hatte.

Noch gingen ſie unter den mächtigen Kaſtanienbäumen am See. Sie erzählte, daß ſie ſich bis Capolago von einer Kloſterfrau habe begleiten laſſen, da ſie nicht allein durch Mendriſio fahren wollte, wo ſich das Gräßliche zwiſchen ihrem Verlobten und Elvezio Potolomeo zugetragen hatte.

Plötzlich aber fragte ſie: „Was weißt du vom Vater?"

Der ſchwere Augenblick für Heinrich war da.

Sie unterbrach ihn: „Geſtehe mir, daß mein Vater tot iſt."

Er mußte ſie ſtützen; dem Verſcheiden nahe ſank ſie auf eine Bank; um ihren Mund ging ein Zittern und Weinen, das die Kraft nicht beſitzt, hervorzubrechen; ihre Hand ruhte wie gelähmt in der ſeinen. Er bat ſie mehrmals, die Drahtnachricht von Teſta zu leſen; ſie hörte ihn nicht. „Mein Vater — mein gütiger Vater — was iſt Carlo für ein unſeliger Menſch!" zitterte es von ihren Lippen.

Jetzt endlich faßte ſie den Inhalt des Blattes. „Iſt es kein Betrug, damit die Schläge langſamer auf mein Herz fallen?" fragte ſie wie aus einem Traum heraus.

Allmählich gelang es ihm, die Troſtloſe zu beruhigen.

„Möge es die letzte Prüfung ſein; ich müßte ja ſonſt ſelber zuſammenbrechen; man hat mir nie geſagt, daß der Menſch ſo viel leiden muß!" Damit raffte ſie ſich empor.

Die Fahrt hinauf in die Berge gab ſich. Der Abend war hell und weich, die Luft vom vorhergehenden Regen feucht und durchſichtig, Nähe und Ferne, Dörfer, Felder, Wälder geſättigt mit Farben. Als die Sonne unterging, ſchaute aus einem Tal der ſchon faſt volle Mond, der auf einer fernen Schneekante auszuruhen ſchien. Bald ſtrahlte er glanzvoll und ſetzte ſilberne Krönchen auf die Wellen des Teſſins. Wie Spiele auf- und niederſteigender Feen ſtanden die Waſſerfälle am Berggehänge und rauſchten ſacht.

Digitized by Google

„Willſt du nicht ſchlafen, Doia?" fragte Heinrich.

„Nein, ich freue mich ja, daß ich bei dir bin", erwiderte ſie leiſe und ſchloß ihren Arm enger in den ſeinen.

Irgendwo hielt der Wagen; aus eigenem Antrieb kam der Kutſcher, um ihn zu ſchließen; ſie ſpürten allmählich die Kühle der Nacht und der größeren Höhe.

„Nein, laſſen Sie ihn weit offen, wie er jetzt iſt; ich mag den Mondſchein und die Luft", wehrte Doia dem Fuhrmann ab und ſagte zu Heinrich: „Ich bin in Como nie aus dem Kloſter herausgekommen, und ſein Garten iſt ziemlich klein. Ich mag nicht ſchlafen. Ich kenne die Fahrten durch das Teſſintal. Stets rollen etwa Wagen vorbei; die Kutſcher grüßen ſich oder ſchimpfen ſich oder knallen ſich zu; da fährt man auf, und am Morgen iſt man geſchlagener, als wenn man die Nacht hindurch gewacht hätte. Wir wollen ein wenig plaudern, Heinrich.

Ihm war es auch recht.

Sie kam auf die Reiſe ihres Vaters nach Tübingen zu ſprechen. „Wie habe ich mich über ſeinen raſchen Entſchluß gefreut! Nicht jeder fände in ſeinen Jahren die Kraft. Ich bin auch innig erfreut, daß ihr von Herzen übereingekommen ſeid. Ein anderer als der Vater wäre mit den Wenn und Aber nicht fertig geworden. Freilich hat auch Pater Placidus durch ſeinen Beſuch viel dazu beigetragen. Er ſagte, du würdeſt einmal Bücher ſchreiben, die viele Herzen bewegen; du ſeieſt ein zu Hohem Berufener, der wie von einer Kanzel herab den Menſchen, namentlich der Jugend auslegen werde, was die feinſten Geiſter unter den Völkern Schönes, Edles und Tiefes gedacht haben. Das Lob des vornehmen Paters iſt auch mir ein großer Troſt in den Anfechtungen, die ich durchkämpfen muß. Du ahnſt ja, Heinrich, daß ich tief leide!"

„Ja, ich weiß es", erwiderte er. „Weniger ſicher bin ich, ob Pater Placidus in ſeiner Güte mich nicht überſchätzt hat."

Digitized by Google

„O du!“ ſchmollte ſie.

„Daß ich für ein Gymnaſium ein brauchbarer Germaniſt und Literaturprofeſſor werde, davon bin ich überzeugt“, erwiderte er mit beſcheidenem Lächeln; „ob mehr in mir ſteckt, das muß die Zukunft weiſen. In Airolo lebe ich zu unruhig, um meiner ſicher zu werden. Wenn die Wellen über einen See gehen, ſieht man nicht in den Grund hinab. In einer ſtillen Klauſe in Tübingen aber will ich mit dem Gedanken in mich gehen, daß ich dir und deiner Liebe das Höchſte ſchuldig bin.“

Sie gab ihm einen Kuß. Nach einer Weile fragte ſie: „Wann gedenkſt du in deine Heimat zu reiſen?“

„Wann du und dein Vater es wünſchen“, erwiderte er.

„Dann wird es wohl bald ſein müſſen“, ſeufzte ſie. „Der Vater weiß dich lieber dort als in Airolo. Es iſt wegen des Geredes unter den Leuten. Und mir ſelber geht es ſo, aber mit dem Wunſch, daß der Vater und ich dir recht bald nachfolgen können. Wer hätte gedacht, daß ich einmal gern aus der Heimat ginge!“

Sie verſanken beide wieder in ein nachdenkliches Schweigen.

Der Wagen näherte ſich ſchon Faido und ſtieg langſam eine ſteile Strecke hinan.

Da kam von oben in raſchem Lauf ein anderes Fuhrwerk. Von einem bäuerlichen Leiterwagen herab blitzten im Mondſchein Gewehre und Bajonette. Landjäger hielten ihn beſetzt.

Seltſam ſtarrte Doia auf des Fuhrwerk.

Schon war es am Vorüberrollen. Da wollte ſich aus dem Gemenge von Tſchakos, Epauletten und Gewehren, ſchlaftrunkenen Geſichtern und ruhenden Leibern aus einem Netz von Strängen eine Männergeſtalt erheben, wurde aber von den Feſſeln zurückgehalten und brachte die von Eiſenringen zuſammengeſpannten Arme nicht über die Bruſt empor. Ein gräßlich verzerrtes Geſicht grinſte und ließ das Weiß in den rotunterlaufenen Augen ſehen.

Digitized by Google

„Carlo!" ſchrie Doia mit leiſem Weheſchrei empor. Auch Heinrich hatte ihn erkannt.

„Doia!" ſchrie der Gefeſſelte und riß wie ein wildes Tier an den Strängen. Es war ein herz- und markerſchütternder Schrei, ein todeswundes Brüllen wie dasjenige eines Stiers, der unter dem Beil des Schlächters zuſammenbricht.

Die Gendarmen wurden lebendig. „Nieder — nieder!" donnerten ſie. „Wir ſchlagen dich ſonſt tot." Säbel ziſchten und blitzten.

Das Bild war vorüber.

Wie ein Häuflein Unglück, lahm und zerbrochen ſank Doia an die Bruſt Heinrichs; zuweilen würgte ſich ein Schluchzer über ihren Mund; ihm ſelber war das Grauen in die Glieder gefahren. Elend beide erreichten ſie das nachtſchlafende Airolo.

Am Morgen noch konnte ſich Doia vor Schrecken und Schwäche kaum mehr auf den Füßen halten. Sie war wie geiſtesabweſend und ſprach unheimlich wenig. Nur einmal ſagte ſie abgebrochen und mit rauher Stimme: „Heinrich, es liegt kein Glück auf unſerer Liebe!"

Er hätte weinen mögen, wenn er ihr in die übergroßen, todestraurigen Augen blickte.

„Und der Vater?" fragte ſie troſtlos.

„Um deinen Vater ſteht es nicht gefährlich", beruhigte ſie Teſta; „er hat bereits die Sprache wieder gefunden; eine zuverläſſige Pflegerin iſt bei ihm; aber er ſehnt ſich nach dir; du wirſt für ihn der beſte Arzt ſein. Ich fürchte nur, du ſeieſt kränker als er. Da du unmöglich gehen kannſt, habe ich für dich ein Maultier beſtellt und werde dich ſelber nach Hauſe hinauf begleiten; mache dich bloß fertig!"

Heinrich anerbot ſich als Begleiter.

Teſta wies ihn zurück. „Auch Sie ſehen ja aus, als hätten Sie die Mineurkrankheit; pflegen Sie ſich! Wir haben, wenn ich zurückkomme, noch miteinander zu ſprechen."

Digitized by Google

Wie eine Gebrochene ritt Doia davon; wie ein ins Herz Getroffener blickte ihr Landſiedel nach. „Es iſt kein Glück auf unſerer Liebe", murmelte er und verſtand Doia. Das Bild des gebundenen Verbrechers wird wie ein unauslöſchlicher Schatten in ihrem Gedächtnis fortleben! Selbſt wenn ſie einmal miteinander in Schwaben ſein werden und der Mond über dem Neckar ſtehen wird, ſo wird der grauenvolle Schrei Grimellis in ihre Nächte tönen, immer, auch wenn ſie es einander verſchweigen.

In willenloſem Dämmerzuſtand zwiſchen Wachen und Schlaf erwartete er die Rückkehr Teſtas.

Darüber wurde es Nachmittag.

„So, nun iſt alſo Doia daheim", begann der Zurückgekehrte, der ſich in einen Stuhl warf. „Ihre Anweſenheit wird dem Alten wohltun. Irgend eine Lebensgefahr beſteht für ihn nicht; aber es handelt ſich doch um einen ernſten Schlaganfall, und daß der Arzt von vierzehn Tagen Geneſungszeit ſpricht, finde ich mehr als kühn. Nun war geſtern bei Ceſari von Ihnen die Rede. Seit er in Tübingen über Sie die beſten Auskünfte erhalten hat, iſt er Ihnen ſehr gewogen und will Doias Schickſal in Ihre Hände legen. Er träumt, daß er in einigen Wochen ſelber mit ihr dorthin überſiedeln könne. Sein dringender Wunſch iſt begreiflich. Er möchte ſich und Doia die aufregende Zeit erſparen, in der das Gericht über Grimelli verhandelt. Ceſari vermutet mit Recht, daß jetzt ſchon ein halbes oder ganzes Dutzend junger Advokaten, an denen leider bei uns Ueberfluß herrſcht, bereit ſind, die Verteidigung Grimellis zu übernehmen und dem Volk daraus ein großes Schauſpiel zu bereiten. Nicht wegen des Angeklagten, ſondern um die Raketen und Dolchklingen ihrer Beredſamkeit leuchten zu laſſen, um von den Zeitungen gelobt und im Land bekannt zu werden. So einfach und klar der Fall liegt und kaum in einem Zuſammenhang mit den Geſchehniſſen in Altanca ſteht, ſo wird er in eine Rauchwolke von Seelenkunde ein-

Digitized by Google

gehüllt. Es wird bewiesen werden, daß Grimelli bei seiner Schreckenstat an geistiger Umnachtung litt, hervorgerufen durch die Enttäuschungen, die er durch Doia erlebte. Und ob alles nur Redefeuerwerk ist, das dem Angeklagten nichts hilft, es wird Doia in einer Art vor die Oeffentlichkeit reißen, daß sie jener Godiva gleicht, die nach einer englischen Sage nackt durch ihre Stadt reiten mußte. Unerträglich für ein feines Wesen — und das ist sie!"

Landsiedel hielt den Kopf in die Hände gestützt. „Was soll werden?" stöhnte er.

„Erfüllen Sie den Wunsch Cesaris", erwiderte Testa; „reisen Sie in Ihre Heimat! Es wird gut sein, wenn Sie hier den Menschen aus den Augen kommen. Um Doias willen! Und Cesari hängt an dem Gedanken, daß Sie Ihre Studien vollenden sollen. Ich bedauere diese Wendung. Sie besitzen eine große Begabung für das Lehrfach. Das habe ich von Tag zu Tag mehr erkannt, und ich hoffe, Sie haben meine Wertschätzung gespürt, ohne daß ich ihr Ausdruck gab."

„Ich danke Ihnen", versetzte Heinrich dankbar.

„Es ist schade, daß Sie keine Neigung für das Hotelfach haben", fuhr Testa fort; „wir hätten gut zusammengearbeitet, um so besser, als mir das Schriftliche nicht liegt. Jeder aber muß selber fühlen, wo die Spitze seines Lebens liegt, und ihr zustreben. Als ich mein Bergdorf verließ und auf die Meerschiffe ging, hätte, was ich besaß, in einem Taschentuch Raum gefunden. Die Arbeit war mir aber Poesie; ich lernte auch aus meinem Beruf innere Lebensschönheiten schöpfen, Glück, das nicht kam, verwinden. Auf einen Traum aber möchte ich nicht gern verzichten — daß ich in etlichen Jahren meine Jungen um die Welt führe. Ich dachte schon, Sie würden mit dabei sein. — Schade!"

Noch nie war Testa so aus sich herausgetreten wie jetzt. Was brach für ein sonst verhaltenes Feuer aus dem gescheit

Digitized by Google

kühlen, vom Verkehr mit den Menschen abgeschliffenen, schlichtvornehmen Manne!

Landsiedel hatte an ihm einen guten Freund besessen. Das fühlte der junge Mann tief.

„Und wann, meinen Sie, daß ich gehen solle?" fragte er.

„Cesari wird Sie noch zu sich rufen lassen", erwiderte Testa. „Morgen vielleicht. Ich aber werde nicht einmal anwesend sein, wenn Sie verreisen. Geschäfte rufen mich schon wieder nach Italien. Möge es Ihnen und Doia gelingen, daß Sie auch die letzten, nicht kleinen Schwierigkeiten überwinden, der Sindaco wirklich Genesung findet und Sie sich alle drei bald in Tübingen ansiedeln können. Später seien Sie meine Sommergäste auf Val Piora."

Nun kam schon der Abschied von Testa.

Heinrich verbrachte den Tag wie im Traum.

Neben den Abschiedsgedanken bewegte ihn ein Brief Ulrich Zeuslers, der ihm meldete, daß nun am Stift die Sommerferien begonnen hätten und er nach einem kurzen Besuch in seinem Heimatstädtchen Villingen Landsiedel in Airolo aufzusuchen gedenke. „Und dann, Heinrich, mußt Du mir Farbe bekennen, was Dich eigentlich in diesem Nest hält, was der Besuch des Herrn Cesari in Tübingen zu bedeuten hatte, und ich will versuchen, Dich wieder dahin zu bringen, wohin Du vor Gottes und Rechtes wegen, aber auch aus Gründen jeder Lebensklugheit gehörst, in unsere schwäbische Heimat."

Landsiedel antwortete dem Freund: „Zu spät — Der Ranzen für Tübingen ist schon geschnürt!"

In der Tat war er bereits im Ordnen seiner Siebensachen, und was ihm für die Heimkehr entbehrlich erschien, schickte er mit einigen Zeilen an Schwester Else.

An Fenner schrieb er noch einen dankenden Brief und warf ihn in die Post, ohne sich zu fragen, wie sie ihn dem Ingenieur hoch in den Felsen bestellen werde. Den Abend verbrachte er mit Kaufmann in der „Stella polare". Eine

Digitized by Google

ehrliche Ueberraſchung und Betrübnis ſtand auf dem Geſicht des Tunnelinſpektors, als er von Landſiedels gleich bevorſtehender Abreiſe hörte.

„Ja, ſo ſpielt die Welt", verſetzte Kaufmann melancholiſch. „Scheiden und Meiden, und es lohnt ſich kaum, Menſchen kennen zu lernen und ſie ins Herz zu ſchließen. In der Tat, ich freute mich ſchon, hier in Airolo jemand zu beſitzen, der die Augen nicht in das Tunnelloch hineingerichtet hält. Nun bin ich wieder einſam und werde es bleiben. Ich habe ſeinerzeit den Anſchluß an ein Weib verfehlt und will Ihnen einen guten Rat geben: Werden Sie kein alter Junggeſelle!"

Trotz ſeiner inneren Schmerzen mußte Landſiedel über das Wort lächeln.

Am Morgen gab er den jungen Teſta die letzte Stunde und erhielt unterdeſſen eine Zeile von Doia, daß der Vater und ſie ihn auf den Abend erwarten. „Leider Gott, Heinrich, es muß geſchieden ſein! Ich fühle mich ſtark genug, Dir ein Stück an den Paß hinauf das Geleite zu geben. Was aber nachher geſchieht, weiß ich nicht, mir iſt, ohne Dich ſchreite ich in einen großen dunkeln Abgrund hinein!"

Langſam ſchlichen ihm die letzten Stunden.

Nun aber wanderte er wieder mit Ranzen und Stock, wie er aus der Heimat gegangen war, das erſte Stück Weg der Heimat zu. Mit ihm ſchritten Leo und Camillo Teſta bergan. Halb wußten ſie, um was es ſich handle; halb begriffen ſie es nicht.

Auf der Höhe von Brugnasco ſtanden ſie ſtill und ſchauten in das Gotthardtal hinab, das von blauen Schatten erfüllt war.

„Jetzt geht zurück, ihr lieben Jungen", mahnte Landſiedel mit zitternder Stimme und küßte beiden die Stirne.

Ein Ruck, und er ſtieg allein durch den abenddämmerigen Wald nach der Bergzinne von Altanca empor, allein, aber von ſeinen Gedanken wie von einem Flug dunkler Vögel umflattert.

Digitized by Google

Vom Glockenturm tönte das Aveläuten hernieder.

Da trat Doia, die am Wegrand auf ihn gewartet hatte, auf den einsamen Gänger zu. Sie drückte ihm die Hand und gab ihm einen bebenden Kuß.

„Wie geht es dem Vater?" fragte Heinrich.

„Er selber glaubt an ein Emporkommen, ich nicht recht!" erwiderte sie blaß und leidvoll. Um ihre Augen lagen blaue Ringe. „Ich weiß selber nicht, warum ich alles schwarz sehen muß. Um den Bello tut es mir auch so leid. Ich habe mir früher aus dem struppigen Tier nicht viel gemacht; aber als ich heraufgeritten kam und er mir nicht entgegenbellte und wedelte, schmerzte mich sein Tod doch. Er fehlt mir an allen Ecken und Enden. Hätte ich dich ohne ihn je gefunden? Und nun ist er als Opfer für seinen Herrn gestorben. Armer Bello!"

Sie schritten schweigend bergan und erreichten an der altersgrauen Kirche vorbei das Dorf, dessen Giebel und Trockengerüste wie ein Gemenge schwarzer Schatten ragten.

Im Sindacohaus brannte schon Licht. In der Küche waltete eine neue Magd, irgend etwas Junges. Daneben ein starkgebautes, ältliches Wesen, die Pflegerin.

„Sie sollen in der Stube einen Trunk nehmen; dann erwartet Sie Herr Cesari. Er freut sich auf Sie", versetzte sie freundlich.

Doia nahm seinen Stock und Ranzen zur Hand und trug sie in die Kammer, die ihm früher als Schlafstätte gedient hatte.

„Wohl zum letzten Mal!" sagte sie aus tiefem Sinnen heraus. Bald darauf führte sie Heinrich an das Lager des Vaters in der einfachen Kammer neben der Stube.

Der Bettlägerige versuchte zu lächeln. In seine Augen trat ein freudiger Glanz. „Da bist du also, Heinrich", sagte er, „und bist willkommen!"

„Vater!" stammelte Heinrich.

Digitized by Google

Cesari streckte ihm die linke Hand. „Ich kann die Rechte nicht rühren. Ich liege auf dem Schragen wie ein hilfloses Kind und muß froh sein, daß ich eine Wärterin habe, die stark genug ist, mich zu wenden. Das kommt einem alten Steinmetzen sonderbar vor, der sich oft wie ein Baumstamm gegen die schwersten Felsblöcke gestemmt hat, sonderbar!"

So versuchte er zu scherzen.

Landsiedel fiel der veränderte Ausdruck Cesaris auf. Ein grauer Ton war in das frische, gesundrote Gesicht gekommen; er schien um zehn Jahre gealtert und hatte einen Stich ins Greisenhafte.

Indessen vermied Heinrich einen tiefer forschenden Blick und heftete die Augen auf ein schönes Frauenbildnis, das von einem Immortellenkranz umwunden über dem Lager Cesaris hing.

„Meine Mutter", bemerkte Doia.

„Sie war ein kluges Weib; sie ist gestorben, bevor der große Kummer über das Haus kam", nahm der Sindaco das Wort. „Ich hoffe aber doch noch auf ein gutes Ende. Grimelli, der schlechte Mensch, ist doch unschädlich gemacht und sitzt am richtigen Ort. Wäre nun alles, wie es sein sollte, so könnten wir über die gemeinsame Abreise nach Tübingen sprechen, das mir gut gefallen hat. Wie oft dachten wir wegen Grimellis an Amerika! Da ist das Städtchen am Neckar doch noch die schönere Zuflucht aus den bösen Erlebnissen und Erinnerungen. Und ist einmal Gras über sie gewachsen, wie leicht kommt man mit der rasch erstehenden Gotthardbahn wieder in die Heimat. Und in Schwaben gibt es ein Einleben! Namentlich wenn zu Füßen Doias einmal Kinder spielen. Die Freuden und Sorgen um sie, das sind die großen Brücken, über welche eine düstere Vergangenheit von dannen geht. Sie sollen meine letzte Freude sein!"

Doia war bei der Rede von den Kindern errötet und hielt die Augen zu Boden geschlagen.

Digitized by Google

„Was iſt dir?" fragte der Vater.

„Ich habe nie ſo weit gedacht", erwiderte ſie, ohne den Blick zu erheben.

Plötzlich aber ſchlug ſie die Augen mit vollem Glanz empor. Mit glühendem Geſicht ſagte ſie: „Kinder! Das iſt der Gedanke, der mich aus meinem Leid erretten kann. Er iſt ſo heilig, nicht wahr, Heinrich, er iſt ſo heilig!"

Wie die Madonna kam ſie ihm vor, und es war, als ginge der Geiſt der Erlöſung durch die Kammer des Alten.

Landſiedel hielt ihre zitternde Hand in der ſeinen.

Ceſari betrachtete das Paar ſchweigend und mit ſtillem Glück.

Nach einer Weile ſagte er: „Nun mußt du eben vorerſt allein nach Tübingen gehen, Heinrich; aber in einigen Wochen können Doia und ich dir nachfolgen. Wir werden wohl vor der Stadt draußen wohnen. Dann kommſt du am Abend zu uns und unterrichteſt ſie in der deutſchen Sprache. Ich wünſche, daß ſie ein beſſeres Deutſch lerne als ich; ſie ſoll es auch ſchreiben lernen, damit ihre Kinder einmal nicht finden, ſie hätten eine ungebildete Mutter. Deine Studien erfordern noch ein Jahr, haſt du mir geſagt. Das iſt nicht lang!"

Ceſari brach plötzlich ab; Ermüdung kam über ſein Geſicht.

Da verſetzte Doia: „Heinrich, gehen wir zum Abendbrot und laſſen wir den Vater ein wenig ruhen!"

„Nein", erwiderte der Alte leiſe; „gehe du, Doia, und laß mir Heinrich noch hier."

Mit überraſchtem Blick ging ſie. Was mochten die beiden Männer allein zu ſprechen haben?

Der Sindaco nahm Landſiedels Hand. Mühſam ſagte er: „Wie merkwürdig! Zuerſt kam mir deine und Doias Liebe wie etwas Ueberſpanntes vor, das ſich nie geſtalten könne. Nun muß ich darüber froh ſein. So ſicher, wie ich ſpreche, bin ich nämlich meiner Geneſung nicht. Das bloße Liegenmüſſen iſt für einen Mann von meiner Größe und

Digitized by Google

meinem Gewicht ſchon eine zehrende Krankheit. Das merke ich in den wenigen Tagen und fürchte, daß ich Tübingen nie wiederſehe, mag aber vor Doia, deren Gemüt bereits tief erſchüttert iſt, nicht davon ſprechen. Wenn mir dasjenige geſchieht, was wir alle zu erwarten haben, ſo fällt es mir nicht ſchwer, mich darein zu ergeben. Aber wie ſteht in jenen Augenblicken ſie da? — Außer Teſta habe ich keine Verwandte, auf die Verlaß wäre. Sei alſo nicht ganz überraſcht, Heinrich, wenn du eines Tages an mein Sterbebett gerufen wirſt und es vielleicht noch einmal ein Wiederſehen hier in Altanca gibt. Dann nimmſt du Doia ſofort hinweg. Das andere ordnet Teſta. Und wenn ich nicht mehr lebe, gründet eure Ehe raſch, und ohne euch um die Trauerzeit zu kümmern. Wenn nur Doia glücklich wird! Sie iſt ein herrlich gutes Kind, ein Sonntag unter den Menſchen. Von klein auf war ſie meine Freude, die Freude aller, die ſie kennen. Und daß ich dennoch die Torheit beging" — Ceſari fand mit ſuchendem Mund erſt nach ein paar Augenblicken die Sprache wieder — „dafür iſt dieſe Lähmung die Quittung." —

Er bedurfte der Ruhe.

Heinrich war ſeiner Ergriffenheit noch nicht Herr, als er zu Doia in die Stube trat.

In gedämpfter Stimmung verbrachten die Liebenden den Abend, und da es vielleicht für lange der letzte war, ſprach keines von Dingen, die das Herz des andern hätten mit Kummer erfüllen können.

Einundzwanzigſtes Kapitel

Der Abſchied Heinrichs von Ceſari war außerordentlich herzlich.

Der Sindaco ſah dieſen Morgen recht munter aus. „Selbſt wenn du einen vollen Abend in Diſentis verbringſt", plauderte er, „kannſt du am andern Tag ſchon in

Digitized by Google

Schwaben sein. Grüße mir Pater Placidus, ebenso die Deinen und Zeusler. — Mit Gott, und bleibe gesund!"

Unter der Türe stand Doia, den runden Strohhut auf dem Kopf, ein Säckchen über den Rücken und einen leichten Bergstock zur Hand. Sie wollte frisch scheinen; aber ihre Lider deuteten auf Tränen in der Nacht.

Heinrich küßte dem Sindaco die Wangen.

Das Paar trat hinaus in den frischen Tag. Aus ferner Tiefe, deren Nebel wie Herbststimmung anmuteten, hörte man das Rauschen des Tessins. In der Höhe standen die leuchtenden Schneespitzen.

Bald hatten die beiden die Dächer von Altanca unter sich. Wie friedlich lag das Dorf im Kreis der kleinen, leicht gelbenden Kornäcker! So unendlich friedlich, daß niemand hätte glauben können, irgendwo darin kniee, von blinden Vögeln umgeben, eine gebrochene, alte Frau und bete um ein gnädiges Urteil für ihren verbrecherischen Sohn; durch das Dörfchen dahin schleiche ein Priester, der den Seinen mehr von den Qualen der Hölle sprach als von der Herrlichkeit, mit der Gott die Welt erschaffen hat.

Niemand aber auch würde geglaubt haben, daß unter einem der niedern, von gelblichen und grünlichen Flechten überzogenen, steinbeschwerten Dächer ein Menschenkind wie Doia hätte heranblühen können. Das war doch nur möglich durch eine Mutter, in der eine jahrhundertalte, feine Kultur wirkte, durch einen Vater, der von seinen Reisen den Hauch eine weitern Welt in die Enge der Berge zurückgebracht hatte.

„Was denkst du, Heinrich?" fragte Doia.

Er gestand ihr seinen Gedankengang, und ein blasses Lächeln spielte um ihren Mund.

Sie sprachen sonst kaum auf dem steilen Weg.

Das Dörfchen oberhalb Altanca, das Landsiedel menschenleer gesehen hatte, war jetzt bewohnt. Die Hütten rauchten; Hennen gackerten; Kinder spielten. Vor dem steigenden

Digitized by Google

Paar leuchtete, blitzte, rauschte und sauste in atmender Schönheit der Fall des Baches, der aus dem See hervorbricht. In sonnendurchfunkelten Splittern und Strähnen warfen sich die Wasser über den mächtigen Fels hinunter, als breche aus stiller Heimstätte ein Volk fiebernd auf nach neuem Land.

Gierig sogen sie die Kühle des aufwirbelnden Staubes ein, und vor ihnen lag nun der See, ein lichter Morgentraum im länglichen Rund schöner, spitzer Berge.

Da stand gleich der angefangene Bau Testas, ragten Fundamente und Gerüste. Landsiedel richtete den Blick nach der Berghalde, wo braune Arbeiter die Steine für die Mauern brachen. Doia aber drängte vorwärts.

„Ich mag die Stelle nicht", versetzte sie kurz; „es hängt daran ein zu großer Irrtum meines Lebens." Jedes Wort kostete sie Mühe; sie blieb auch auf dem Weg still, der sich sanft dem See entlang zieht. Ihre Augen suchten stets in wehvoller und brennender Liebe die Heinrichs.

Ihre seelische Bedrückung ging auf ihn über.

Sie erreichten die Hütte, in der er gott- und menschenverlassen den dunkelsten Kampf seines Lebens durchgerungen hatte.

Nein, jetzt wäre es nicht möglich, daß da ein armer Wanderer unentdeckt ein paar Tage hauste. In der Nähe und Ferne waren Mähder und Frauen, die das kurze Heu in die Sonne ausbreiteten; an den Gesimsen der Berge weideten stattliche Herden, und hoch von den Gräten hörten sie das Geschelle der Viehglocken.

Da ruhte das Paar ein Viertelstündchen, und der Bann, der über Doia lag, wich.

Ihre Augen sprühten Heinrich wie zwei Sonnen an.

„Ich muß dem Himmel doch bis ans Ende der Tage dankbar sein", sagte sie, „für das Wunder, das er mich hier hat erleben lassen. Zuerst war es ja nur ein großer Schreck; aber schon wie ich nach Altanca hinuntereilte, dachte ich: Der

Digitized by Google

Fremde ist dein Schicksal. Wäre er doch gekommen, ehe ich Carlo kennen lernte! An meine Freundin Maria-Angela Potolomeo im Kloster zu Como mußte ich denken, an das vornehme Herz. „Die jungen Männer sind es nicht wert, daß wir sie lieben", pflegte sie zu sagen. „Sie sind wie Brot, das durch die Gosse geschwommen ist und das wir nachher doch essen sollen!" Und wenn ich Carlos Leben mitansah, so mußte ich ihr recht geben. Als ich aber dich gesehen hatte, schrie es in meinem Herzen: Der ging nicht durch die Gosse. Er ist besser als die andern! So kam die Liebe, die große, siegreiche Liebe, die ich wohl jugendlang geahnt, aber neben Carlo nie erlebt habe, die Liebe, die jeden Stolz bricht. Ich hätte dir nachlaufen können wie eine Bettlerin, Heinrich, und zu dir flehen: Sieh mich doch ein wenig an!"

Ihre tiefe, glockenklare Stimme zitterte vor Zärtlichkeit und Feuer.

Ihm ging ein Schatten über die Stirne.

„Du denkst jetzt nichts Schönes", versetzte sie angstvoll.

„Nein", erwiderte er zaghaft; „darf ich offen sein, Doia? — Ich kenne jene Maria-Angela Potolomeo nicht; aber wenn du ihren Namen nennst, schnürt es mir jedesmal die Brust; in meiner Einbildung sehe ich ein stolzes, hartes Weib, dessen Seele sich in einer kranken Begierde nach dir verzehrt und erst glücklich sein wird, wenn du unglücklich bist."

Doia gab ihm einen furchtbar erschreckten Blick; eine Glutwelle stieg ihr in die Wangen.

„Maria-Angela ist so sanft", stotterte sie; „o Heinrich, schilt sie nicht! Sie, die das Anrecht auf alles Glück der Erde hätte, erniedrigt sich noch tiefer in den Staub des Kinderelends, seit ihr Bruder so traurig ums Leben gekommen ist. Meinetwegen sollst du keine Befürchtungen haben! Als ich Carlo unter den Landjägern sitzen sah und ihn meinen Namen schreien hörte, war mir ja, ich könne nicht mehr leben. Du siehst aber, ich kämpfe mich stets wieder empor. Ich kämpfe wie eine Ertrinkende. Und die schon am Sinken

Digitized by Google

war, hat das Ufer gefunden. Es war das Wort Vaters geſtern abend von künftigen gemeinſamen Kindern. Es klang ſo wunderſam!"

Sie ſprach leiſe in großer, ſchöner Verwirrung und hielt die Augen von Heinrich gewendet.

Obwohl er noch viele Fragen auf dem Herzen hatte, wagte er nicht, das Wort an ſie zu richten.

Schweigend kamen ſie wieder ins Gehen und ſtiegen jenen Abhang empor, auf dem eine Kapelle winkt. Herrlich lag unter ihnen der grün und blau erſtrahlende See. Bald aber erreichten ſie einen andern, kleinen, an dem eine Siedelung liegt, und endlich die Grenze der menſchlichen Sommerwohnſtätten.

„Willſt du nicht zurückgehen, Doia?" fragte Heinrich unſicher.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich begleite dich bis auf die Paßhöhe; hinunter nach Altanca werden mich die Füße ſchon wieder tragen. Wir wollen uns dort an den großen Block hinſetzen und den Imbiß verzehren."

Er und ſie wollten es einander nicht merken laſſen, wie ſie das Abſchiedweh bei jedem Biſſen würgte; doch ſonderbar, ſie fanden auch die Worte nicht für das Viele, das heimlich jedes von ihnen beſchwerte. Nach einem halben Stündchen brachen ſie wieder auf.

Je höher ſie ſtiegen, um ſo ſtiller wurden ſie.

Drei reichsdeutſche Wanderer kamen von der Paßhöhe herabgeſchritten, junges, frohes Blut. Sie unterhielten ſich eine Weile mit Landſiedel über Weg und Steg. Am liebſten hätten ſie wohl gefragt, wie er, der Landsmann, in die Geſellſchaft der jungen Teſſinerin komme. Er ſpürte ihnen die Ueberraſchung an, war aber zu einer Erklärung nicht aufgelegt.

Umſonſt ſuchte er die Gegend wieder zu erkennen, über die hinab ihn Fenner getragen und geſchleppt hatte. In der glänzenden Sonne war ſie ihm völlig fremd. Nicht einmal

Digitized by Google

den Abhang wußte er zu bestimmen, an dem er gestürzt war; aber bewundern mußte er den Ingenieur, der ihn aus dieser Gebirgswildnis den weiten Weg durch die Nacht zum See hinuntergebracht hatte.

Gewaltige Recken von Bergen standen zur Rechten und hoben sich mit schroffen Kanten, schwarzdunkeln Wänden und blendend weißen Schneefeldern scharf und unvermittelt vom tiefblauen Himmel ab. Es kam Landsiedel wie eine Vermessenheit vor, daß er, der Sohn eines Hügellandes, dort oben einmal sein Brot hatte verdienen wollen.

Welches war nun wohl der Pizzo Pettano, an dem die Topographen arbeiteten? — Auch Doia wußte es nicht.

In der Wildschlucht, in der die Wellen eines Baches über Blöcke purzelten, lagen noch die grauen, vom Strahl der Sonne ausgefressenen Reste alter Schneelawinen und wölbten ihre Brücken über die milchigen Wasser; aber um den Gras- und Steinweg, den das Paar ging, blühte jener späte, heilige Hochgebirgsfrühling, dem bloß die paar Wochen zwischen dem letzten und ersten Schnee des Jahres zugezählt sind.

Die Arme des einen über den Nacken des andern gelegt, schritten Heinrich und Doia über die weitgeöffneten, blaßblauen Sonnensterne der Astern und die goldenen Kronen der Arnika dahin. Ihr Leib zitterte an seinem Leib; ihre brennenden Augen wühlten sich in die seinen; ihr Mund zuckte vor Weh, und die einzige Sprache zwischen ihnen war der Kuß.

Die Schafhürde auf der Paßhöhe hatte Heinrich noch in Erinnerung; sie rasteten aber nicht dort, sondern zu Füßen eines verwitterten Holzkreuzes, von dem man bereits das Hospiz Santa Maria am weißen Band der Lukmanierstraße erblickt. Ein erfrischender Wind strich über die Höhe.

„Ich kann nicht sprechen", stöhnte Doia. Krampfhaft hielt sie die Hand Heinrichs umschlungen.

Er streichelte ihr das linde, dunkle Haar.

Digitized by Google

Zuletzt fanden ſie doch noch ein paar Worte.

„Wenn du ſpürſt, daß dem Vater etwas Menſchliches zuſtoßen könnte, Doia, dann rufe mich früh genug", bat er inſtändig.

„Dem Vater", verſetzte ſie tonlos; „nein, das darf nicht auch noch geſchehen!"

Er hätte das Wort gern zurückgenommen.

Ein Bild tiefinnerſter Schmerzen, ſaß ſie in dunklem Brüten. Er wußte nicht mehr, was ſprechen. Endlich ſagte er: „Kinder!" Es ſchien, daß ſie ihn erſt nach ein paar Augenblicken verſtand.

Sie lächelte ſeltſam träumeriſch.

„Jetzt nichts mehr, Heinrich; mit dieſem Wort wollen wir ſcheiden."

Sie erhob ſich, umarmte ihn heftig; ſie küßte ihn mit glühendem Mund; ſie gab ſich einen Ruck — das Geſicht ſchon weggewendet, ſtreckte ſie ihm noch einmal die zitternde Hand — und war die erſte, die ging.

Er ſtand unſchlüſſig. Sollte er ihr nicht nacheilen? —

Die Füße trugen ihn kaum, als er abwärts ſchritt.

Unwillkürlich wandte er den Kopf, doch ohne die Hoffnung, ſie noch einmal zu ſehen. Sie war aber zu dem Kreuz zurückgekehrt; auf der Erde kniend, das Haupt tief geneigt, hielt ſie es mit beiden Armen umſchlungen.

Leiſe rief er: „Doia!"

Sie hörte ihn nicht, und er wagte es nicht, zu ihr zurückzukehren. Die Tränen drängten ſich ihm in die Augen, die Tränen des Mitleids mit ihr.

Gab es für ſie wohl eine Auferſtehung aus ihrem erſchütternden Leid, eine Zukunft und ein Gedeihen für ihre Liebe?

Er kam nach Santa Maria hinunter und merkte es kaum.

„Schade, daß Sie nicht geſtern zu mir hereingetreten ſind", begrüßte ihn der Wirt Soliva; „Fenner war da!"

Digitized by Google

Was galt ihm in diesem Augenblick der Topograph! Nicht einmal an Tilla Scheck dachte er, nur an die dunkle Gestalt zu Füßen des Kreuzes auf einsamer Höhe.

Er nahm die Mittagspost hinunter nach Disentis; er sehnte sich nach einer Herzensaussprache mit Pater Placidus; aber er ahnte wohl, daß ihm auch der Benediktiner wenig Trost würde bieten können. Doia konnte nicht über die schrecklichen Erlebnisse der letzten Wochen hinwegkommen. Sie war dafür eine zu empfindsame und tiefe Natur. Eine andere hätte sich wohl auch von dem Schicksal des ungeliebten Verlobten ergreifen lassen, aber sich dann mit dem Gefühl der Befreiung zu frischem Lebensmut aufgerafft.

Sie nicht! Was geschehen war, blieb für sie das Ewig-Gestrige. Sie konnte es nicht abschütteln. Mit dem Kopf wohl, aber nicht mit der Seele.

Es war ein Unglück, daß er allein in die Heimat fahren mußte!

In der Ferne winkten schon die weißen Türme von Disentis.

Als die Post in Curaglia den üblichen Halt machte, fragte er einen Dörfler nach dem Ergehen Peter Cabons. Fast wider seinen Willen eilte der junge Mann zu dem Genannten und holte ihn herbei. Nun freute es Landsiedel doch, den Gefährten seiner Reise durch das Bündnerland wiederzusehen. Er anerbot sich, ihm die geschenkten drei Franken zurückzuerstatten.

„Wozu?" sperrte sich der lange, hagere Cabon. „Das Geld ist nicht aufgeschrieben worden. Hätte sich nicht die dumme Geschichte begeben, die mir meine Frau nie verzeiht, so müßtet ihr unbedingt ein paar Tage bei mir bleiben!"

Landsiedel aber sehnte sich bloß nach Pater Placidus.

Ein, zwei Stunden, nachdem er Peter Cabon gesehen hatte, stand er Auge in Auge mit dem Benediktiner, der ihn einlud, im Kloster zu nächtigen.

Digitized by Google

Er nahm an der weihevoll schönen, in tiefem Schweigen verbrachten Mahlzeit der Mönche teil und verbrachte den Abend in der stillen Klause seines geistlichen Freundes, die fast keinen Schmuck als den besaß, daß die dunkeln Tannenwälder und die vom Sonnenuntergang geröteten Gipfel in ihr Fenster schauten.

Pater Placidus erkundigte sich, soweit er nicht schon durch die Briefe Landsiedels unterrichtet war, nach allem, was sich seit seinem Besuch in Altanca zugetragen hatte, und wie tief das Gemüt Doias durch den Gedanken, daß sie das Glück ihrer Liebe auf die Missetat ihres früheren Verlobten begründen sollte, angefochten sei.

„Was zeugt dieses Leid für den Edelmut ihres Herzens!" versetzte der Mönch mit aufquellender Wärme. „Viele trösten sich leicht. Wenn ich wieder nach Altanca ginge und ihr Trost brächte!"

Mit jener seelischen Fühlkraft aber, die zwei sich gut gesinnte Menschen so wunderbar verbindet, spürte Heinrich wohl, daß Pater Placidus stilles Bedenken in sich trug, schon wieder bei seinem Abt um Urlaub für eine weltliche Angelegenheit zu bitten. Er mochte nicht in den vornehmen Freund dringen oder verschob es wenigstens auf die Stunde des Abschieds.

Sie verbrachten noch die Morgenfrühe miteinander und benutzten auf Wunsch des kunstsinnigen Mönches die Zeit bis zum Abgang der Post dazu, die Madonna von Disentis im Bergkirchlein von Acletta zu besichtigen, das köstliche Bild der Empfängnis, das Murillo zugeschrieben wird, aber für die Hand des Meisters keinen Beweis besitzt als seine rührende Schönheit.

Irgend ein Wesenszug darin erinnerte Heinrich an Doia.

Pater Placidus aber sprach nicht mehr von Altanca, sondern nach einer langen gelehrten Betrachtung über das Gemälde von den künftigen Studien Landsiedels. „Ich bin so

Digitized by Google

glücklich, daß Sie wieder auf den geistigen Boden zurückkehren, auf dem Ihnen die herrlichsten Früchte reifen werden und auf dem ich mich mit Ihnen ganz besonders verbunden fühle. Und vergessen Sie nicht, es darf nicht der Endzweck Ihrer Laufbahn sein, daß Ihrer Heimat, der Welt ein tüchtiger Sprach- und Literaturgelehrter mehr entsteht, sondern daß Sie ihr aus den Schächten Ihrer Seele Eigenes, Unmittelbares schenken. Sie haben die Kraft dazu — Sie müssen!"

„Sie müssen!" Das war das letzte, herzeindringliche Wort des Paters, als der Gast in den Postwagen stieg.

Und Heinrich hatte nicht mehr von seinem Kummer um Doia gesprochen.

Zaghaft und hoffend fuhr er der Heimat entgegen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Nun war Heinrich wieder in Tübingen.

Der Neckar rauschte über das Wehr; badende Jungen tummelten sich darin; im Schatten der alten Bäume ruhten Greise, spielten Kinder. Die Stadt aber mit den altertümlichen Türmen und Giebeln lag sonnenheiß und verödet. Die Langeweile der Stiftsferien lagerte darüber. Die bunten Mützen der Studenten waren verschwunden; die schäkernden Mädchen, die sonst immer die Gelegenheit für einen Gang durch die Gasse fanden, hatten sich in die kühlen Lauben und Stuben zurückgezogen.

Nichts, gar nichts im Städtchen hatte sich verändert, als daß ein Hutmacher seinen Laden ein paar Häuser weiter hinauf verlegt hatte und daß, wo er früher gewesen, ein Bücherantiquariat entstanden war.

So hielt der Romfahrer, der nie in Rom gewesen war, wieder stillen Einzug in der Heimat. Während er selber das Gefühl besaß, Jahre trennten ihn von der Zeit seiner Aus-

Digitized by Google

wanderung, sprachen die paar Bekannten, die er traf, davon wie von einem Ausflug, den er zu seiner Unterhaltung gemacht hätte und um ein Stück Erbe loszuwerden.

Er spürte es, daß er durch die in ihren Augen unbegründete Reise irgend den Schein eines Querkopfes auf sich geladen hatte, besonders, weil er ihnen gestehen mußte, daß er Rom gar nicht erreicht, sondern seine Zeit in den Bergen vertrödelt habe. Else, die Schwester, empfing ihn lieb und der Schwager nicht unfreundlich. Das Paar war sich gleich geblieben, sie die saubere Wirtin, die in jedem Augenblick und für jeden Gast das richtige Wort fand, Wilhelm der stets Betriebsame, der sich für den Klügsten unter den Männern hielt, überall vorteilhafte Geschäfte witterte, aber dabei doch nur eine mäßig glückliche Hand bewies.

Immerhin stellten die beiden Heinrich die zur Beendigung seiner Studien nötigen Mittel in Aussicht.

Die Schwester erzählte ihm manches von dem überraschenden, doch erfreulichen Besuch des Herrn Cesari, mit dem sie sich vortrefflich verstanden hatte, quälte ihn aber auch wegen seiner Liebschaft im Tessin. Unmöglich konnte er ihr das gesamte Bild der Erlebnisse mit Doia entrollen; seine ausweichenden Antworten erweckten ihr Mißtrauen; mit spitzem Zünglein sagte sie: „Es ist, mein' ich, mit der Tochter des Herrn Cesari nichts. Der Mann hat sich zweifellos ein großes Vermögen erspart; da kann er sich natürlich die Schwiegersöhne auslesen. Und dich hat man höflich heimgeschickt. Wie steht's nun um das Ergebnis deiner Italienfahrt? — So und so viel Geld dahin und ein Semester verloren!"

Wenn sie seine Anliegen nach ihrer Art besprach, halb schwesterlich lieb, halb ablehnend, lief er ihr davon und trat ein paar Tage nicht mehr ins „Waldhorn". Dann riß es ihn doch wieder zu der gescheiten Else. „Brüderlein", lachte sie ihm schalkhaft zu, „ich habe eine junge Taube für dich aufgespart. Wilhelm hätte sie wohl auch ge-

Digitized by Google

geſſen. Aber ich bin ſo froh, daß du wieder daheim biſt, du Abenteurer! Man kann denn doch viel mit dir ſprechen, was für andere böhmiſche Dörfer ſind." Die Geſchwiſter vertrugen ſich und beſuchten ein paarmal miteinander das Grab der Mutter auf ſtiller Höhe. Elſe hatte in ihrem Brief nicht zu viel geſagt; ſie hielt es wie ein Blumengärtlein.

Was ſoll uns aber ein Grab, ſelbſt wenn es das Teuerſte birgt? — Man geht mit leererem Herzen davon, als man gekommen iſt. Wir ehren die Toten, indem wir ſo leben, daß ſie an uns ein Wohlgefallen hätten, wenn ſie aus irgend einer Gegend im Weltall auf uns und unſer Tun niederſchauen könnten.

Heinrich hatte ſich im Städtchen eine altertümliche, von Weinlaub umrankte Stube gemietet, die auf ein Stück Neckar blickte, auf Wieſe und Wald und auf die vom blauen Dunſt umgebenen Höhen der ſchwäbiſchen Alb.

Das waren nun freilich nicht die Gotthardberge in ihren weißen, feierlichen Talaren; aber er gewann ſein Neſt mit dem von Schwalben umzwitſcherten Erker ſo lieb, daß er ſich nichts Beſſeres wünſchte. Als ihm Ulrich Zeusler, den er in Tübingen nicht mehr angetroffen hatte, aus den Ferien in Villingen ſchrieb, er möchte doch herüberkommen und mit ihm die Tage im Schatten und der Harzluft des Schwarzwaldes verbringen, lehnte er ab.

Das von der ſtudentiſchen Jugend vereinſamte Tübingen war ihm eben recht; er begehrte nicht nach neuen Eindrücken, ſondern lebte im Nachhall der Geſchehniſſe am Ritomſee, in Altanca und Airolo oder der Bilder ſeiner Heimfahrt.

In Chur hatte er von der Ankunft der Poſt bis zum Abgang des Zuges eine Stunde Zeit gehabt. Da war er zum Polizeiamt hingegangen und hatte ſich bei dem Direktor noch einmal für die Zurückerſtattung des von Forta geſtohlenen Geldes bedankt. „Ein ſeltener Vogel, der ſich auf unſere Stube bedanken kommt", hatte der Amtmann gelacht.

Digitized by Google

„Wo werden Sie jetzt Ihr Brett weiter bohren?" „Wo es am leichteſten geht, in Tübingen", hatte ihm Landſiedel geantwortet. „Das gehört ja beinahe ins Protokoll, daß einer noch zur rechten Zeit klug geworden iſt." Und der Direktor hatte ihm glückwünſchend die Hände geſchüttelt.

In Zürich hatte Heinrich Reinhold von Plus geſehen, war ihm aber ausgewichen. Was ſollte ihm der geheimnisvolle, ſchöne Mann mit dem roten Bart, den blauen Augen und dem Gehaben eines Ariſtokraten? Er war ja doch ein Schuft! Ueberhaupt allem, was ihn an Röſele erinnerte, ging er aus dem Weg. Er fragte nie nach ihr und war froh, daß ihm niemand von ihr ſprach.

Und Doia?

Er vermochte ſich ihr liebes Bild kaum mehr anders vorzuſtellen, als wie ſie tief niedergebeugt unter der Wucht des Abſchieds am Fuß des Kreuzes kniete. Sie hatte aber doch den Heimweg wieder gefunden, wohl traurig genug, und ſie beantwortete ſeine Briefe ſtets raſch und voll inniger Liebe. Ihre Zeilen atmeten jene vornehme Zärtlichkeit, die vielleicht eine beſonders ausgebildete Kunſt der Italienerinnen iſt; ſie fand für ihre Sehnſucht nach ihm faſt bibliſch hohe Ausdrücke und ſo ſchlagkräftige Bilder, wie ſie einer andern kaum eingefallen wären; aber es war etwas Fliegendes an ihren Briefen; er ſuchte darin faſt umſonſt nach wirklichen Nachrichten; er erfuhr bloß, daß ſich das Befinden ihres Vaters langſam beſſere und ſich dieſer wieder vom Bett zum Tiſch bewegen könne. Ihm fehlte die drollige deutſche Einſtreuung „Viele, viele Kuß", die ihn an ihren früheren Briefen mehr entzückt hatte als das tönendſte Italieniſch.

Nur einmal erwähnte ſie Grimellis, aber nebenſächlich. „Ich habe von Carlos Mutter ſämtliche Vögel gekauft, die Netze und Bauer verbrannt, die blinden Tierchen abtun laſſen, den ſehenden die Freiheit geſchenkt. Ich wünſche, daß ſie nach Tübingen fliegen und Dir, Teuerſtem, die Grüße derjenigen bringen, die ſtets an Dich denkt."

Digitized by Google

Das machte nun dem feinen Herzen Doias alle Ehre; aber warum schrieb sie nicht, daß sie selber nach Tübingen zu kommen gedenke? Es wäre ihm die reinere Freude gewesen. Nie, nie sprach sie davon. War ihre Liebe kleiner geworden?

Das glaubte Heinrich selber nicht. Er spürte bloß, daß in ihrer schwergeprüften Seele Hemmungen lagen, die nur die Zeit zu überwinden vermochte. Wie ein Durstender kam er sich vor, den zwar das Schicksal nicht verschmachten ließ, dem es aber stets nur den halbvollen Becher reichte.

Er drängte seine Gedanken zu Pater Placidus hinüber und war oft auf dem Sprung, ihn um einen erneuten Besuch in Altanca zu bitten. Der Benediktiner besaß das Vertrauen Doias; er mit seiner Johannisseele und seiner feurigen Beredsamkeit hätte am ehesten die Macht besessen, die dunkeln Gewalten ihres Innern zu besiegen.

Wenn sich aber Heinrich zu einem Brief dieses Sinnes hinsetzte, kamen ihm jedesmal die Einwürfe. Er hatte eine Scheu, den edeln Mönch ohne dringende Not um sein Eingreifen zu bitten, und ein bestimmtes Ereignis, das den Anstoß dazu hätte geben können, lag nicht vor.

War es nicht an Doia selber, durch die Größe ihrer Liebe den klaren Weg zu finden?

Um seine Schmerzen zu vergessen, wagte Heinrich die Probe darauf, was es denn für eine Bewandtnis um das poetische Talent habe, das ihm Pater Placidus mit so herrlichen Worten zugesprochen hatte. Er schilderte seinen Besuch im Kloster Disentis, sein Entsetzen über den mehr oder minder heimlichen Vogelmord im Tessin, seine Fahrt in den Stollen, das Schicksal des Mineurs Vermi und das Leben und Treiben der Ingenieure und des Arbeitervolkes in Airolo. Er war selber überrascht, daß sogleich ein großes Blatt die Feuilletonspalte für die Aufsätze öffnete und als ihm die Post das erste Honorar überbrachte.

Pater Placidus, Kaufmann und Testa schrieben ihm zustimmende Briefe, der erste aber mit dem Zusatz: „Das sind

Digitized by Google

doch nur Gehversuche; treiben Sie Ihre Schächte hinab bis auf den Grund der menschlichen Seele; Sie müssen Edelmetall im Eigensten suchen."

Am meisten an Ansehen stieg er durch die Schilderungen bei der Schwester Else.

„Das Geld für das Rind ist also doch nicht völlig verloren", lachte sie, „und das Semester auch nicht. Wie stehst du aber jetzt mit Fräulein Cesari?"

In tiefer Verlegenheit errötete er.

Nun war er wieder eingeschriebener Stiftsstudent, aufs neue beliebt bei den Professoren und umgeben von Freunden. Diese wie jene spotteten gern ein wenig über seine verfehlte Romfahrt, die ja nur ein Sprung in die Schweizerberge gewesen war, ließen ihn aber zugleich ihre Achtung fühlen, daß er eigene Wege gegangen war und daraus einiges hatte schriftstellerisch gestalten können.

Er durfte der Heimat froh sein.

Als ihn aber einmal Ulrich Zeusler ausforschen wollte, was für eine Bewandtnis es denn eigentlich mit dem Besuch des Herrn Cesari in Tübingen gehabt habe, wagte es Heinrich selbst gegen den lieben Freund nicht, von Doia zu sprechen.

Ihm war, sie entschwinde ihm, und wenn er ihr Bild fassen wolle, greife er ins Leere.

Schon tanzten auf dem Neckar die dürren Blätter, die der Spätherbststurm hineingeweht hatte, und zwischen den sich entlaubenden Bäumen traten die romantischen Umrisse des Städtchens breit und deutlich an die goldene Sonne.

Da lebte Heinrich in grenzenloser Unruhe. Seit wohl acht Tagen war er ohne Bericht von Doia. Auf seine telegraphische Anfrage ließ die Antwort warten. Er war nicht mehr imstande, die Kollegien zu besuchen; er trieb sich durch die fröstelnden Felder und Wälder, bis ihn die Erwartung eines Lebenszeichens von ihr wieder auf die Stube eilen ließ.

Digitized by Google

Endlich war der Drahtbericht da, der seine bange Ahnung bestätigte: „Vater an Schlaganfall gestorben. Bin selber krank. Du sollst nicht zur Beerdigung kommen. Sobald möglich schreibe ich Dir einen großen Brief. In unwandelbarer Liebe: Doia Cesari."

Was war in Altanca geschehen? Warum lehnte Doia in diesem schicksalsmächtigen Augenblick seinen Besuch so bestimmt ab?

Das wühlte bis in die Grundtiefen seiner Seele.

Schon stand er im Reisekleid.

Da erhielt er ein paar aufgeregte, flüchtige Zeilen des sonst so gelassenen Testa: „Ich bin erst in der Nacht von Genua gekommen und muß mich mit Doia gekreuzt haben. Von der Leiche ihres Vaters hinweg ist sie geflohen. Wir wissen wohl beide wohin! Sie wachte mit Gini bei dem Verstorbenen. Nun ist sie sein Opfer und das der Advokaten. Ich schäume vor Wut; ich weine —"

Heinrich brach zusammen.

Er versuchte noch einen Brief an Pater Placidus zu schreiben; ihm war, der hätte für Doia noch rettende Hände; aber die Feder entfiel ihm; der Brief an den Benediktiner erschien ihm plötzlich unnütz.

Tatenlos saß er ein, zwei Tage mit gefalteten Händen. Wer ihn sah, dem war bange um ihn.

Da erhielt er ein eingeschriebenes Paket mit einer italienischen Marke. Es kam aus Como und trug die Schriftzüge Doias. Er war so erregt, daß er Mühe hatte, es zu öffnen.

Zuerst fiel daraus sein kleiner Goethe. Diese Wahrnehmung stimmte ihn todestraurig. Als er ihn aufhob, bemerkte er darin eine reiche, dunkle Locke, eine Locke von ihr!

Im übrigen enthielt das Paket einen beträchtlichen Stoß Briefe ihrer Hand, die meisten bloß angefangen oder doch unvollendet, alle von dem Tag an, da sie von einander Abschied genommen hatten, bis zum Tod ihres Vaters, der Zeit

Digitized by Google

nach geordnet. Es waren die Briefe, die er so sehnsüchtig erwartet, die sie aber aus irgend einem dunkeln Hindernis ihres Gemütes zurückbehalten hatte. Sie enthielten manches über ihren Seelenzustand, und er las sie in grenzenloser Erschütterung.

„Ich kam erst in der Dämmerung vom Paß zurück; ich hatte vergessen, daß der Vater sich um mich sorgen könnte, und nahm seine Schelte schuldig hin. Ich saß wohl so lange am See und dachte dem seligsten Wunder meines Lebens nach. Mein ganzer Weg war ein Segenswunsch für Dich, ein Gebet zu Gott, daß er mich Uebles vergessen lasse und unserer Liebe den Sieg verleihe."

Drei Tage später: „Ich küsse Deinen Brief aus Disentis und denke unendlich dankbar an Pater Placidus, der die Sonne in mein Herz leuchten ließ. Es ist notwendig, daß ich mich seines herrlichen Besuches erinnere. Pfarrer Gini quält mich. Mir ins Gesicht zwar ist seine Rede sanft und gütig; aber hinterrücks schlägt er vor meiner Nähe das Kreuz. Die andern sehen es und bekreuzigen sich ebenfalls. Ich bin zu stolz um zu fragen: Was habe ich euch getan? — Bin ich eine Aussätzige? — Es ist mir aber ein tiefes Leid. Wenn ich unten im Tal die gelben Postwagen gegen den Gotthard hinauf rollen sehe, kommt mir ungestüm die Frage: Wann fährt der meine? — Ich zeichne mit dem Finger Deinen Namen und das Wort „Tübingen" in die Luft. Ein Blick aber auf meinen hilflosen Vater und die Wünsche schweigen. Er leidet auch unter den heuchlerischen Besuchen des Pfarrers, der uns im stillen haßt. — —"

„Heute war ein schöner Tag. Die jungen Testa waren da, und wir sprechen fast nur von Dir. Welche schwärmende Liebe hast Du in ihre Herzen gesät! Und in der kurzen Zeit! Wie glücklich bin ich diesen Abend." — —

„O Heinrich! Ich wage Dir fast nicht zu schreiben. Es ist eine Hölle in mir. Jede Nacht bete ich inniglich, daß ich von Dir träume. Aber was geschieht? — Ich träume von

Digitized by Google

Carlo! Ich weiß nicht, ob ich ihn je geliebt habe; aber lange verachtet habe ich ihn gewiß, und als er ins Unglück kam, gab es Augenblicke, in denen ich es wie eine Befreiung spürte. Ich dachte, ich würde leicht mit ihm fertig. Er war mir ja doch nie treu. Seit ich ihn aber in der Mondnacht gebunden zwischen den Landjägern gesehen habe, ist ein Höllenzauber über mir. Jede Nacht träume ich nun von ihm, und wenn er sein entsetzliches „Doia" schreit, kann ich ihm nicht widerstehen; ich muß mich von ihm küssen lassen. — Nein, darüber kein Wort mehr. Es ist abscheulich! Ich würde mich beim Erwachen am liebsten selber schlagen; ich beginne die Nächte zu fürchten; ich denke oft, nun strafe mich Gott, daß ich Dich liebte, als ich noch Carlos Ring trug, und komme mir wie eine Verworfene vor. Wenn diese schrecklichen Träume fortdauern, kann ich nicht Dein Weib werden, Heinrich!" — —

„Die Pflegerin ist uns fortgelaufen, weil sie gehört hat, daß Du Protestant bist und ich Dir die Hand reichen will. Wo finden wir nun wieder ein Wesen, das stark genug ist, den Vater zu besorgen? — Testa, der nach seinem Bau sah, will sich der Sache annehmen. Leider traf er bei uns mit Pfarrer Gini zusammen. Wegen der Pflegerin kam es zu einem Glaubensstreit. Da wurde der ruhige Testa heftig. Er sprach von den in der Reformationszeit vertriebenen protestantischen Tessinern. „Die Bildung, den Wohlstand, die Tatkraft, den vaterländischen Opfermut hat die Kirche damals aus dem Land gepeitscht. Wo die tessinischen Flüchtlinge mit ihrer Kunst, ihrer Industrie, ihrem Unternehmungssinn und ihren Lebenssitten Aufnahme fanden, blühten die Städte und Gegenden durch ihr Beispiel empor. Die Wunde aber, die durch die Vertreibung der Edelsten unserm Lande geschlagen worden ist, blutet jetzt noch als eine offene Schwäre an unserm Volksleben fort. Was heißt Tessiner sein? Als ein armer, ungebildeter Handlanger in der Welt draußen sein Brot verdienen müssen. Das ist die Wohltat unserer

Digitized by Google

Kirche!" Gini ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und ging davon. Ich fürchte, unſerm Haus ſei das Geſpräch ein Schaden."

„Lieber Heinrich! Was ſchreibſt Du für ſchöne italieniſche Briefe! Daraus merke ich Deine große Liebe. Du ſollſt aber die meinen nicht darnach beurteilen, daß ich im Deutſchen ſo ſtark zurückgeblieben bin. Die Träume in der Nacht machen mich für den Tag elend. Carlo befahl mir, kleinen Vögeln die Augen auszubrennen. Und ich tat's! Jetzt graut mir vor meinen Händen!" — —

„Entſetzlich! Heute war ein junger Advokat, der ſich von Pfarrer Gini führen ließ, bei uns. Der Mann mit dem frechen Geiergeſicht iſt der Verteidiger Carlos und einer ſeiner Partei. Es ſoll bewieſen werden, daß der Verhaftete in den Tagen ſeiner Tat unzurechnungsfähig war. Dazu ſoll unſere Liebe dienen. Wenn dem Advokaten zu glauben wäre, ſo hätte mich Carlo verleumdet. Er fragte mich Deinetwegen unflätige Dinge. Ich verweigerte die Antwort und wundere mich hinterher, daß ich ihm nicht die Hand ins Geſicht geſchlagen habe. — Ich weinte wie ein Kind über unſere verunreinigte Liebe, über meine verletzte Ehre. — O, die Gemeinheit! — Jetzt iſt mir, als liege zwiſchen uns ein Sumpf, aus dem giftige Dünſte ſteigen und mich des Atems berauben." — —

„Ich werde ſtets wirrer. Es hat mir ſo grauenvoll geträumt. Ich ſah eine fremde Stadt, an der ein Waſſer vorbei fließt, vielleicht Tübingen. Am Ufer lag ein erſchlagener Knabe mit einer klaffenden Wunde im blonden Haar, zur Seite geſchleudert ſein Schulränzlein. Ich dachte eben: Was für ein ſchönes Kind! Da kamſt Du und hielteſt mir wutſchnaubend, wie ich Dich nie geſehen habe, die Fäuſte unter das Geſicht. „Warum haſt du ihn nicht beſſer behütet? Du wußteſt doch, daß Grimelli einmal erſcheinen und an uns Rache nehmen würde." Aus dieſem Traum erwachte ich mit einem Angſtſchrei, der das Haus weckte. Nun geht er mir

Digitized by Google

nach. Mein Kopf iſt nicht abergläubiſch, aber mein Herz! Es hat die letzte ſchöne Hoffnung verloren, an die es ſich klammerte. Wie meine Liebe durch den Advokaten verunreinigt iſt, ſo durch den Traum der lichte Gedanke an ein Kind, den mir der Vater eingegeben hat und für den ich ihm ſtill dankbar war. Denke Dir einmal, ich trüge es unter meiner Bruſt, könnte ich anders als mit Todesangſt den Weg gehen, der ſonſt für ein Weib der ſeligſte iſt? Ich fürchte, wegen dieſer Angſt würde mein Kind ſchon im Leibe ſterben. Wir dürfen nicht zuſammenkommen, Heinrich! Ueber dieſen Gedanken werde ich ſtets klarer, und er wächſt jeden Tag. Was könnte ich Dir ſein in meiner Furcht?" —

„Der Verteidiger Carlos hat es durchgeſetzt, in vier Tagen muß ich in Bellinzona als Entlaſtungszeugin für Carlo vor das Schwurgericht treten. Was heißt das? — Ich ſoll die Schuldige ſein, daß mein Verlobter Verbrecher geworden iſt! Der Verteidiger wird unſere Liebe auf das gemeinſte vor das Volk reißen, und es iſt ſchauderhaft, daß ich ihn noch einmal ſehen ſoll. Der Vater ſagt, ich ſei ſchmal geworden, und wenn ich in den Spiegel ſehe, ſo denke ich, lieber Heinrich, Du verliereſt nicht viel an mir."

„Teſta hat mich nach Bellinzona vor das Gericht begleitet. Es ging mir nicht ſchlecht. Als der Verteidiger ſeine verfänglichen Fragen an mich ſtellen wollte, ſchützte mich der Obmann, der ſie nicht zuließ. Bei einem zweiten Verſuch des Advokaten, mich bloßzuſtellen, ſchnellte Carlo, der ſterbensblaß zwiſchen Landjägern auf der Anklagebank ſaß, empor und ſprach: „Was mir geſchehe, die Ehre der Fräulein Ceſari darf nicht in Frage kommen. Wenn ich ſie in den Verhören verdächtigt habe, ſo war es eine Schlechtigkeit von mir. Ich bereue ſie." So konnte ich gehen. Teſta fuhr nach Genua; wie ich heimgeſchwankt bin, das iſt mir aus dem Gedächtnis verſchwunden. O die vielen gemeinen Augen, und es iſt nicht gut, daß ich Carlo wiedergeſehen habe, daß ich ihm die Erlöſung aus Fragen verdanke, die ein Mädchen

Digitized by Google

auf das tiefſte beleidigen. Nun ſchwebt ſein Geſicht mit bohrenden Blicken vor mir und verdeckt mir das Deine." —

„Ich beſitze einen lieben Brief von Maria-Angela Pototomeo, der Du ſo unrecht getan haſt. Sie ſchreibt, daß ſie im Umgang mit ihren kleinen Krüppeln ſelbſt den Tod ihres Bruders vergeſſen und nichts mehr den weihevollen Frieden, die ſüßen Vorahnungen des Paradieſes in ihrer Seele ſtören könne. Der Brief iſt mir gefährlich; mein Herz ſchreit nach Frieden! Schon als ich von Grauen über die Menſchen ergriffen aus dem Gerichtsgebäude von Bellinzona trat, riß mich eine blinde Gewalt hinunter nach Como. Welchen Troſt in meinem vielen Leid fände ich bei Maria-Angela, die jetzt ſchon eine Heilige iſt! Nur wegen des Vaters bin ich wieder nach Altanca hinaufgegangen." — —

„Dem Vater geht es ſchlimm und ſchlimmer. Kein Wunder bei unſerm traurigen Erleben! Er iſt voll Todesgedanken; er ſpricht viel von Dir; er hat ein unbeſchreibliches Vertrauen in Dich; er wünſcht, daß ich Dich rufe, und ſagt, wenn ihn der Tod überraſche, ſolle ich zu Dir eilen und alles andere Teſta überlaſſen." — —

„Eben erhalte ich Dein Telegramm. Gott ja, ich habe Dir ſchon lange nicht mehr geſchrieben. Was ſollte ich? — Ich kann Dich nicht rufen, wie es der Vater wünſcht. Wir müſſen uns laſſen, Heinrich. Was hilft es, daß ich meine Arme wund nach Dir ſtrecke? — Ich bin durch eine furchtbare Macht an Como geſchmiedet. Und mein armer Vater merkt es. Was ſoll ich Dir antworten?" —

Und nun folgte Doias letzter Brief.

„Ich ſitze in Lugano in dem Gaſthaus, in dem ich bei unſerer letzten Reiſe mit Dir das Abendbrot verzehrt habe. Alles in mir iſt wund und brennt. — Ich ahnte, daß es gefährlich um den Vater ſtand; aber an ſein baldiges Sterben glaubte ich doch noch nicht, auch nicht der Arzt. Nun hat ihn der Tod im Schlaf überraſcht. Das war für ihn eine große Wohltat; aber er iſt ohne die Sakramente dahin ge-

Digitized by Google

gangen. Ich betete an ſeiner Leiche. Da kam Pfarrer Gini, um ſie einzuſegnen. Er ſagte zu mir, weil die Sakramente verſäumt worden ſeien, hätte ich kein Recht, bei dem Toten zu verweilen. Wenn die Seele des Verſtorbenen in der Hölle verloren gehe und ewige Qualen erleide, ſo ſei ich ſchuld. Ich ſei ſchuld an ſeinem plötzlichen, unvorbereiteten Tod, wie ich auch ſchuld ſei, daß Carlo ſieben Jahre im Gefängnis ſitzen müſſe. Ob ich denn nicht endlich ſpüre, daß die Strafe Gottes über mir ſei, weil ich ſeine heilige Kirche in der Liebe zu Dir verleugnet habe? —

Wie entſetzlich! Während ich ſchreibe, kommt immer das Zimmermädchen und will mich zur Ruhe bringen, damit ſie mir kalte Umſchläge machen könne. Und der Wirt kommt und fragt, ob er nicht doch einen Arzt für mich rufen dürfe. —

Ja, ich glaube, daß ich irrſinnig bin. Ich bin es über den Worten des Pfarrers geworden. Hat er ſo unrecht, daß ich am Tod meines Vaters ſchuld ſei? — Ich ließ mich für meine Sicherheit vor Carlo feige ins Kloſter führen und den Vater für mich büßen. Das geht deutlich aus dem Ruf hervor, mit dem der Unglückſelige die Schüſſe auf ihn abgab. Carlo ſchrie: „Hier haſt du den Lohn, daß du Doia für den deutſchen Erdkrebs aufgeſpart haſt!"

Nein, Heinrich, das ſollte ich Dir nicht ſchreiben. Verzeihe es mir tauſendmal. Ich kann den Brief nicht neu anfangen; dafür reicht die Kraft nicht.

Alſo der Vater iſt für mich geſtorben. In der Verwirrung des Schuldbewußtſeins nahm ich den Brief der Maria-Angela Potolomeo auf die Bruſt. Sie weiß beſſer, wie Gott denkt, als der Pfarrer. Denn ſie iſt die Heiligere. Den ganzen Tag habe ich dem toten Vater die blaſſen Lippen geküßt. Zwiſchenhinein habe ich das Telegramm an Dich aufgeſetzt. In der Abenddämmerung ließ ich die Leiche. Warum weiß ich nicht. Vielleicht aus Wahnſinn. Ich raffte das zuſammen, was mir wertvoll ſchien, beſonders meine Briefe, die niemand finden ſoll. Als ich das Dorf verließ, glaubte

Digitized by Google

ich, ich ginge dem Wunſche des Vaters gehorſam zu Dir. Aber der Brief der Maria-Angela, der auf meiner Bruſt ruhte, führte mich geheimnisvoll auf die Straße gegen Como. Das iſt nun mein Schickſal. Wenn dieſe Zeilen in Deine teuern Hände kommen, ſo hat ſich die Kloſterpforte hinter mir geſchloſſen. Warum mußte es geſchehen? Einmal wird es ſich klären, werden wir uns als Selige wieder die Hände reichen und darüber ſprechen. Wir haben ja beide den gleichen Himmel. Das glaube ich. —

Geliebter, ſei mir ein gnädiger Richter!"

Der Schluß des Briefes ging in ein Geſtammel über; es war daraus wohl zu ſpüren, daß die Schreiberin an jener Grenze wandelte, die Tag und Nacht der Seele ſcheidet. Nur noch einige zuſammenhangloſe Sätze waren zu verſtehen. „Den Goethe gebe ich nicht gern aus der Hand. Tauſend Küſſe habe ich auf das kleine Buch gedrückt. Im Kloſter aber würde es mir doch abgenommen. Ich ſende Dir durch Teſta noch einige Andenken. Meine kleine goldene Uhr aus Baden-Baden ſchenke Deiner Schweſter! — Trauere nicht zu ſehr, Heinrich. Es gibt über den Sternen ein Wiederſehen." —

Landſiedel kam nicht weiter.

„Doia, Doia, was haſt du getan!" ſchrie er auf. „Mich verlaſſen!" Er ließ den Tränen freien Lauf.

Das erſte, was er wieder mit Vernunft tat, war, daß er die Briefe an Pater Placidus ſchickte.

Die Antwort des Benediktiners kam raſch. „Wie trauere ich mit Ihnen, lieber Freund, um den Verluſt derjenigen, die Stern und Licht Ihres Lebens hätte werden ſollen. Ich fühle mich ſchuldig, daß ich nicht wieder nach Altanca gegangen bin, und in tiefe Betrübnis geſtürzt, daß mein ehemaliger Schüler Bernardo Gini in engherzigem Eifer eine große Schuld an dem Unglück der Doia Ceſari auf ſich geladen hat. Wie kann, wer das Kleid des Herrn trägt, ſo unmenſchlich ſein! Ich ſpüre aber auch, was Sie in dieſem Augenblick abgrundtiefer Schmerzen wohl noch nicht

Digitized by Google

verſtehen können, Doia Ceſari hat den Dornenweg des Verzichtes gehen müſſen. Den Stürmen der Welt war ihre edle Seele nicht gewachſen und mit der großen Angſt ihres Herzens auch nie der Spannkräfte fähig geweſen, die es ſelbſt neben einem geliebten Gatten bedarf, um ſich in einem Land einzuleben, das für ſie doch eine Fremde war.

Sie wird neben ihrer gottergebenen Freundin und, indem ſie den ärmſten unter armen Kindern dient, den Frieden finden! Auch Ihnen möge das erſchütternde Leid zum Guten ausſchlagen. Es hat Quellen des Lebens, die kein Glücklicher kennt! Laſſen Sie ſie ſpringen. Gott ſegne Sie!" —

Was half dem darnieder geſchlagenen Heinrich der Troſtbrief des vornehmen Mönchs?

Er wurde krank.

In dieſe Zeit hinein fiel eine Sendung Teſtas: „Hier, mein lieber Landſiedel, einige Andenken von Doia, nach ihrem Wunſch. Ueber das, was geſchehen iſt, will ich ſchweigen; ich käme ja bloß wieder über die Geiſtlichen und Advokaten in Wut. Ich bin eben daran, die unangenehmſte Obliegenheit, die in meinem Leben an mich herangetreten iſt, zu erledigen. Wie Vergeudung kommt es mir vor, daß ich das ſo redlich und in langer Arbeit verdiente Vermögen Ceſaris an begehrliche und undankbare Verwandte, die ihm nie viel geweſen ſind, und an das Kloſter, in das Doia tritt, nach ihrem Willen verteile. Ein paar Tauſende werden für Grimelli auf eine Bank angelegt, damit er zu leben findet, wenn er ſeine Strafe verbüßt hat. Warum hätte Doia nicht eher an Sie und Ihre Studien denken ſollen? — Aber ſie iſt ein Weib; da kann man nicht rechten!" —

Nein, nie hatte Heinrich das Geld Doias begehrt, nur ihre Seele. Die paar kleinen Geſchenke waren ihm lieber als ein Vermächtnis, das wie eine Ablöhnung für ſeine Schmerzen ausgeſehen hätte.

Als er ſich endlich von ſeiner Krankheit erhob, war es Hochwinter. Wie ein Märchen verträumt lag Tübingen im Schnee.

Digitized by Google

Da kam wieder einmal sein Freund Ulrich Zeusler zu ihm. „Für dich muß etwas geschehen, Landsiedel. Du siehst bleich wie eine Milchsuppe aus. Mein Rat: Ich will dir in meiner Heimat, im Vaterhaus der Tilla Scheck, Quartier bereiten. Dort ist der Winter noch viel schöner als hier und voll Sonne. Das von einem mächtigen Strohdach beschirmte Forsthaus steht auf einer waldumkränzten Wiese und geschützt vor jedem rauhen Wind. Du hast dort die Gesellschaft Tillas, die für dich Zeit besitzt. Und mehr als Zeit, Teilnahme! Ich weiß, sie hat dich nie vergessen, seit du ihr auf dem Lukmanier begegnet bist. Sage ja. Und in ein paar Tagen geleite ich dich dorthin!"

„Ich will's mir überlegen", antwortete Heinrich zögernd. Nein, Tilla Scheck, die liebliche Schwarzwälderin, die ihm bei der Begegnung auf Santa Maria wie das blühende lockende Urbild der Heimat erschienen war, wollte er jetzt nicht sehen. In seiner Seele sollte sich kein anderes Frauenwesen neben die dunkle Schmerzensschönheit Doias, der für ihn ewig Verlorenen, drängen. Das litt sein Herz nicht, sein Herz, das sie mit einem Strahlenkranz schmückte, wie ihn die Märtyrinnen tragen.

Sonst aber hatte die freundschaftliche Anregung Zeuslers seinen Beifall. Um sich Genesung zu schaffen, ging er als Wintergast in ein anderes schwarzwäldisches Forsthaus, ein Halbfremder. Dort in der tiefen Einsamkeit, in der Stille der Nächte schrieb er seine „Doia-Lieder".

Im Schmerz um die Geliebte stiegen ihm die Gedichte aus der Tiefe der Seele; in wunderbar erhöhten Stunden war ihm, als schwebe ihr Geist grüßend und lächelnd durch die Kammer, war ihm, als erlebe er eine von allen Schlacken der Unvollkommenheit und des Unglückes befreite Liebe mit ihr. Und sonderbar! Aus den sich sänftigenden Schmerzen stiegen die Frühlings- und Liederlerchen einer freudigen Lebensbejahung.

Digitized by Google

„Ihre Gedichte sind herrlich", schrieb ihm Pater Placidus. „Sie haben die Quellen springen lassen, die kein Glücklicher kennt!"

Und Heinrich genas dem Leben. —

Vierundzwanzigstes Kapitel

„Die Zeit eilt, teilt und heilt!" Der Spruch steht auf einer alten Schwarzwälderuhr. Landsiedel erfuhr die Wahrheit. —

Das deutsche Schrifttum ist gesättigt mit Gedichten. Selbst ein vortreffliches neues Bändchen erregt nur die Teilnahme eines kleinen Kreises von Menschen. So ging es seinen „Doia-Liedern". Im stillen aber wurden doch einige feine Köpfe auf den Lyriker aufmerksam, der in den Bergen ein wundersames Liebesabenteuer erlebt haben mußte und dafür die unmittelbaren Strophen des Herzens fand.

Als er seine Studien beendigt und den Doktortitel erworben hatte, wurde er durch die Handreichung der stillen Freunde seiner Lieder Lehrer am Königlichen Katharinenstift in Stuttgart, in dem die weibliche Jugend Schwabens ein- und ausfliegt, ein prächtiger Mädchenschwarm von Blond und Braun, von lachenden Augen und gesunden Seelen.

Zuerst war er Lehrer des Italienischen; die Sehnsucht zog ihn aber stets stärker in die blühenden Gärten der Muttersprache hinüber. Als der alte Professor der deutschen Literatur sich in den wohlverdienten Feierabend zurückzog, wurde er als dessen Nachfolger in das schöne Amt eines Auslegers deutscher Dichtung berufen, ein Amt, in dem er daheim war wie der Vogel im Grünen. Selbst diejenigen, die seiner Ernennung widerstrebt hatten, weil er ihnen noch nicht reif genug für den Posten eines Turmwartes der Sprache und Poesie erschienen war, gaben nach einiger Zeit zu: „Es ist wieder einmal Frühling im alten Stift!" Und ob er nun

Digitized by Google

einer jüngeren Klaſſe das unvergängliche Helden- und Liebeslied von Siegfried und Krimhilde darlegte oder eine höhere auf den Spuren des jungen Goethe wandeln ließ, beſaß er ſelber das Gefühl: Es iſt Frühling! Er hatte es noch mehr, wenn er ſeine Schülerinnen hinaus an den Neckar und nach Marbach führte, auf der Höhe oberhalb des Dorfes Waldſchule hielt und im Angeſicht der ſchwäbiſchen Heimat vom Werdegang Friedrich Schillers ſprach.

Entzündet von den Werken der Geiſter, die Ewigkeitswerte geſchaffen haben, ſprühte ſeine Seele in dichteriſchem Schwung und Feuer, doch beherrſcht von den Schönheitsgeſetzen des Maßes und der Harmonie. Die Stunden wurden ihm und den Mädchen Gottesdienſt.

Junge Augen lachten; friſche Wangen glühten; heiße Herzen flogen ihm zu. Es iſt das ſelige Recht der Jugend zu ſchwärmen!

„Er ſieht mit ſeinem eckigen Kopf gar nicht aus wie ein Dichter", reizten die Eltern etwa die Schülerinnen.

„Wir wiſſen es beſſer; er iſt doch einer!" flammte ihre Antwort empor.

Heinrich Landſiedel hätte es leicht gehabt, ſich aus den Mädchen des Stiftes, unter denen es ſo viel Anmut, ſo viel Freudiges, ſo viel Tiefes gab, die feinſte und edelſte als ſein künftiges Weib auszuwählen, den Liebreiz, die Kraft, den Reichtum, die innere Größe. Wie manche feine Hand ſtreckte ſich ihm und bebte in der ſeinen!

Er aber griff nicht zu und galt deswegen im Kreiſe enttäuſchter junger Damen, Väter und Mütter als abſonderlicher junger Hageſtolz, dem nicht zu helfen ſei.

Ruhig und ſtetig lebte er ſeinem Beruf und verwand darin Innerliches.

Da erhielt er auf dem Umweg über ſeinen Verleger einen merkwürdigen Brief. Er kam aus dem Hôpital de Dieu in Paris und enthielt, von fremder Hand geſchrieben, Mitteilungen ſeines ehemaligen Freundes Reinhold von Plus.

Digitized by Google

„Vielleicht haben Sie es in der Zeitung gelesen", lautete der Brief, „daß in einer entlegenen Ecke des Bois de Boulogne vier junge Russen und ein russisches Fräulein bei Versuchen mit Sprengbomben verunglückt sind. Drei Mitglieder unserer Gesellschaft sind tot; uns, die beiden andern hält man mit zerschmetterten Gliedern noch künstlich im Oelbad und mit Sauerstoff am Leben. Bis wann? Mich vielleicht bis morgen! Ich bestehe nur noch aus Kopf und Rumpf, und der Brand frißt sich stets näher ans Herz. Indessen bemitleidet mich wohl niemand als ich mich selbst. Nach dem kurzen Aufenthalt in Tübingen hatte ich das ehrliche Bestreben, aus den Ketten des Anarchismus los und wieder in ein gutes Verhältnis mit den Eltern zu kommen. Ich war zwei Jahre Sektenprediger in Amerika. Da hatte ich in New-York das Unglück, mich in eine Russin zu verlieben, Lydia Smirnoff, auch Nihilistin wie jene Miriam Dettenbach, an deren Geschichte Sie sich vielleicht erinnern. Die Geliebte führte mich nach Paris, und es war wieder das alte revolutionäre Lied. Nun ist es ausgesungen.

Eines bleibt mir aber noch zu erledigen, und in den letzten Lebensstunden muß ich mich in einer Gewissensangelegenheit an Sie wenden, obgleich ich von Ihrem jetzigen Schicksal nichts weiß, als daß Sie der Verfasser der köstlich schönen und tiefen „Doia-Lieder" sind. Darum lasse ich den Brief über den Verlag an Sie gehen.

Sie ahnen wohl, daß es sich bei meiner letzten Sorge um die Rosa Wenk handelt, vielmehr um ihren unehelichen Sohn, der Blut von meinem Blut ist. Wie Sie wissen, wollte ich Ihnen aus lauter Neigung und Freundschaft den Beweis erbringen, daß Rösle Ihrer nicht wert sei. Leider gelang es mir über Wunsch. Etwa ein halbes Jahr, nachdem ich Tübingen verlassen hatte, empfing ich in Zürich den Besuch eines württembergischen Gefängnisgeistlichen, der mir die unerbaulichen Nachrichten brachte, daß die Rosa Wenk wegen Brandstiftung seiner Obsorge vertraut sei und in eini-

Digitized by Google

ger Zeit ein Kind erwarte, als deſſen Vater ich gelten müſſe. Er bat mich um Mittel für die Wenk, und ich habe auch verſchiedene Male ſo viel für ſie und ihr Kind getan, als es mein ſtets ſchmaler Beutel erlaubte, beſonders während der Geburt des Jungen, und als ſie mir ſchrieb, daß ſie einen Mann heirate, Schuhmacher Joſeph Geilkopp in Stuttgart, der dem Knaben ein guter Vater ſein werde. Das letztere iſt nun leider nicht der Fall. Ein Ruſſe, der bei ihm ein Paar Schuhe ſohlen ließ, ſchilderte ihn mir als völligen Säufer. Das Kind jedoch ſei ein prächtiges und viel verſprechendes Geſchöpf mit herrlichen blauen Augen. Nun kommen mir gerade dieſe nicht aus dem Sinn. Ich möchte nicht, daß der Junge einmal ein noch zügelloſeres und verfehlteres Leben als ſein Vater führen und ſo elend enden wird wie ich. Deswegen habe ich ſchon vorgeſtern den Eltern, mit denen ich mich allerdings nie verſöhnt habe, Kenntnis von dieſem Kind gegeben. Ich hege die leiſe Hoffnung, daß mein Vater von ſeinen Millionen ſo viel für den jüngſten Sproſſen ſeines Stammes übrig hat, daß der Junge mein Andenken nicht ganz verfluchen muß. Tut mein Vater für ſeinen Enkel nichts, ſo doch hoffentlich meine Mutter, die eine chriſtliche Frau iſt. Ich habe den Eltern dafür Ihren Namen und den Ihres Verlegers aufgegeben und bitte Sie in der Erinnerung an die ſchönen Stunden, die wir in Tübingen miteinander verleben durften, die Sache meines Kindes zu der Ihrigen zu machen. Ich kenne ja ſonſt in Württemberg niemand, an den ich mich wenden könnte. Ich hoffe, daß es Ihnen durch die Hilfe meiner Eltern gelingt, den Knaben aus ſeiner jetzigen ſchlechten Umgebung hinwegzunehmen und ihn in einem Waiſenhaus unterzubringen und daß Sie ſtets ein Auge über ſein Ergehen halten. Das iſt meine große Herzensbitte an Sie! Und nun ſie ausgeſprochen iſt, ſterbe ich ruhiger. Wie oft habe ich nach meinem Aufenthalt in Tübingen an Sie gedacht, immer mit dem Selbſtvorwurf, daß ich die meiſte Zeit

Digitized by Google

meines Lebens in einer verdorbenen Gesellschaft verbracht habe, die tief unter der Lauterheit und Herzensgüte meines Heinrich Landsiedel stand. Wir schön hätte ich mich neben Ihnen entwickeln können! Es war aber schon damals zu spät. Ihre „Doia-Lieder" haben mich mächtig ergriffen. Als ich sie las, empfand ich noch einmal etwas wie Befriedigung über die vielbereute Tat, mit der ich Ihnen die Augen über die Unbedeutsamkeit der Rosa Wenk geöffnet habe. Ich spürte aus den Liedern, daß Sie wohl Herzerschütterndes, aber auch herrlich Hohes in der Liebe erlebt haben!" —

Was sollte nun Heinrich mit diesem Brief? — Einer Antwort bedurfte er nicht; der ihn hatte schreiben lassen, war, wie er einer Zeitungsnotiz über das Nihilistenunglück im Bois de Boulogne entnahm, schon jenseits des Sterbens; auch rührten sich die Gutsbesitzersleute von Plus mit keiner Zeile. Doch vermochte Landsiedel nicht das Vermächtnis des Toten in den Wind zu schlagen. Obgleich es ihm im Innersten widerstrebte, eine treulose Geliebte, die ins Unglück gekommen war, wiederzusehen, entschloß er sich, die Familie Geilkopp aufzusuchen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie es um das Kind Reinholds von Plus und der Rosa Wenk stehe.

Die Schustersleute wohnten in einem moderigen Gäßchen der Stuttgarter Altstadt, dessen Giebel sich oben beinahe zusammenneigen. Heinrich gab sich einen Ruck und trat in die trübe Butik, die zugleich als Wohnzimmer diente. Ein stechender Geruch von verdorbener Luft und Schnaps kam ihm entgegen. Mit glotzenden Augen schaute der Geschäftsinhaber vom Einbein auf und legte den Stifthammer zur Seite. „Und was wäre gefällig, Herr?" —

„Ein Paar Schnürschuhe wollen Sie mir anmessen", erwiderte Landsiedel und spürte sich erleichtert, daß die Frau abwesend war.

Der Schuster, ein widerwärtiger Mensch mit grauem, verschwommenem Gesicht und großer Glatze, um die ein

Digitized by Google

Ring dunkler Haare lief, kniete zur Maßabnahme vor ihn nieder. Unterdessen betrachtete Heinrich zwei kleine Kinder, die blaß und halbnackt auf dem schmutzigen Stubenboden spielten. Sie hatten im Gesicht bereits den niedrigen Ausdruck des Vaters, und keines von beiden konnte der Sohn Reinholds von Plus sein. Sollte er fragen? — Sein Blick ruhte auf einem kleinen Arbeitstisch, auf dem ein Haufen Schäfte für Damenstiefel lagen.

„Dort arbeitet sonst meine Frau", unterhielt der Schuster den Gast. „Sie hat aber nicht beständig Arbeit. Wo sie nur steckt, die Schlampe? — Sie sollte von einem Ausgang zurück sein."

Da regte sich etwas hinter einer abgestorbenen spanischen Wand, die wohl die Betten der Familie verbarg.

Ein feines, blasses Knabengesicht schaute verschüchtert mit großen, blauen Augen durch die Spalte der Tücher hervor.

„Komm her, mein Junge!" rief ihm Landsiedel zu.

Im Nu verschwand das Gesichtchen wieder.

Da lief der Schuster hin und riß den etwa fünfjährigen, zartgliedrigen Buben beim Aermchen aus dem Versteck. „Willst du dem Herrn gleich guten Tag sagen!" Drohend lockerte er den Riemen.

Zaghaft reichte der Junge dem Fremden die Hand, und der Blick Landsiedels ruhte auf dem Geäder der schöngebauten Schläfen.

„Wie heißest du?" fragte er.

„Heinrich", erwiderte der Knabe leise und traurig.

Der Schuster bemerkte es nicht, wie das Wort seinem Kunden einen Stoß gab. Er lachte rauh. „Ja, Heinrich heißt er. Ist das nicht ein blödsinniger Name? — Der Junge ist nämlich ein Baron; den Namen hat ihm meine Frau gegeben, bevor ich sie kannte; sie tat es, weil ein Student in Tübingen Heinrich hieß, mit dem sie eine Liebschaft gehabt hat. Ich hätte den Buben Emanuel oder Cäsar getauft; doch ist es jetzt gleichgültig; denn mit seinem Vater,

Digitized by Google

dem Herrn Baron, iſt es ein ſchlechtes Geſchäft, und ſeinetwegen hätte ich meine Frau nicht zu heiraten gebraucht. Ich rechnete, er würde uns einen Schuhwarenladen an der Königsſtraße einrichten. Nichts von alledem! Bei magern paar Hundert Märklein blieb's, und jetzt iſt er nach Paris verſchwunden. Wir aber haben den Balg und Vergebenseſſer!" —

„So, Heinerle!" wandte ſich Landſiedel an den Buben und legte ihm ein Markſtück in die blaſſe Kinderhand. „Ich heiße wie du!"

Ein rührendes Lächeln ſpielte um den Mund des Jungen.

Als Landſiedel gegangen war, machte er einen weiten Lauf, um die Kleider zu verlüften und noch mehr die Seele. War es möglich, daß es in ſeinem lieben Stuttgart, deſſen Schönheit ſein Herz ſonſt in Heimatſtolz ſchwellen ließ, ein ſolches Bild der Armut und Verkommenheit gab? — Was war das für eine elende Heirat mit dem Hintergedanken, aus dem Vater des unehelichen Kindes Geld zu erpreſſen? „Rösle, mein armes Rösle, in was für böſe Hände biſt du geraten!" ſeufzte er. — Und für den feinen, armen Knaben mußte etwas geſchehen!

Er nahm den Heimweg über die Königliche Domänenverwaltung. Da ſaß der Adjunkt des Direktors, ſein Freund Doktor Ulrich Zeusler, der die Beamtenlaufbahn eingeſchlagen hatte und von den Möglichkeiten der gedeihlichen Verſorgung eines Kindes mehr verſtand als er. Dem ſchüttete Heinrich das ſchwere Herz aus.

„Nun, drei Wochen wird die Sache Zeit haben", verſetzte Zeusler gelaſſen; „ich bin im Begriff, mit Frau und Kind nach Villingen in die Ferien zu fahren. Komm auch! Wir ſind doch keine rechten Stadtmenſchen, Heinrich."

„Jedenfalls grüße mir die Tilla Scheck in ihrem Forſthaus recht herzlich", ſagte Landſiedel.

„Du, die hat einen Zorn auf dich", lachte Zeusler, „weil du ihr nie Gelegenheit gibſt, dich über die „Doia-Lieder" auszufragen, die ſie ſo gut wie der Verfaſſer ſelber kennt."

Digitized by Google

Landſiedel ging wieder.

Wenn ſich auch aus Rußland niemand regte, war es ihm doch nicht recht, daß die Verſorgung ſeines Schützlings auf ſich warten ließ.

Da ſaß er eines Abends im ſchönen Studierzimmer und ſchrieb an einem Gedicht: „Das arme Kind!"

Die Glocke ging; das Dienſtmädchen meldete: „Es iſt eine Frau mit neuen Schuhen für Sie draußen."

„Mein Gott, du, Rösle!" rief Heinrich.

Das ärmlich gekleidete, bleichſüchtige Weib, das ſchon wieder guter Hoffnung ging, dem aber ein Reſt von Anſtändigkeit geblieben war, wagte es nicht, den Blick zu ihm emporzuſchlagen. Es ſagte leiſe und in tiefer Scham: „Ich komme ſelber zu Ihnen, Herr Profeſſor, um Ihnen meinen tiefen Dank auszuſprechen für das, was Sie an meinem armen, verſtoßenen Heinrich getan haben. Wie glücklich bin ich, daß er jetzt draußen im grünen Wald bei Hirſchen und Rehen aufwachſen darf. Unter meinen Kindern iſt es mir doch das liebſte; der Junge iſt ſo geſcheidt und auch ſo dankbar für jedes bißchen Liebe, daß Sie nicht wiſſen wie dankbar."

„Ich getan? Ihr Heinrich im grünen Wald? — Ich verſtehe davon kein Wort, Rösle", erwiderte Landſiedel verwirrt.

„Es war eine feine und ſchöne Dame bei uns; ſie ſagte, ſie habe ihren Mann früh verloren, lebe einſam im Schwarzwald und wolle, da ſie kein eigenes Kind beſitze, den Heinrich gern erziehen! Sie möge ihn ſchon, weil er Ihren Namen trage", erzählte Frau Geilkopp tonlos.

„Tilla Scheck", rief Heinrich.

„Ja, Frau Scheck aus dem Forſthaus bei Villingen. Alſo vielen Dank!"

Die Schuſtersfrau wandte ſich zum Gehen; die Tränen wollten ihr kommen.

„Noch auf ein Wort, Rösle", bat er. „Weißt du um das Schickſal Reinholds von Plus?"

Sie ſchüttelte gleichgiltig den Kopf.

Digitized by Google

„Er ist in Paris unter gräßlichen Umständen gestorben!"

Da hob sie doch die trüben, traurigen Augen zu ihm empor. In glühendem Haß sagte sie: „Dann will ich mit Gott nicht mehr so stark wegen meines Unglücks hadern. — Dich aber, Heinrich, segne er!" —

Sie riß sich los, ging, und die Treppe herauf kam ihr verhaltenes, trostloses Wimmern. —

Landsiedel wurde seiner Ueberraschung und Bewegung kaum Herr.

„Tilla Scheck", murmelte er. Er strich den Titel des begonnenen Gedichtes durch, zerknüllte das Blatt und warf es in den Papierkorb. Das arme Kind, an das er bei der Niederschrift gedacht hatte, war ja jetzt, da es unter der mütterlichen Hut der feinen Frau aufwachsen durfte, ein reiches Kind.

Es wurmte ihn aber ein wenig, daß sie gehandelt hatte, ohne sein Einverständnis einzuholen. Doch er hatte sie ja auch nie in ihrem Forsthaus besucht, sondern es bei den gegenseitigen Grüßen bewenden lassen. Warum denn nur? —

Um sich das Bild Doias rein und ungestört zu erhalten!

Wozu aber an die denken, der keine Rettung mehr zu bringen war? — Hatte er um sie, die sich seinetwegen lebendig begraben hatte, nicht genug getrauert?

Erinnerungen an Santa Maria strichen, schmeichelnder Frühlingswind, durch seine Seele. Ob Tilla Scheck, die wie ein Sonnenstrahl in das öde Hospiz getreten war, noch die Kraft besaß, die Lenzluft des Schwarzwaldes um sich zu verbreiten, etwas wie Morgen im Forst, wie träumerisches Blühen im Jungschlag der Tannen? — —

Jedenfalls mußte er ihr dafür danken, daß sie den Knaben Heinrich so großherzig aus der Armut und Verderbnis der Schusterstube in ihre lichte Welt hineingezogen hatte. Auch seinem Freund Zeusler. Ohne ihn hätte Tilla Scheck nie um den Jungen erfahren.

Digitized by Google

Schon in den nächſten Tagen reiſte er nach Villingen.

Ein linder Sommerabend fiel mit roten Tönen in die dunkeln Tannen. Da ſchritt neben ihm in Natürlichkeit Frau Tilla, die liebliche Schwarzwäldlerin mit den ſtrahlenden, blauen Augen, der Schillernaſe und dem Aehrengewind der dunkelblonden Zöpfe. Ihr Ausdruck war wohl gereifter, aber ihr Weſen ſo friſch und unmittelbar wie in Santa Maria, ihre Stimme von jenem Wohlklang, der von ſelber an irgend ein ſchönes Lied erinnerte.

Die Nacht kroch zwiſchen den Stämmen des Forſtes hervor. Und die beiden einſamen Menſchen ſprachen noch von Doia.

Da legte Heinrich ſeinen Arm in den ſeiner Begleiterin. „Verehrte, liebe Frau Tilla", ſagte er, „was habe ich um Doia gelitten! Es gibt aber einen Herzenszauber, der ſtärker iſt als die Wunden der Fremde — Heimat! — Du ſei meine Heimat, Tilla!" —

Sie neigte das Haupt, und feſter legte ſich ihr Arm in den ſeinen. Sie waren vor Glück ſo ſtill, daß ſie den leiſen Nachtwind in den Wipfeln flüſtern hörten und wie die dürren Zweiglein unter den Füßen der Rehe brachen — Laute der Heimat! — —

* * *

Zwei Jahre ſpäter, als kaum die Pfirſichſtauden an den Hängen von Stuttgart ihre Blüten flammen ließen, unternahm Heinrich Landſiedel ſeine Romfahrt, die echte Romfahrt des deutſchen Gelehrten.

Frau Tilla mußte daheim bleiben; ſie ſtillte den erſten Bruder des kleinen Heinrich.

Landſiedel gehörte nicht unter diejenigen, die gähnend oder ſchlafend durch den Gotthard fahren. Obwohl es um Mitternacht geſchah, waren ſeine Sinne hellwach. Er dachte an die verlorenen Augen des Mineurs Vermi, an Kaufmanns Rat: „Werden Sie kein alter Junggeſelle", und beſonders lieb an ſeinen Freund Pater Placidus, mit

Digitized by Google

dem er einmal in den Tunnel gewandert war. Als der Zug an Airolo vorüberbrauſte, ſtellte er ſich unter das Fenſter und ließ ſich den Nachtwind durch die Haare fahren. Nicht lang und er ſah aus dem Tal hinauf nach Altanca, das im ſchwachen Mondſchein auf dem Berggeſimſe lag. Dort träumte der Sindaco in Frieden; außer ſeinem Grab aber war wohl jede Spur der Menſchen verwiſcht, die auf der Höhe einander geliebt und miteinander gelitten hatten. Nicht einmal Teſta war mehr im Land; er hatte das Hotel am See verkauft und ſich in Taormina einer neuen Unternehmung zugewendet. Und Grimelli? — Der hatte wohl ſeine Zuchthausſtrafe bald herum. Wenn er wollte, konnte er ſeinen Weg leicht wiederfinden. Doia hatte ja in ihrer letzten Not noch für ihn geſorgt.

Und ſie? — Gräber und Klöſter ſprechen nicht! — —

Como! Die rötliche Morgenſonne, die auf der Stadt lag, ſchmerzte Heinrich; er ſchloß die Augen; ihm war, er höre aus entlegenſten Weiten den weiblichen Chorgeſang eines Requiems; eine junge Nonne in weißem Kleid werde hinabgeſenkt in die Gruft.

Gottlob, der ſchwerſte Ort der Romfahrt lag hinter ihm.

Es ging ihm ein Gedicht durch die Seele. Was iſt alles Leben mehr als ein Traum? Und wer ihn nicht zu hart träumt, der ſoll gegen die andern edel ſein, jeder ſich der unſichtbaren Macht neigen, gegenüber deren Weſen und Geheimnis alle Religionsformen nur Stammellaute unmündiger Kinder ſind!

Ende.

59605597

Digitized by Google

Bei Huber & Co. in Frauenfeld und Leipzig sind erschienen:

Ferien an der Adria

4.—8. Tausend, in neuer Ausstattung, mit aktueller Einleitung.

Der Dichter erzählt von einer friedlichen Wanderung durch die heute blutgetränkten Gefilde am Isonzo und Tagliamento; die Lieblichkeit von Görz, der Friede der Lagunen und die Schönheit von Triest und der istrischen Küste bilden den lebendigen Rahmen für gehaltvolle kulturgeschichtliche Genrebilder.

Streifzüge im Engadin

8. Tausend.

Ein Dichter und ein Meister kraftvoller Schilderung ist Heer. Er weiß nicht nur die überreichen Schönheiten des Engadins in leuchtenden Farben dem Leser vor Augen zu führen; auch die politischen und kulturellen Verhältnisse vermag er, ebensogut wie Rückblicke aus der Vergangenheit und Betrachtungen zur Gegenwart, einzuflechten. Ein Muster in dieser Hinsicht ist der Abschnitt Schuls-Tarasp. „Münchner Neueste Nachrichten"

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nf. in Stuttgart sind erschienen:

An heiligen Wassern. Roman. 105.—110. Auflage
Der König der Bernina. Roman. 110.—115. Auflage
Felix Notvest. Roman. 60. Auflage
Joggeli. Geschichte einer Jugend. 35.—40. Auflage
Der Wetterwart. Roman. 110.—115. Auflage
Laubgewind. Roman. 75.—80. Auflage
Da träumen sie von Lieb und Glück. Novellen. 50. Auflage
Der lange Balthasar. Dorfroman. 35.—40. Auflage
Was die Schwalbe sang. Geschichten für Jung und Alt. 25.—30. Auflage
Gedichte. 5. Auflage
Martin Hächlers Erlebnisse. Lebensbild. 1.—10. Auflage

In der Union Deutsche Verlagsgesellschaft:

Spruch der Fee. Novelle.

Digitized by Google

Schweizerische Erzähler

Jedes Werkchen in Pappband mit Farbschnitt 80 Pfennig.

Der Hubersche Verlag hat sich mit dieser Sammlung selbst ein Ehrendenkmal gesetzt. Es ist echte Heimatkunst, was er dem Volke schenkt, in einer Buchausstattung von feinstem Geschmack und doch zu billigstem Preise.
„Die Neue Zeit"

Ein Zeugnis der zum Bewußtsein erwachten nationalschweizerischen Literatur.
„Frankfurter Zeitung"

Eine nicht hoch genug anzuerkennende Kulturtat, der wir Deutsche wenig Aehnliches an die Seite zu stellen haben.
„Die Post", Berlin

I. Gruppe: Titel und Deckelzeichnungen nach Rahmentiteln des 18. Jahrhunderts.

1. Paul Ilg: Maria Thurnheer. / 2. Meinrad Lienert: Drei altmodische Liebesgeschichten. / 3. Alfred Huggenberger: Daniel Pfund. / 4. Felix Möschlin: Schalkhafte Geschichten. / 5. Olga Amberger: In der Glücksschaukel. Drei Novellen. / 6. Albert Steffen: Bauz. Zwei Erzählungen.

II. Gruppe: Ausstattung von ersten Buchkünstlern Deutschlands und der Schweiz.

7. Ernst Zahn: Der Lästerer. / 8. Johannes Jegerlehner: Das verlassene Dorf. / 9. Robert Walser: Der Spaziergang. / 10. Robert Faesi: Füsilier Wipf. / 11. Ruth Waldstetter: Leiden. Erzählungen. / 12. Max Pulver: Odil. Zwei Erzählungen.

III. Gruppe: Ausstattung von Otto Baumberger.

13. Adolf Vögtlin: Heimliche Sieger. Zwei Knabengeschichten. / 14. Jakob Boßhart: Irrlichter. Drei Novellen. / 15. Jakob Schaffner: Frau Stüssy und ihr Sohn. / 16. Hans Ganz: Im Hause Frau Klaras. / 17. Maja Matthey: Der Pfarrer von Villa. / 18. Westschweizerische Erzähler. Eine Blütenlese.

IV. Gruppe: Schweizer in der Welt. Umschlagsbilder nach Werken in der Schweiz lebender Künstler.

19. Charlot Straßer: Das Pestschiff. Südamerikanisches. / 20. K. F. Kurz: Kohana. Japanisches Liebesidyll. / 21. Lilli Haller: Der Mord auf dem Dorfe. Erzählung aus innerrussischer Provinz. / 22. Dominik Müller: Spanische Geschichten. / 23. Hans Bloesch: Römisches Fieber. / 24. J. C. Heer: Jugendfahrt. Erinnerungen aus Südösterreich.

Digitized by Google

Lienert hat das Schwyzer Temperament, den schwyzerischen Frohsinn, die innige Daseinsfreude seiner Heimatgenossen, das tiefe Heimatgefühl für sein Ländchen, den Uebermut, die Sonne der Berge und die idyllische Heimeligkeit der Bergdörfchen, die Jauchzerluft im Herzen und das quecksilberne Tanzteufelchen in den Beinen... Ernst Eschmann in seinem Buch über Meinrad Lienert

Auf Weihnachten 1918 erscheint:

Frohfarbenfähnlein / Erzählungen

Geheftet M. 5.—, gebunden M. 7.—

Die ungewöhnlich warme Aufnahme, die Lienerts vorjähriges Buch „Das Gesichtlein im Brunnen" in Deutschland gefunden hat, läßt erwarten, daß sein neuer Erzählungsband im Erfolg nicht zurückbleiben wird. Der Schweizer von heute sieht in Lienert, dem gefeierten Erzähler und Lyriker der Innerschweiz, „seinen" eigentlichen Dichter. Die Menschen seiner Bergheimat stehen fest und klar, ohne einen falschen Strich vor uns. Sonniger Humor und urwüchsige Gradheit sind die hervorstechendsten Kennzeichen an ihnen wie an dem Dichter.

Lienerts Kleinstadtroman:

Das Gesichtlein im Brunnen

Geheftet M. 3. 80, gebunden M. 4. 80

Der Held, ein durch wundersame Schicksale in das altehrwürdige Nest verschlagener Bauernjunge, den wir dort heranwachsen und zu einem tüchtigen Meister seines Handwerks werden sehen, dann das alte Meisterpaar und vor allem der eigenköpfige Spenglergeselle Lötharius haben das Zeug dazu, in die Reihe der Lieblingsgestalten der schweizerischen Dichtung zu treten. Ein herzerquickend frisches Buch!

Frühere Erzählungsbücher von Meinrad Lienert:

Geschichten aus den Schwyzerbergen. Erzählungen. 2. Auflage. M. 4.—, gebunden M. 5.—

Der letzte Schwanauritter. Ein fröhlicher Sang aus der Urschweiz. Gebunden M. 4.—

Das Hochmutsnärrchen. Geb. M. 4.50.

Bergdorfgeschichten. 2. Auflage. Gebunden M. 7.50.

Der jauchzende Bergwald. Alte und neue Geschichten. Gebunden M. 5.50

Drei altmodische Liebesgeschichten. (Schweizerische Erzähler, Band 2.) 10. Tausend. In Pappband M. —.80.

Kindheitserinnerungen Meinrad Lienerts:

Das war eine goldene Zeit! 6. Tausend. Gebunden M. 5.—

Das Bergspieglein. 5. Tausend. Gebunden M. 5.—

Gedichte in schwyzerischer Mundart:

Jodler vom Meisterjuzer. M. 1.50, gebunden M. 2.—

's Mirli. 2. Auflage. Gebunden M. 2.—

's Heiwili. 3. Auflage. Gebunden M. 3.20, Luxusausgabe M. 5.—

Digitized by Google

Erzählende Werke von höchstem dichterischem Rang

HERMANN KESSER

Novellen

Geheftet M. 4. 50, gebunden M. 5. 50

Ich schlage vor, daß Hermann Kesser zum großen Preissingen um den goldenen Spiegel, das Siegeszeichen der epischen Meisterschaft, zugelassen wird.
„Vossische Zeitung"

... Das hebt Kesser als ersten in die Reihe der deutschen Erzähler, das gibt seinen Novellen Ewigkeitswert. „Süddeutsche Zeitung"

Wer in seiner Bücherei das beste vereinen will, was die Erzählungskunst der neuen Zeit geschaffen hat, darf diesen Novellenband nicht beiseite lassen.
„Hamburgischer Korrespondent"

ANNI APEL

Das einsame Herz / Ein Leben

Geheftet M. 4. 20, gebunden M. 5. 80

Eine sehr ernste, sehr ernst zu nehmende Geschichte ... Jeder heftigen Gebärde feind, mit einer stillen melodischen Leidenschaft, die sich lieber nach innen verzehrt, ehe sie effekthaschend nach außen schlägt, werden dies Menschenkind und seine Mitmenschen vor uns hingestellt. Das unalltägliche, liebeheischende, auch im Menschenschwarm stets absettige Kind ist mit tiefdringendem Wahrheitsauge gesehen. Fritz Engel im „Berliner Tageblatt"

ROBERT WALSER

Poetenleben

Geheftet M. 4. 50, gebunden M. 5. 50

Dieser Robert Walser, der schon so manche feine Kammermusik gespielt hat, klingt in seinem neuen Buch noch reiner, noch süßer, noch schwebender als in den früheren. Gehörten Dichter wie Walser zu den „führenden Geistern", so gäbe es keinen Krieg. Wenn er zehntausend Leser hätte, wäre die Welt besser. Hermann Hesse in der „Neuen Zürcher Zeitung"

JAKOB BOSSHART

Träume der Wüste

Orientalische Novelletten und Märchen

Geheftet M. 6. –, gebunden M. 7. –

Jakob Bosshart gehört heute zu den beliebtesten schweizerischen Erzählern. Vor den meisten Schweizern hat er den weiten Bereich des Stoffkreises voraus. In seinem neuen Buch schöpft er aus dem Erlebnis eines ägyptischen Aufenthalts eine Reihe dichterischer Motive von stärkster symbolischer Kraft und doch von farbigster Anschaulichkeit. Zeitgefühle klingen diskret hinein.

Digitized by Google

HERMANN WEILENMANN

Der Befreier / Eine Prosadichtung

Geheftet M. 4.20, gebunden M. 5.80

Neuartiges Zeiterlebnis gestaltet diese Prosadichtung: Zeiterlebnis in der Seele eines Jünglings, der noch auf der Schwelle steht zu Leben und Zeit. Dennoch erhielt dies Jugendwerk bei einem Ausschreiben für den besten schweizerischen Grenzbesetzungsroman den ersten Preis. In der „Neuen Zürcher Zeitung" urteilte Dr Eduard Korrodi: „Ein Roman bester Schweizerart. Der Befreier ist ein Mensch. Nicht alle Jahre gelingt einem Dichter — ein Mensch! Möge es ihm an einer großen, bereitwilligen Lesergemeinde nicht fehlen."

HERBERT MOOS

Der Bürger / Zwei Erzählungen

Mit Federzeichnungen von E. Breßler und G. François

Geheftet M. 4.20, gebunden M. 5.80

In zwei künstlerisch wundervoll kontrastierenden Charakterbildern gestaltet der hochbegabte junge Genfer den Bürger und den Narren, jene beiden Gegenpole in der Gesellschaft, von denen der eine nie zu einem vollem Leben kommt, der andere an seinem Eigenleben zugrunde geht. Erschüttert in der ersten Erzählung die Tragik des an Nichtigkeiten verlorenen Daseins, so hat die zweite die Spannung einer Detektivnovelle: erst zum Schluß erfährt man, worin das geheime Laster des tragischen Narren besteht.

CHARLOT STRASSER

Wer hilft? / Zwei soziale Novellen

Mit Zeichnungen von G. Rabinowitsch

Geheftet M. 4.20, gebunden M. 5.80

Straßer, der Zürcher Nervenarzt, als Psychiater führend unter den Vorkämpfern für eine neue geistige Seelenheilkunde, als Dichter Finder einer eigenen, durchgeistigten Erzählungsform, gibt hier zwei sozialpsychologische Charakterbilder von Dostojewskischer Eindringlichkeit und Unwiderleglichkeit. Im ersten wird das Werden des Verbrechers in einer gedrängten Fülle geschauter Motive vorgeführt. Auch der prachtvolle alte Sonderling in der zweiten Novelle kämpft gegen das Leben, das ihn von sich stieß: mit grotesker Konsequenz führt dieser „Diogenes in der Dachstube" Lebensstreik und Lebensverneinung durch. Tiefes menschliches Mitgefühl gesellt sich zu klarer seelischer Veranschaulichung.

ROBERT FAESI

Aus der Brandung

Zeitgedichte eines Schweizers

Geheftet M. 1.80, gebunden M. 3.—

Als eine der gewaltigsten dichterischen Kriegsleistungen gehören Faesis Gedichte in jede Bibliothek, die eine Sammlung des Besten sein will.

„Nationalzeitung", Basel

GERTRUD BÜRGI

Sterne / Neue Gedichte

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Das Eigentümliche der Bürgischen Verse ist, daß sie auch in der Luft des heiligen Ganges entstanden sein könnten wie in Davos. Sie haben ein Weltgesicht. Meinrad Lienert in der „Neuen Zürcher Zeitung"

Digitized by Google

Das unvergängliche Werk über das erste Kriegshalbjahr!

LUIGI BARZINI

Die deutsche Flut

Szenen aus dem Drama im Westen August 1914 bis Januar 1915

Berechtigte deutsche Ausgabe von Dr. Wilhelm Walter

Mit vier Karten. Geheftet M. 6.—, in solidem Halbleinenband M. 7.50

Das „Drama im Westen", dem das lange Epos der Schützengräben folgte, wird in den Farben der Barzinischen Bilder fortleben. Die bekannten Kriegsbücher deutscher Dichter setzen später ein. Keiner hat ihn bis heute übertroffen. Aus seinen Augenblickseindrücken baut sich eine wirkliche Geschichte der ersten Kriegsphase auf. Zur Undestechlichkeit seines militärischen Urteils kommt seine politische Unabhängigkeit. Die Sachlichkeit entspringt bei Barzini aber nicht der seelischen Verstumpfung eines Halbmilitärs. Sein Buch bewahrt wie kein anderes die rein menschlichen Stimmungen auf. Das Ganze liest sich wie ein historischer Roman. Die strategischen Darstellungen und Angaben sind nach den neuesten neutralen Werken, vor allem nach Stegemann, sorgfältig geprüft und ergänzt.

FRANZ MAAR

Die rote Straße / Novellen

Geheftet M. 4.80, gebunden M. 6.25

Dies stark und sicher gestaltende Buch eines deutschen Frontsoldaten gehört zu der kleinen Auslese von Zeitdichtungen, die der Nachwelt ein getreues Bild des Weltkrieges überliefern können. Es zeichnet das Empfindungsleben des Soldaten mit überraschend feiner Beobachtungsgabe auf, vom Ausmarsch bis in den Schützengraben, vom Lazarett bis in die Etappe, von der Gefangenschaft bis zur Internierung im gastlichen neutralen Land. Frei von jeder Tagestendenz, sucht es seine Wirkung bereits jenseits des Krieges, ist darum den Heimkehrenden gewidmet. Mit sicherem künstlerischem Griff sind interessante Novellenmotive erfaßt, vor allem das Problem des Feiglings und die Liebestragödie der Etappe.

PAUL ILG

Der starke Mann

Eine schweizerische Offiziersgeschichte

Broschiert M. 4.50, gebunden M. 6.—

Es konnte nicht anders sein: Staub hat das Buch viel aufgewirbelt.... Mit unheimlichen Kräften geladen, sorgsam in aller Knappheit durchgeführt, fesselt die Handlung bis zuletzt. „Kunstwart"

ROBERT WEHRLIN

In diesen Zeiten / Erzählungen

Gebunden M. 2.—

Turmhoch über das Geschreibsel so vieler Kriegsbücher erhebt sich das Werkchen dieses Schweizer Schriftstellers. Jede der fünf Geschichten ist ein Kunstwerk und bereitet reinen Genuß. „Hamburger Fremdenblatt"

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google